

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 7800 Freiburg

Tel. (0761) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00—18.00 Uhr,

Di. 8.00—12.00 Uhr,

Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 35,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 10,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor: veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postscheckkonto Karlsruhe 16468-751
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873
BLZ 680 301 00
Öffentl. Sparkasse Freiburg,
Girokonto 200 3 201
BLZ 680 501 01
Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.
Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse
Freiburg
Vermerk: Spende Badische Heimat bitte
nicht vergessen

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:
G. Braun, Druckerei und Verlage,
Karl-Friedrich-Straße 14—18
7500 Karlsruhe 1
Telefon (0721) 165-0
Telex 7 826 904 vgb d
Reproduktionen:
Reprotechnik Specht, Karlsruhe

Inhalt

Zu diesem Heft			
<i>Heinrich Hauß, Karlsruhe</i>	327	Ludwig Schwerin, ein fränkischer Maler in Israel <i>Helmut Brosch, Buchen</i>	439
I. Badisches Franken		Heimat- und Wallfahrtsmuseum Walldürn <i>Peter Assion, Walldürn/Marburg</i>	447
Das Badische Frankenland		Landesgeschichtliche Vereinigungen in Baden-Württemberg	
<i>Bertold Rudolf, Karlsruhe</i>	331	<i>I. Buchen</i>	458
Texte von		<i>II. Historischer Verein Wertheim</i>	461
<i>Hans Dieter Schmidt, Wertheim</i>	347	Fränkische Literaturschau <i>Peter Assion, Walldürn/Marburg</i>	465
Flurdenkmäler in Badisch-Tauberfranken		II. Hansjakob-Gedenkjahr	
<i>Hans W. Siegel, Tauberbischofsheim</i>	353	Rede anlässlich der Präsentation der Hansjakob-Festschrift am 5. 6. 1987 <i>Manfred Hildenbrand, Hofstetten</i>	469
„Büschemer Bösi Buwe“		Zwei Wohnstätten des alternden Hansjakob <i>Ernst M. Wallner, Kirchzarten/Heidelberg</i>	475
<i>Hugo Pahl, Tauberbischofsheim</i>	369	III. Ausstellungen	
Brücken im Taubertal		Friedrich Weinbrenner und seine Schule <i>Heinz Schmitt, Karlsruhe</i>	485
<i>Bernhard Sprotte, Kreuzwertheim</i>	379	IV. Veranstaltungen	
Das Werden einer kleinen Stadt: Freudenberg 1287—1987		Ständehaus — Was nun? Veranstaltungs- reihe des Landesvereins Badische Heimat ...	486
<i>Helmuth Lauf, Freudenberg</i>	391	V. Buchbesprechungen	489
Der südöstliche Odenwald zu Anfang des 19. Jahrhunderts			
<i>Adolf Frank, Mosbach</i>	403		
Zur Geschichte des Tauberbischofsheimer Museums und seiner Sammlungen			
<i>Otmar Bischof, Tauberbischofsheim</i>	415		
Vom „Blecker“, „Kröten“ und „Strumpfkappen“			
<i>Gernot Umminger, Emmendingen</i>	433		

Zu diesem Heft

Die Badische Heimat hat im Heft 2/1985 die von Hermann Eris Busse 1921 begründete Tradition der „Landschaftshefte“ mit einem Heft „Der Kraichgau“ wieder aufgenommen. Im Jahre 1933 erschien das Heft „Das badische Frankenland — Odenwald, Bauland, Taubergrund“ mit einem Umfang von 314 Seiten und einer sehr schönen Ausstattung. Es ist der Anregung und dem Engagement von Herrn Reg.-Veterinärdirektor Dr. *Paul Benz* zu danken, daß dieses Heft in Angriff genommen wurde. Herrn Gymnasialprofessor *Hans Dieter Schmidt* verdanken wir Hinweise und Kontaktaufnahme mit den Autoren. Zu danken ist auch *Prof. Dr. Peter As-sion, Marburg/Walldürn*, der bereit war, kurzfristig eine „Fränkische Literaturschau“ zu schreiben.

Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg hat Eberhard Gönner, der frühere Präsident der

Landesarchivdirektion ein Verzeichnis der „Landesgeschichtlichen Vereinigungen in Baden-Württemberg“ erstellt (W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart, 1987). Die Publikation ist der Badischen Heimat Anlaß, beginnend mit diesem Heft, in Zukunft in loser Folge die landesgeschichtlichen Vereinigungen und ihre publizistische Arbeit vorzustellen.

Das Hansjakob-Gedenkjahr, das die Badische Heimat im Heft 1/87 entsprechend gewürdigt hat, findet in diesem Heft mit der Vorstellung der Festschrift zum 150. Geburtstag Hansjakobs durch Manfred Hildenbrand und einem Aufsatz zu „Zwei Wohnstätten des alternden Heinrich Hansjakob“ von Prof. Ernst M. Wallner eine weitere Schwerpunktsetzung in unseren Heften.

Heinrich Hauß
Schriftleiter

Der Verlag Braun hat in der Reihe „Baden — Monographie einer Landschaft — Südwestdeutsche Rundschau für Kultur und Wirtschaft“ im Jahre 1953 ein Heft unter dem Titel „Madonnenland“ herausgebracht.

Leo Faller vom Karlsruher Künstlerbund zeichnete eine Karte, die dem Heft beilag. Wir haben diese Karte mit freundlicher Genehmigung des G. Braun Verlages für dieses Heft übernommen.

Das Titelblatt dieses Heftes „*Tauberbischofsheimer Schutzmantelmadonna*“ wurde von Foto Besserer, Lauda, aufgenommen und von Herrn Otmar Bischof zur Verfügung gestellt.



Zum Abholen:
Informationsmaterial
zum Thema Geldanlage

SIE HABEN EINE GANZE MENGE ZU VERLIEREN

Voller Stolz schauen Sie auf das, was Sie sich bisher aufgebaut haben:

Erfolg im Beruf, ein schönes Heim und eine glückliche Familie.

Für Ihre Familie möchten Sie dies alles erhalten und bewahren.

Darüber hinaus machen Sie sich auch Gedanken über die Ausbildung Ihrer Kinder, vielleicht planen Sie größere Anschaffungen, oder Sie denken manchmal an die Zeit Ihres Ruhestandes.

Jedenfalls wollen Sie sich und Ihrer Familie den heutigen Lebensstandard erhalten.

Und fragen sich, wie Sie das Ganze für

die Zukunft absichern können.

Am interessantesten wäre doch ein Weg, der gleichzeitig Geld anspart und Ihre Familie absichert.

Diese Art der finanziellen Vorsorge läßt sich planen: in einem Gespräch mit dem Geldberater der Sparkasse.

Er kennt Mittel und Wege, ein Vermögen aufzubauen und mögliche Risiken zu begrenzen.

**Private Vorsorge
beginnt bei der Sparkasse**



Das badische Frankenland

Das badische Frankenland — auf Dauer „Hinterland“?

Berthold Rudolf, Karlsruhe

Räumliche Disparitäten

Das Problem der räumlichen Disparitäten dieser Erde beherrscht wie kein anderes die letzten Jahre dieses Jahrtausends. Auf kontinentaler wie auf nationaler Ebene haben Ungleichgewichte der natürlichen Ausstattung und der wirtschaftlichen Entwicklung erbiterte Auseinandersetzungen bewirkt. Aber auch innerhalb einzelner Volkswirtschaften ist Ungleichheit ein sektorales wie regionales Problem.

Pauschale Urteile und ideologische Dauerkontroversen haben zu ihrer Artikulation ein neues griffiges Vokabular entstehen lassen. Dem breiten Strom von Anschuldigungen zeigen sich differenzierte Argumente kaum gewachsen. Was im Weltmaßstab als Entwicklungsland oder, um einem Ideologieverdacht zuvorzukommen, als „unterentwickelter Raum“ bezeichnet wird, gilt innerhalb eines hochentwickelten Landes als zurückgeblieben oder benachteiligt. An die Darstellung interregionaler Ungleichheiten knüpft man Horrorbilder ihrer weiteren Verstärkung (Polarisationstheorien), Prognosen unaufhaltsamer Verarmung aufgrund marktwirtschaftlicher Gesetzmäßigkeit und folglich die Forderung nach staatlichen Kapitalleistungen und Sozialtransfers, um bekannte und immer neu zu entdeckende Disparitäten auszugleichen, zu kompensieren.

Meist werden diesen Forderungen Ungleichheiten kennzeichnende Indikatoren zugeordnet: mangelnde Ausstattung mit öffentlicher Infrastruktur, defizitäres Wirtschaftsgefüge, unzureichendes Angebot an Arbeitsplätzen im sekundären und tertiären Sektor, geringe Bildungsmöglichkeiten etc. Dabei wird meist

nicht beachtet, daß die Entwicklung des Wohlstands der Gesellschaft von der arbeitsteiligen Spezialisierung ihrer Mitglieder abhängt, daß ihre komplexe, vielfach verflochtene Wirtschaft eine räumliche Konzentration erfordert. Viele Ereignisse der jüngsten Vergangenheit haben deutlich werden lassen, daß in beiden Gebieten, in Zentrum und Peripherie, neben den Vorteilen auch Nachteile entstehen, die eine einschichtige Aufrechterhaltung ihrer Attraktivität erschweren.

Badisches Hinterland

Selten trägt freilich ein Raum die abwertende Bezeichnung „Hinterland“ als eine Art Kainsmal wie das badische Franken. Sie zielt auf das Problem der Lage: denn in allen vergleichbaren Fällen erweisen sich Randlagen als Merkmalsträger sozio-ökonomischer Strukturschwäche. Die angelsächsische Geographie hat die Bezeichnung „Hinterland“ übernommen und stellt ihr den Begriff „heartland“ gegenüber. Er bezieht sich auf den Raum, von dem die wichtigsten Impulse ausgehen, in dem die wirtschaftlichen Prozesse mit verstärkter Intensität ablaufen.

Eine Gäulandschaft

Im Verband der offenen Gäulflächen, die den südwestdeutschen Raum diagonal durchziehen, muß auch das Frankenland als besonders bevorzugt bewertet werden. Dem Auge des Betrachters erscheint die sanftwellige Fläche eher zu einem Hügelland zerschnitten. Je nach geologischem Baustoff wechseln die Formen. Deutlich erkennt man Kanten,

wo der widerstandsfähige Hauptmuschelkalk angeschnitten wird. Im leicht ausräumbaren mittleren Muschelkalk bilden sich breite Sohlentäler aus.

Aber kein einziger Fluß quert den Raum, an dem sich ein Siedlungsschwerpunkt hätte bilden können. Wohl ist die Tauber in ihrem geräumigen Mittelteil voller historisch bedeutsamer Denkmäler, aber sie bietet mit diesem Reichtum an kleinen Städten eher einen „Gang durch die deutsche Geschichte“ (W. H. Riehl) und ein Musterbeispiel politischer Zerrissenheit.

Zwei Flußrichtungen, von der mitteleuropäischen Tektonik vorgezeichnet, scheinen auch hier bevorzugt: Die erzgebirgisch streichende Odenwaldflexur und die herzynische Richtung (NW-SO), die die Tauber bis zu ihrer Mündung in den Main durchhält, obwohl sie sich gegen den sich hebenden Odenwald-Spessart-Schild behaupten muß, nicht aber der Neckar, der gemeinhin als Grenze des Frankenlandes betrachtet wird. Wie anders hätte die Entwicklung verlaufen können, hätte der Neckar seinen Weg am östlichen Odenwaldrand gesucht und sich die Mühe erspart, durch das aufsteigende Gebirge hindurchzusagen. Aber seine Entscheidung war ja schon gefallen, als mit dem Absinken des Oberrheingrabens sich die Randgebirge Odenwald und Spessart als Grabenschultern heraushoben (Antezedenz zu den jüngsten Krustenbewegungen). Der Main, mit seinen wechselnden Fließrichtungen ein Musterbeispiel mitteleuropäischer Flußgeschichte, hat sich aber doch auch als Achse voller Ansatzstellen größerer politischer Gebilde erwiesen. Am Mainviereck trennte die politische Neugliederung eine natürliche und historisch zusammengewachsene Landschaft und bildete den Fluß, die Schlagader des mainfränkischen Raums, zur Grenzlinie zurück. Die Mainlinie wurde zur Rückseite des Flächenstaates.

Wieviel mehr würde ein Flußknoten dem Bild eines „Herzlandes“ gerecht werden! Aber im badischen Hinterland beherrscht

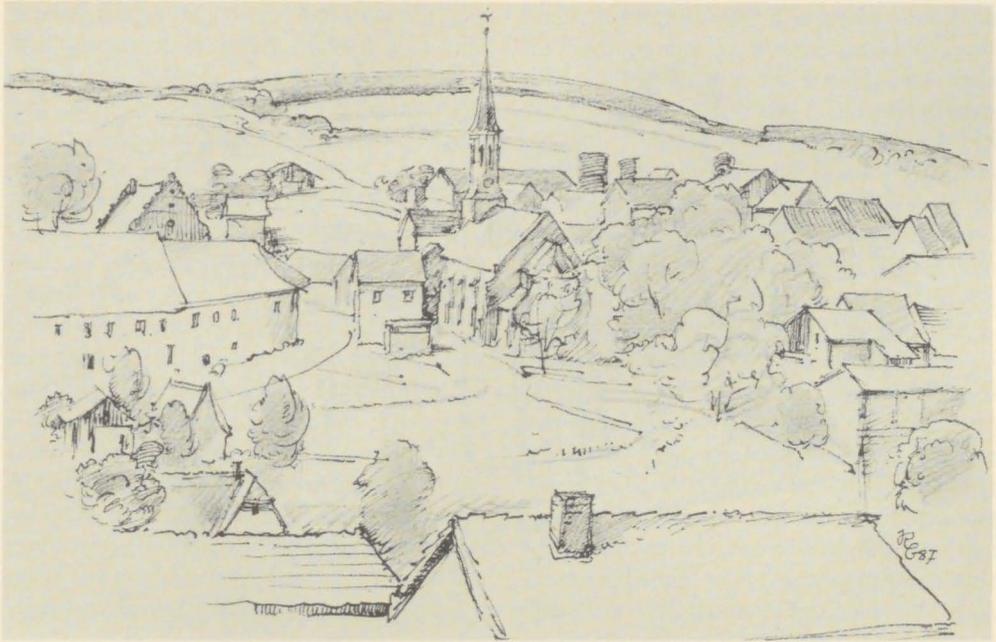
eine Art Quellknoten die Mitte, der Ahornwald, die zentrale Wasserscheide zwischen Tauber und den Randflüssen Main und Jagst. Die Erhaltung seiner Lettenkohledecke, orographisch eine Hochzone, verdankt er, wie Strom- und Heuchelberg in der Kraichgaumulde, seiner Lage im tiefsten Bereich der Baulandmulde (Reliefumkehr!). An diese geologische Mulde schließt sich der Fränkische Schild an, eine kräftige, weiträumige Aufwölbung des Gesteinspakets mit vielen Bruchzonen. Er wird als Grenzsaum und Wasserscheide gegen das offenere und feinglidrigere Neckarland wirksam.

Teil der süddeutschen Beckenlandschaften

Trotz der Zugehörigkeit zu dem gleichen tektonisch-morphologischen Großraum weist das Hinterland beträchtliche klimatische Nachteile gegenüber dem Neckarraum aus. Höhenlage und Exposition wirken sich dabei besonders aus und spiegeln die Werte der wichtigsten Klimatelemente, Temperatur und Niederschlag. Die Bezeichnung „Badisch Sibirien“ wurde oft in diesem Sinne gebraucht; ein geübtes Auge kann auch an dem Grad der Intensivierung der Kulturlandschaft die geringere Klimagunst ablesen. Die Palette der Sonderprodukte ist hier stärker eingeschränkt; der Weinbau, die für die beiden Gäulandschaften wichtigste Intensivkultur, hat sich hier ganz in die Flußtäler zurückgezogen und sich nur in mikroklimatisch bevorzugten Nebentälern der Tauber und an Südhängen der Jagst stabilisiert, wenn auch hier immer wieder durch Fröste gefährdet. Die einst mühsam aufgeschütteten Steinriegel begrenzen heute meist Ödland, Busch oder Kiefernwald, nur selten den als Nachfolgekultur üblichen Obstbau.

Ländlicher Raum

In das Kontrastbild Hinterland-Herzland lassen sich weitere Charakteristika des Raums einbringen, Tauber und Jagst, wenn auch nicht schiffbar, so doch mit Städten



Merchingen, Zeichnung von Prof. Richard Bellm

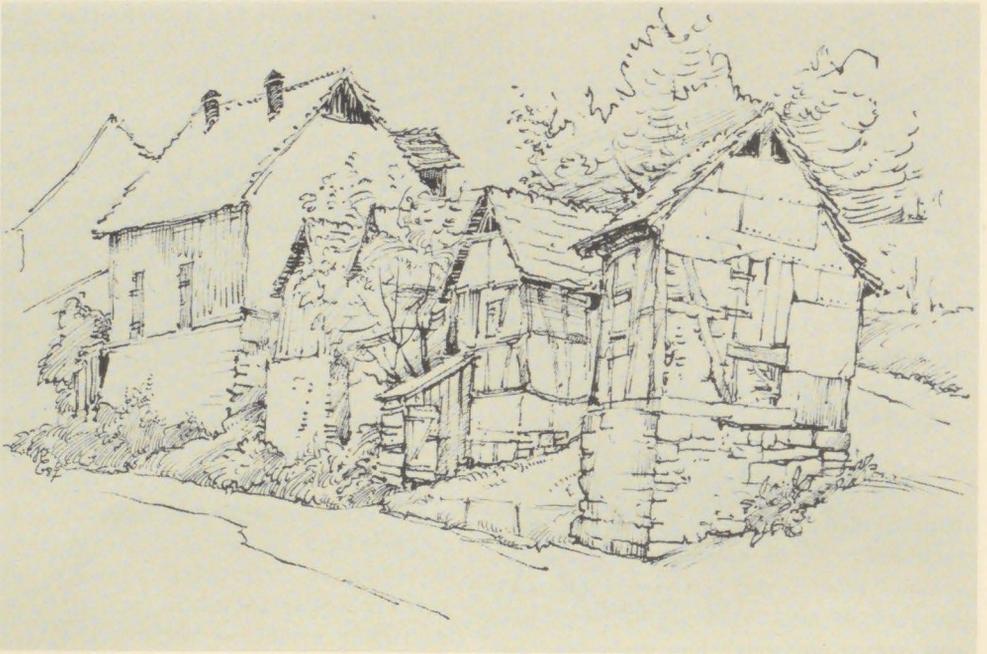
Musterbeispiel Merchingen (aus „Landwirtschaft und Dorferneuerung“, Stuttgart 1969, S. 33)
 Merchingen . . . ist heute eine Arbeiter-Bauerngemeinde. Im Jahre 1880 hatte die Gemeinde 1240 Einwohner. Bis zum Jahre 1939 war ein Rückgang auf 745 Einwohner zu verzeichnen. Der Flüchtlingsstrom ließ die Einwohnerzahl im Jahre 1950 1035 erreichen. Der erneute Tiefstand im Jahre 1964 mit 852 Einwohnern konnte überwunden werden.

Auch in der Betriebsstruktur vollzog sich ein starker Wandel. Von 37 Betrieben mit Betriebsgrößen zwischen 10 und 30 ha wurden im Jahre 1949 46% der LN bewirtschaftet, im Jahre 1962 waren es bereits 55% der LN . . . Im Jahre 1960 wurden 12 Einpendler und 55 Auspendler gezählt. Auf Grund der veränderten strukturellen Verhältnisse konnten im Jahre 1966 nunmehr 14 Einpendler und 134 Auspendler festgestellt werden. Aus der engen Ortslage wurden 14 Betriebe ausgesiedelt.

perlschnurartig besetzt, als Zeichen des Reichtums durch Rebbau, sind vergleichbar mit Blutgefäßen, die ihr Wasser Hauptgefäßen und Herzkammern zusteuern — jedoch außerhalb des Raums.

Die landwirtschaftliche, also auf der Fläche produzierende Bevölkerung mißt ihre Chancen an der Intensität räumlicher Organisation, an dem Grad der Vernetzung der Verkehrslinien, an der Erreichbarkeit der verschiedensten Lebenserwartungen dienenden Güter und Einrichtungen.

Bis in die jüngste Vergangenheit war der badische Norden ein agrarisch bestimmter Raum, „Bauland“. Bodengunst herrscht nur auf den tiefgründigen Lehmen an den Rändern des Ochsenfurter Gäu und im Übergangsraum zum Neckarland. Flachgründige, steinige Verwitterungsböden sind die Regel. Schwere Lettenböden charakterisieren den Ahornwald, nässende Röttone kennzeichnen die Böden des hinteren Odenwalds. Auch innerhalb der Gemarkungen wechselt die Bodengüte stark je nach ihrer Lage auf den Hö-



Grünkern-Darren in Altheim, Zeichnung von Prof. Richard Bellm

henfluren, den Hängen oder den Talgründen.

Altsiedelland

Nach Osten zunehmende Kontinentalität ermöglichte das Eindringen wärmeliebender Pflanzen. Wo Boden- und Klimagunst zusammenwirken, finden wir die ältesten Siedlungskammern (E. Wahle). Ein Fundgebiet auf den lößbedeckten Fluren des Gäus weist den größten Siedlungskern Ackerbau treibender Bandkeramiker aus. Eine weitere Fundstelle vorgeschichtlicher Siedlung wurde in Osterburken freigelegt. E. Wahle erklärt die Fundarmut mit der Vernachlässigung des Raums als „Hinterland“. Sicher birgt er noch viele Erschließungsmöglichkeiten. Erst in der spätesten Jungsteinzeit scheint das indogermanische Vordringen die Siedlung auf das Kalkland ausgedehnt zu haben. Seitdem befindet es sich unter dem

Pflug und entwickelt sich im Verband der Gäulandschaften zu einer der Kornkammern des Landes.

Am Ende des 1. Jahrhunderts wird das Land zwischen Neckar und Main Limes-Land: Die Grenze des römischen Weltreichs wird in gerader Linie hindurchgezogen, vorgeschoben und durch Befestigungen verstärkt. Sicher war der Limes keine hermetische Grenze, eher eine Kraftlinie, durch die manche Kultureinflüsse aus der antiken Hochkultur des Mittelmeerraums eindringen. Er diente hier dem Schutz des fruchtbaren Neckarlandes und bevorzugte die Wälder und wenig bewohnte Gebiete. Dem ständigen Vordringen der Alemannen aus ihrem Aufmarschgebiet im Taubergrund (E. Wahle) waren die geschwächten Besatzungen im 3. Jahrhundert nicht mehr gewachsen. Bis heute haben sich steinerne Bauteile erhalten. Jahrhunderte lang vergessen, bieten sie für die zukunftsorientierte Planung der Gemeinden

Anreize zur Fremdenverkehrsförderung. Die Wallfahrtsstadt Walldürn lockt u. a. mit einem Limes-Lehrpfad. Auch Ortsnamen tragen die Erinnerung an alte Römerkastelle wie Osterburken und Neckarburken an der Grenze Germaniens.

Namenskontinuität besitzt der Hauptort der Provinz Obergermanien, Moguntiacum als Sitz des römischen Statthalters, das heutige Mainz. Mit seiner Gründung am Rheinknie haben die Römer ihre strategische Weitsicht bewiesen. Mehrfach hat Mainz die Rolle eines Machtpols gespielt und den historischen Vorsprung genutzt, um offensiv in das rechtsrheinische Gebiet vorzustoßen. Die Mainlinie ergab die Stoßrichtung, vorgezeichnet vom festen Lager der Mainzer Legion, der größten Militärbasis Obergermaniens auf dem Kästrich (lat. castra) über die Rheinbrücke nach Kastel (castellum).

Überschneidungsbereich zweier Mainterritorien

Diese hervorragende Funktion ist der Stadt Mainz als Bischofssitz erhalten geblieben. Durch die Wahl von Bonifatius auf den Bischofsstuhl wird die größte altdeutsche Diözese zum ersten deutschen Erzbistum erhoben. Der Bischof hatte als Kurerzkanzler Vorrang vor allen Fürsten im Reich. Das Territorium des Erzstifts weitet sich im SO über das Bauland bis zur Jagst.

Das Land zwischen Main und Neckar wird Nahtstelle zweier geistlicher Territorien, als im Rahmen der fränkischen Staatskolonisation das Bistum Würzburg aus Teilen der Diözesen Mainz und Worms gegründet wird. Würzburg wird Ausgangspunkt der fränkischen Ostkolonisation. Der Bischof, als Funktionsnachfolger der Herzöge von Franken mit vielen Privilegien des Königs ausgestattet, wird unter den Staufern ein Garant der Reichseinheit. Sein Sitz ist zunächst auf dem Marienberg, dem Bindeglied an der strategisch bedeutsamsten Stelle zwischen den welfischen Herzogtümern Bayern und

Sachsen. Am Ende der Stauferzeit versuchen die Bischöfe, ihre Territorialstaatlichkeit auszubauen auf Kosten der Reichsgewalt und des Adels. Die Ämter des Hochstifts greifen bis zum Odenwald vor (Hardheim, Rippberg), beherrschen freilich kein geschlossenes Territorium. Ihr Herrschaftsgebiet ist vielmehr durchsetzt von Rechten, Anteilen und Ansprüchen der Reichsritterschaft, von Grafschaften und Fürstentümern. Beispiele der Auseinandersetzungen dieser dominierenden Kräfte sind Gründungen rivalisierender Städtepaare wie Miltenbergs als Vorposten des Mainzer Erzstifts und des von Würzburg geförderten Freudenbergs. Diese Verzahnung ist ebenso typisch für Tauber und Jagst. Ursache für das Gerangel um Kompetenzen war der häufige Wechsel von Zuständigkeiten; nicht selten gehörte eine Ortschaft weltlich zu Mainz, aber kirchlich zu Würzburg und umgekehrt.

Mag bei dieser Machtverteilung auch der historische Zufall eine Rolle gespielt haben, so läßt doch das Kartenbild auch Ansatz und Tendenzen der Machtpolitik erkennen. Mit der Errichtung des Würzburger „Missionsbistums“ entsteht schon im 8. Jahrhundert an der wichtigen Fernstraße von Worms her ein System von Königshöfen zur Sicherung der Reichsorganisation. Für die Existenz eines Königshofes in Königshofen an der Tauber spricht die dortige Königskirche St. Martin (M. Lindner, *Unters. zur Frühgesch. des Bistums Würzburg*, Göttingen 1972, S. 78). Weitere Kirchen mit dem Patrozinium des hl. Martin, des Schutzheiligen des Mero-wingerhauses befinden sich in Osterburken und Schweigern. Dem Durchgangsland zum Südosten des Reichs ordnet Lindner die Funktionen einer „Kernlandschaft“ zu, während W. Schlesinger sogar von einer „Königslandschaft“ spricht.

Bis heute sind weite Teile des fränkischen Raums auf die unterfränkische Metropole als Oberzentrum ausgerichtet. Am stärksten scheinen die Bindungen Wertheims, deren einstige Stadtherren sich im Grenzraum zwi-

schen dem Erzstift Mainz und dem Hochstift ein geschlossenes Territorium am Mainviereck haben errichten können. Bestrebungen des niederen Adels, sich im Ausklang der Städtegründungsperiode ein eigenes Territorium aufzubauen, waren häufig zum Scheitern verurteilt, wie z. B. der Versuch der Herren von Rosenberg an der Kirnau-Umpferlinie. Diese Linie war mit Städten überbesetzt; so blieb es häufig beim Titel — ohne materiellen Inhalt.

In dem wichtigen Durchgangsraum zwischen Neckar und Main war, von den Staufern begünstigt und mit Würzburger Lehen ausgestattet, ein innerschwäbisches Geschlecht zur Macht gekommen. Den Dynasten von Dürn gelang zwar eine gewisse Arrondierung ihres Streubesitzes und die Stabilisierung dieses Kerns durch Burgenbau (darunter der bekannten Wildenburg), Städtegründung (mit Buchheim/Buchen als der ältesten und bedeutendsten) und Klosterstiftung (Seligental) auf fränkischem Boden, doch auch sie waren schließlich durch Erbteilung und Maßlosigkeit zum Untergang verurteilt. Die Nutznießer ihres Niedergangs war das Erzstift, das schon Besitztümer an Main und Tauber hatte. Mit den Dürnschen Erwerbungen gelang es den Erzbischöfen, den größten Teil des Landes unter kurmainzische Landeshoheit zu bringen. Beim Ausverkauf dieser Herrschaften kam es, wie an der Bergstraße, so auch hinter dem Odenwald, zu Rivalitäten mit der Kurpfalz, deren Besitz unter komplizierten Rechtsverhältnissen mit den Territorien des Erzstifts verflochten war. „Erst seit dem 15. Jahrhundert . . . gelang es den Pfälzern (im Einzugsgebiet des Neckars), das territoriale Übergewicht über Kurmainz zu erlangen“ (A. Schäfer in „Der Landkreis Mosbach“, Aalen 1967, S. 125) und bis in den Schöpfer Grund vorzustoßen. Mosbach, kurze Zeit Reichsstadt, war für ein knappes Jahrhundert pfalzgräfliche Residenz. Gleich war das Bestreben der Landesherrn, die komplizierten Rechtsverhältnisse in ihren Territorien zu vereinfachen. Gegen

herrschaftliche Einflußnahmen dieser Art schlossen sich die erstarkenden Städte zusammen und schufen damit Zeichen einer neuen Zeit, die soziale Spannungen größeren Ausmaßes ankündigten.

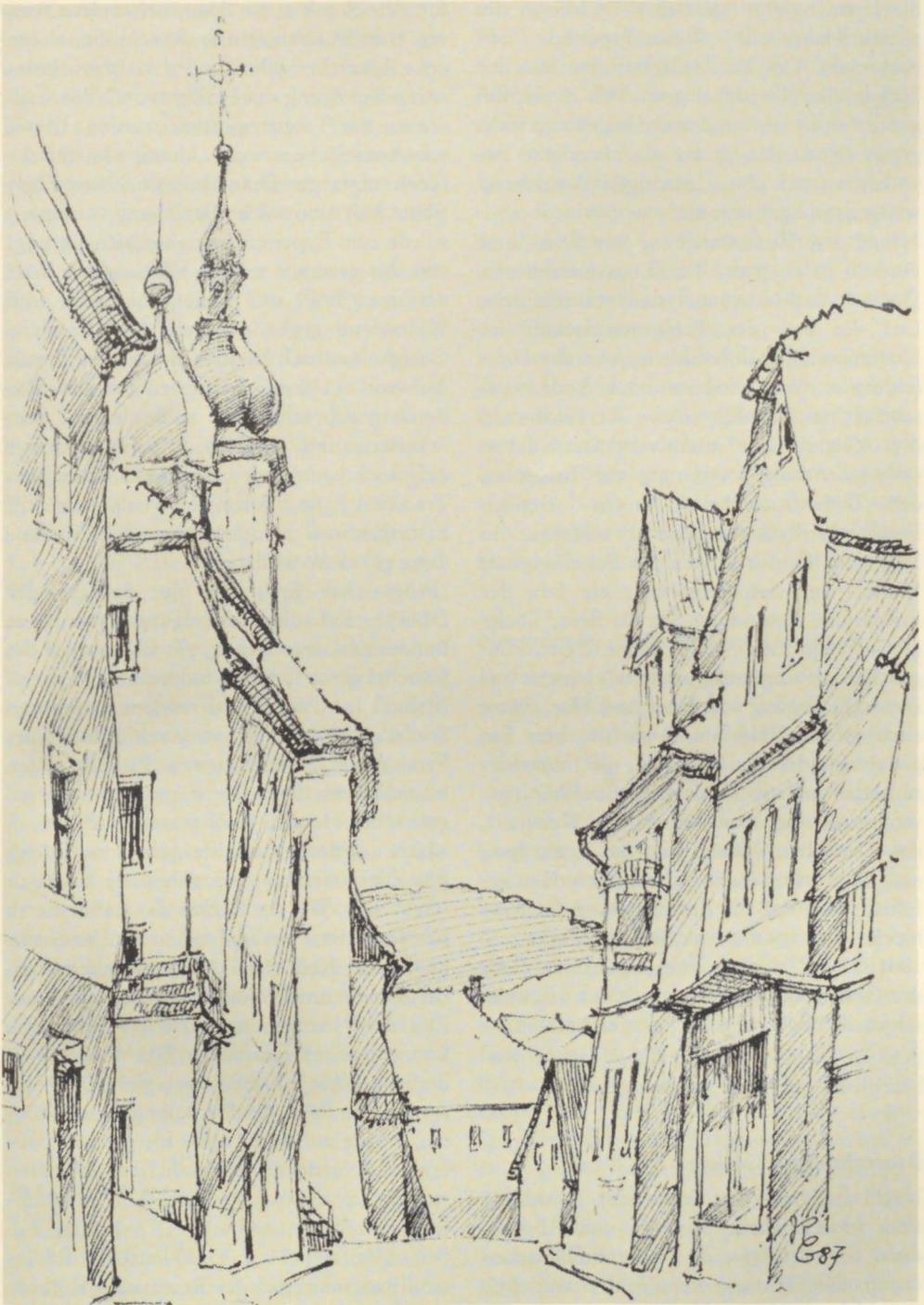
Dörfliche Siedlungen

Dem Wandel der politischen Grenzen, dem Wechsel der Zugehörigkeit und der Entwicklung der Wirtschaft gegenüber, in deren Folge sich ein gewisser Gegensatz von Stadt und Land herausbildete, bewahrte das Altsiedelland die Feld-Wald-Grenze in ihrem seit den früh- und hochmittelalterlichen Rodungsperioden bestehenden Verlauf. Auch die Lage der ländlichen Siedlungen hat sich bis heute erhalten. Sie lassen sich weniger leicht zu Generationen zusammenfassen, da bei Städten Gründungsdaten vorliegen und die Namensformen nicht immer geeignete Hinweise für eine zeitliche Gliederung geben.

Lediglich die Häufung von -ingen- und -heim-Namen läßt auf eine frühe Ortsgründung schließen. Wir suchen diese Ortsnamentypen vergeblich auf dem Buntsandstein des Odenwaldes, wo Stellenbezeichnungen wie -bach, -brunn, -berg die Regel sind und Namen auf -hardt oder -schwend auf mittelalterliche Rodungen verweisen, deren treibende Kraft von der Benediktinerabtei Amorbach ausging.

Auch die aufgelockerte Form unterscheidet die Siedlungen deutlich von den dichtgedrängten Dörfern des Altsiedellandes. Hier ist das Haufendorf die Regel. Die Enge dieser Siedlungen ist nicht erklärbar ohne die zugehörige Feldflur. Bis in die 50er Jahre war sie als kreuzlaufende Kurzgewannflur anzusprechen, eine Flur also, deren Besitzstücke, in Streifenverbänden zusammenliegend, regellos über das offene Land verteilt waren.

In seinen flurgeographischen Studien hat W. Matzat nachgewiesen, daß als Vorform der Bauländischen Gewannflur eine Klein-



Boxberg, Zeichnung von Prof. Richard Bellm

blockgemengeflur anzusehen ist, die in die spätmittelalterliche Wüstungsperiode zurückreicht. Die Kleinteiligkeit der fast zur Handtuchgröße parzellierten Flur ist das Ergebnis eines jahrhundertlang geübten Erbgangs (Realteilung), der die bäuerliche Bevölkerung auf einem niedrigen Besitzstand weitgehend egalisiert hat.

Neben dem Zusammenhang von Orts- und Flurbild ist auch der Funktionsverbund von Flurform und Nutzungssystem von Interesse. Das die extensive Feldgraswirtschaft im Hochmittelalter ablösende System der Dreifelderwirtschaft gliederte nach bodenwirtschaftlichen Gesichtspunkten die Feldflur in drei Zelgen. Der intensivere Getreidebau („Vergetreidung“) verlangte zur Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit einen strengen Fruchtfolgerhythmus und Brachjahre. In 3jährigem Turnus folgten der Bestellung mit Winter- und Sommergetreide ein Jahr der Brache und Beweidung. Da für Besitzblöcke in Gemenge-(Streu-)lage kleine Gemarkungen sich als ungünstig erwiesen, kam es zur Zusammenlegung von Dorf und Flur, damit einer großen Zahl von Ortswüstungen. Ein ganzes Bündel von Ursachen, die Intensivierung des Anbaus bei starkem Bevölkerungswachstum, die Ausweitung des Weinbaus, das Zelgenbrachsystem und die Realteilung mag wohl schon im 16. Jahrhundert dazu geführt haben, daß die Zerstückelung der Flurblöcke zu Gewannen erfolgte (Matzat, S. 135). Die Besitzzersplitterung ist ein Erbe der Geschichte, das wesentlich zur Strukturchwäche des Raums beigetragen hat, besonders im Kontrast zu den durch Industriearbeit prosperierenden Ballungsgebieten.

Bauernkrieg in Franken

Nach dem heutigen Stand der Forschung sind wirtschaftliche Notlage und Abgabedruck im 16. Jahrhundert nicht die Ursachen der größten Massenerhebung der deutschen Geschichte. Nach marxistischem Denkschema handelt es sich bei dem Bauernkrieg,

für den Franken ein Hauptschauplatz war, um eine frühbürgerliche Revolution, deren erste Anzeichen schon in der sozialrevolutionären Bewegung des Pfeifers von Niklashausen an der Tauber sichtbar wurden. Dieser schwärmerische, wohl durch hussitische Ideen angeregte Phantast (sein Name Hans Böhm läßt eine solche Beziehung vermuten) wurde zum Exponent einer sozialen Gärung, von der getragen er auf Weisung der Madonna zu Buße und Gebet, aber auch zum Widerstand gegen geistliche und weltliche Obrigkeit aufrief. Da man einen bewaffneten Aufstand fürchtete, wurde er auf den Marienberg gebracht. Dort endete er auf dem Scheiterhaufen, ein Lied zu Ehren Mariens auf den Lippen, deren Kult in Niklashausen Tradition hatte und immer wieder mit dem Erstarken von „people's power“ in Verbindung gebracht wird.

„Progressives Erbe“ (in der Sprache der DDR) schuf die Vereinigung unter dem Bundschuh, dem derben, mit Riemen um die Knöchel geschnürten Schuhwerk des kleinen Mannes im Unterschied zu dem gespornten Stiefel des Ritters. Er wurde schon 1439 zum Symbol der bewaffneten Selbsthilfe gegen marodierende Soldaten, dann aber auch gegen seine Herren. Daß er mehrfach neben Maria auf den Fahnen dargestellt war, zeigt den Zusammenhang mit religiösem Volksgut (G. Franz). Wo die Rechte des Landesherrn neu formuliert werden sollten zu einem einheitlichen Netz von Abhängigkeiten, forderte man unter seinem Zeichen (in einer Zeit der Neuordnung nach der Siedlungskonzentration) „göttliches Recht und brüderliche Liebe“. Dabei ergab sich ein weiteres Novum. Was die Städte angefangen hatten, wurde auf dem Lande fortgesetzt: Bauern verschiedener Herrschaften schlossen sich zusammen, um für ihre Ziele zu kämpfen.

Seinen Anfang (21. 3. 1525) hatte der fränkische Bauernkrieg in der Reichsstadt Rothenburg und ihrer „Landwehr“ genommen. Auf seinem Weg tauberabwärts vereinigte sich

der Tauberhaufen mit Bauern des Hochstifts und des Deutschordensgebiets. Fünf Tage später hatte sich im Schüpfer Grund der Kern des Odenwaldhaufens im Zeichen des Bundschuhs zusammengerotet. Als die meisten fränkischen Land- und Reichsstädte dem Massenaufstand beitraten und den Bauern ihre Tore öffneten, schien die Auflösung der alten Ordnung total.

Bei der Begründung einer Reform schieden sich jedoch die Geister. Die Bewegung zersplitterte sich in kleine, plündernde Horden. Man konzentrierte sich noch einmal zur Erstürmung der Festung auf dem Marienberg, erlitt jedoch hier die erste Niederlage. Hatte zunächst die Masse der Aufständischen alle Gegenwehr gelähmt, so folgte jetzt nach der Wende des Kriegsglücks ein rascher Zusammenbruch der Bauernhaufen. Auf engem Raum und innerhalb weniger Wochen hatte die Bewegung ihren Höhepunkt und ihr furchtbares Ende erreicht (N. Krebs). Die Truppen des Schwäbischen Bundes richteten auf dem Turmberg über Königshofen unter den Bauern ein Blutbad an. Mit den wenigen, die entkamen, hielten die Fürsten eine grausame Abrechnung. Selbstverwaltung und genossenschaftliche Rechte der Gemeinden wurden zu Gunsten der Macht der Territorialherren eingeschränkt. Ebenso erging es dem Adel und den Städten, die sich dem Aufstand angeschlossen hatten. Für Jahrhunderte waren die Bauern als mitbestimmende Basis im Leben der Nation ausgeschieden. Erst mit der Bildung des Flächenstaats wurde ihre Leibeigenschaft aufgehoben, wurden sie frei und gleichberechtigt, um freilich abhängig von größeren Einheiten zu sein.

Religionskriege

Während der Zeit der beginnenden Territorialwirtschaft weitet sich die politische Zerrissenheit durch die konfessionelle Trennung. Zuerst fand die Reformation in Wertheim Eingang. Schon 1522 bat der Graf Lu-

ther um die Vermittlung eines Predigers. Weitere Kristallisationspunkte erhielt sie in den ritterschaftlichen Orten der Herren von Adelsheim, Berichingen, Hardheim und Rosenberg. Oft gibt es heute zwei Kirchen, wo die Ortsherrschaft geteilt war. Beispielhaft für die kurpfälzische Situation mit mehrfachen Konfessionswechsel ist die Querteilung der Stadtkirche in Mosbach. Den gegenreformatorischen Bemühungen der beiden geistlichen Herrschaften kam das Aussterben von Ortsherren entgegen.

Da Konfession ein Mittel der Politik geworden war, geriet auch das alte Durchgangsland in den 30-jährigen Zermürbungskrieg, dessen Kampfgeschehen hin und her wogte und allen Beteiligten gleich großen Schaden zufügte. Noch einmal spülte der pfälzische Erbfolgekrieg fremde Truppen ins Land, kaum daß die alten Wunden verheilt waren.

Neuordnung der politischen Landkarte

Es folgten Jahre der Ruhe und des Bevölkerungswachstums, in denen sich die Siedlungen verdichteten, der Getreidebau intensiviert und das Dauerackerland ausgeweitet wurde. Nun wird auch die Bezeichnung „Bauland“ für das Kalkland greifbar – im Gegensatz zum Odenwald, in dem sich Gründlandwirtschaft und Anerbenrecht behaupten. Anfänge einer paläotechnischen Industrie sind in Mosbach mit einer Fayence-manufaktur als „Hofindustrie“ des pfälzischen Kurfürsten zu verzeichnen, basierend auf Salzlagerern von geringer Mächtigkeit.

Eine neue Erschütterung des starken Nachbarn im Westen, von den Ideen und Ereignissen der Französischen Revolution entfacht, vollendete den Machtverfall des auf einer Vielzahl von Standesherrn und Territorialfürsten ruhenden politischen Gefüges. Man blickte voller Angst und Erwartung nach Paris, von wo eine grundlegend neue Ordnung in das Puzzle deutscher Herrschaften gebracht wurde. Mit der Säkularisation wurden zunächst die geistlichen Fürsten, die

Hauptstützen des Kaisers, entmachtet, der Klosterbesitz eingezogen. In völliger Ohnmacht mußte das Reich den Rhein als Grenze anerkennen. So verloren viele Ständesherrn ihren Besitz an Frankreich, für den sie rechtsrheinisch mit enteignetem geistlichen Territorium entschädigt werden sollten. Obwohl nicht gefragt, begrüßten die neuen Untertanen den Grafen von Leiningen, dem aus kurmainzischer, kurpfälzischer und würzburgischer „Erbmasse“ ein neues Fürstentum zusammengeschneidert wurde; erwartete man doch, daß durch Aufhebung der politischen Zersplitterung ein lebensfähiges Staatsgebilde entstehen möchte. Der betagte protestantische Fürst versuchte, von seiner etwas abseitigen Residenz im säkularisierten Kloster Amorbach an die Tradition der Grafen von Dürn anzuknüpfen. Er traf eine Fülle staatsmännischer Maßnahmen, um dieses nun fast ganz arrondierte Territorium zu einem homogenen Ganzen zu organisieren. Aber es warteten noch andere auf eine Entschädigung für verlorenes Eigentum; so schuf man ein Fürstentum Krautheim für die Grafen von Salm-Reifferscheid.

Der Länderschacher gehört zu den unerfreulichsten Kapiteln der neueren deutschen Geschichte (Fr. Metz). Die neue Ordnung war nur eine Zwischenlösung. Napoleon brauchte militärisch leistungsfähige Mittelstaaten. Mit der Rheinbundakte wurden alle Souveränitätsrechte an das neue Großherzogtum Baden übertragen. Mit der politischen Flubereinigung war der West-Ost-Orientierung eine Nord-Süd-Ausrichtung gefolgt. Viel gravierender war die Entfernung zur neuen Zentrale Karlsruhe. Das neubadische Franken war zu den badischen Kernlanden ein ferner, menschenarmer Raum. Geschichtliche Verbindungen wurden willkürlich auseinandergerissen, ein zentralistisch-bürokratisches System aufgeprägt. Alte gewachsene Wirtschaftsräume wurden zerschnitten. Aus der Grafschaft Wertheim entstanden ungleiche Hälften, getrennt durch den Main, der bisherigen Lebensader. Dem

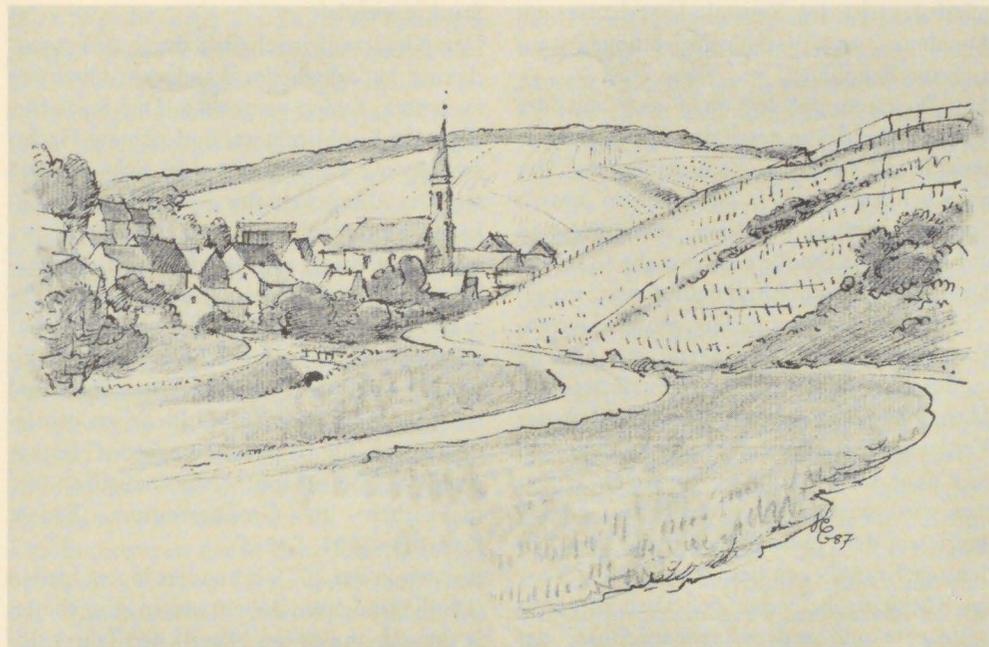
kuriosen Grenzverlauf an der Jagst widmete Fr. Metz ein besonderes Kapitel (Ländergrenzen im SW, Remagen 1951, S. 98 ff.). Er bewirkt bis heute eine Trennzone. Die Bezeichnung „Hinterland“ wurde zum allgemeinen Sprachgebrauch.

Nur langsam wuchs Franken in das Neugebilde hinein, bildete sich ein neues Staatsbewußtsein aus. Die Ablösung der Grundlasten durch Geldzahlung drückten mehr als die ernteabhängigen Naturalabgaben. Schlechte Ernten und der Mangel an Zuerwerbsmöglichkeiten trieb viele zur Auswanderung in die Neue Welt. Noch einmal machte sich während der von Frankreich ausgelösten 48er Revolution der Unmut Luft. Im Schöpfer Grund, wo die Hauptunruhen stattfanden, wurden Forderungen laut, die an den Bauernkrieg erinnerten. Sie wurden ebenso schnell erstickt.

Anfänge der Industriegewirtschaft

Für die sich entwickelnde Industrie waren die natürlichen Bedingungen in dem langgestreckten Flächenstaat sehr ungleichartig, sie verbesserten sich trotz Beseitigung der zahlreichen Zollschranken sehr ungleichmäßig. Die Vorteile einer Zusammenfassung der Produktion hatten sich längst gezeigt. Wenn auch an Arbeitskraft kein Mangel herrschte, so tendierte der Produktionsfaktor Kapital doch nach Stellen, die für die Bereitstellung von Energie und Material günstiger waren. Kinetische Energie war in dem wasserarmen Land nur spärlich verfügbar (Rippberg ist eine Ausnahme), so fehlte die mechanische Antriebskraft, aber auch der leistungsfähige Verkehrsweg für den Energieträger Kohle zur Erzeugung von Dampfkraft. Das fränkische Baden geriet mit dem Beginn der industriellen Revolution vollends ins Hintertreffen.

Das „Eisenbahnzeitalter“ bot die Bahn als wirksamstes Mittel des wirtschaftlichen Fortschritts. In der Regie des Staates waren Ein-



Beckstein, Zeichnung von Prof. Richard Bellm

richtungen zu schaffen, mit denen auch die entlegensten Gebiete an das Zentrum angeschlossen werden konnten. Mit der Staatsbahn Heidelberg—Würzburg wurde der Anschluß an die badischen Kernlande geschaffen, aber sie hatte eher Sog- als Konzentrationseffekte. Eine weitere durchgehende Linie zwischen Walldürn und Tauberbischofsheim blieb in Ansätzen stecken. Von der Hauptstrecke ausgehende Stichbahnen sind heute dabei, sich aus der Fläche zurückzuziehen, weil ihre Wirtschaftlichkeit nicht gesichert ist.

Industrie und Technik, von den Zentren aus durch die Eisenbahnen vorgetrieben, mit punkt- und linienhafter Wirkung, verstärkten die regionalen Diskrepanzen. Eine differenzierte Rangordnung der Städte wurde durch die Eisenbahn festgeschrieben. Als Bahnknoten zeigten wohl Lauda und Osterburken ein gewisses Wachstum, ganz anders entwickelten sich aber die Städte am middle-

ren und unteren Neckar. Über ihre Residenzfunktion hinaus konzentrierten sie Handel und Industrie, und wuchsen damit um das 12fache ihrer ursprünglichen Größe, während die Siedlungen zwischen Main und Neckar stagnierten oder beträchtliche Bevölkerungsverluste erlitten. Von Wertheim abgesehen, verharnten sie als Bauerndörfer, Akerbürger- und Handwerkerstädte mit unbedeutendem Fernhandel.

Die agrarische Wirtschaftsstruktur ist bis in das 20. Jahrhundert erhalten geblieben. Mit der verbesserten Dreifelderwirtschaft, dem Anbau der Kartoffel und Luzerne, dem bei dem Wiesenmangel im Kalkland so wichtigen „fränkischen Klee“, dem Alfalfa im trockenen Westen Nordamerikas, mit der Stallfütterung und vermehrter Düngung, mit dem Anbau des ergiebigen Winterweizens wurde die Produktion wesentlich gesteigert, so daß größere Überschüsse erzielt werden konnten. In allen Dörfern entstanden Genossen-

schaftslagerhäuser. Zentrale Lagerhäuser mit Annahme- und Verladeeinrichtungen säumen die Bahnlinien.

Ein Weltmonopol hat man sich mit der Grünkernbereitung geschaffen. Ausgangsmaterial ist die alemannische Brot-„Frucht“, der anspruchslose Dinkel. Nach einem nassen Sommer reifte er nicht aus, so mußte man ihn rösten, um ihn für den Verzehr zu retten. Die „Käre“-(Kern-)Erzeugung war inzwischen stark rückläufig. Die größte Darrenkonzentration am Ortseingang von Altheim mußte unter Denkmalschutz gestellt werden. Man wird nicht gern an die Arbeitslast der Vergangenheit erinnert. Schon kündigt sich eine neue Entwicklung an: In vielen Therapien wird der Dinkel als das beste Getreide gepriesen, der Heilkräfte gegen die verschiedensten Krankheiten besitzt.

Im Rückgang befanden sich auch die Hülsenfrüchte und andere Nebenprodukte des Sommerfelds wie Flachs und Hanf, seit die Spinnräder und Webstühle ihre Rolle in der Hauswirtschaft eingebüßt haben und Baumwollgewebe die schweren Tuche ersetzen. „Von oben“ beraten, hat sich in der Absatzkrise der 80er Jahre dieses Jahrhunderts eine Arbeitsgruppe Flachs-anbau gebildet, die die Faser bis zur spinnfähigen Qualität veredeln will, zugleich auch die Produktion diversifizieren.

Gewaltige Einbußen hat der Weinbau erlitten, der im 19. Jahrhundert noch Hänge und Höhen überzog. Als Intensivkultur verlangte er einen hohen Arbeitseinsatz, trug folglich über die Teilung der Rebflächen zur Verdichtung der Bevölkerung bei, und zum Reichtum des Landes. Weinbauern konnten enger zusammenrücken, ihre Häuser brauchten weniger Stall- und Speicherraum. Ihre Siedlungen hatten stadtähnlichen Zuschnitt oder besaßen Stadtrechte und zeigten den durch Weinhandel erworbenen Reichtum. Fr. Metz hat oft darauf hingewiesen, daß Weinland zugleich Städteland ist, also „heartland“, vergleichbar den heutigen Industrie-räumen.

Strukturwandel

Den Kleinlandwirtschaften durch Zusatzdienste außerhalb der Landbewirtschaftung zu helfen, schien vergeblich. Der Staat förderte die Strohflechtereie und richtete Flecht-schulen mit Lehrern aus dem Schwarzwald ein. Das Abbröckeln der gewerblichen Tätigkeiten war jedoch nicht aufzuhalten, bis dieser Erwerbszweig schließlich erlosch. Die Arbeit in den Steinbrüchen und Wäldern, in der Stein- und Holzverarbeitung bot offenbar ausreichende Zuerwerbsmöglichkeiten bei einer allgemein verbreiteten Sparsamkeit und Genügsamkeit. Von der Residenz aus war jedenfalls „wenig Unternehmungsgeist“ festzustellen (K. Bittmann, Hausindustrie und Heimarbeit im Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1907, S. 985).

Bis weit in das 20. Jahrhundert hinein hielten sich die tradierten Arbeitsweisen, eingebettet in den Rhythmus des bäuerlichen Jahres. Innerhalb eines Menschenalters beendete die Dampfmaschine, über einen Treibriemen mit der Dreschmaschine verbunden, das arbeitsaufwendige Trommeln der Dreschflegel während des Winters. Die Feldscheunen wurden geräumt für die aus immer dichter verknüpften Stromnetzen versorgten Elektromaschinen, bis diese durch den ölbetriebenen Mähdrescher verdrängt wurden.

Von der Fron der Handarbeit befreit, sah sich der Einzelbetrieb immer größeren Problemen gegenüber, die er allein nicht lösen konnte. Besonders die süddeutschen Realteilungsgebiete benötigten staatliche Hilfe. Die Gemarkung Altheim war in 14 000 Parzellen aufgeteilt; für den Einzelbetrieb bedeutete die Zersplitterung der Gewannflur die Bearbeitung von 105 Grundstücken in Buch (Metz, Land und Leute, Stuttgart 1961, S. 644)! Betriebsgrößen, Hofreiten und Dorf-anlagen waren zu klein, zu eng und verwinkelt, um Arbeits- und Bewegungsvorgänge rational gestalten zu können. Merchingen diente als Muster eines für moderne Ansprüche erneuerten Dorfes mit einer für den Einsatz von Maschinen bereinigten Flur (Block-

flur). Wo die Enge des Dorfs es verlangte, wurden die bäuerlichen Familienbetriebe an den Ortsrand ausgesiedelt oder an der Gemarkungsperipherie in gelockerter Weilerform zusammengefaßt. Verschönert, aber fast in der ursprünglichen Form erhalten blieb Beckstein, wo sich die Betriebe durch Qualitätsweinbau ein zusätzliches Einkommen schaffen konnten, das an die Verdienstmöglichkeiten in der Industrie heranreicht. Unternehmerisches Geschick und Innovationsbereitschaft im genossenschaftlichen Zusammenschluß konnten Vorteile nutzen, die nur einem Großbetrieb zu Verfügung stehen. So wirkte der Weinbau wieder zurück auf die landwirtschaftliche Nutzfläche, deren Rückgang er aufzuhalten half.

Das Einkommen der in den Dörfern gebliebenen Bevölkerung wird zumeist außerhalb der Landwirtschaft erworben. Landwirtschaft wird meist nur im Nebenerwerb betrieben. Die Förderung der Ansiedlung gewerblicher Betriebe war dringend geworden, als die Bevölkerungskurve mit dem überdurchschnittlichen Zustrom von Flüchtlingen und Vertriebenen gewaltig answoll. Ein Großteil der Neubürger war zwar bald darauf wieder in die Ballungsräume abgewandert, aber das Arbeitskräftepotential der aus der agrarischen Produktion ausscheidenden Bevölkerung veranlaßte viele Betriebe, besonders in der Zeit der Vollbeschäftigung, ihre Werkbänke in den ländlichen Raum zu „verlängern“ (spread-effect). Bevorzugt wurden Stellen, die bereits über eine handwerkliche und gewerbliche Tradition verfügen. Sie konnten auf niederem Niveau zu vergleichbarer zentraler Bedeutung gelangen. Mit der Motorisierung stiegen die täglichen Pendlerströme steil an und verknüpften auf diese Weise die Kernstadt mit einem Umland.

Wieder war die Bevölkerung in zwei Teile gespalten: die bäuerliche Grundsicht, die zu einer Minderheit zusammengeschmolzen war, und die in industriellen und Dienstleistungsberufen Beschäftigten; ihre Arbeitsplätze liegen außerhalb ihrer Wohnorte, an

den Entwicklungsachsen des mittleren Taubertals, der Städtelinie im Übergangsbereich Muschelkalk/Buntsandstein, schwerpunktartig freilich an den Rändern des badischen Frankenlandes, im Taubermündungsbereich und an der Elzmündung und darüber hinaus in den Verdichtungsräumen am unteren Main, am Main-Dreieck, am unteren und mittleren Neckar. Leider fehlen Zahlen, die über die Größe der Pendlerbewegungen Aufschluß geben könnten.

Es fehlt aber nicht an Willensäußerungen, die nach der erfreulichen Steigerung der gewerblichen Wirtschaft in den 60er Jahren eine Förderung der Investitionstätigkeit verlangen. Sie hinkt hinter der der Ballungsgebiete nach — mit allen Folgen für das Einkommen und die Lebenschancen besonders der jüngeren Generation; mehr als die älteren Jahrgänge erliegt sie dem attraktiven Angebot an qualifizierter Arbeit und höheren Einkommen in den verstädterten Räumen. Ob der Bau der von der Wirtschaft geforderten Nord-Süd-Autobahn, die das Mainland mit dem Neckarland verbinden soll, damit die Randlage des Hinterlandes und das Nord-Süd-Gefälle beenden wird, mehr pull- oder push-Effekte bewirken würde, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen.

Interessenkonflikte

Im Ringen um den Anschluß an die Entwicklung der modernen Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft scheint der Bundschuh Herrschaftszeichen einer grundbesitzenden Minderheit geworden zu sein. Die Fronten, ideologisch überfrachtet, verlaufen durch Lebensgemeinschaften, Siedlungen und Kirchengemeinden. Das Vordringen des Weltkonzerns Daimler-Benz in den wirtschaftlich schwächsten Raum wurde durch ein Urteil des höchsten deutschen Gerichts abgeblockt. Von einer Teststrecke bei Boxberg erwartete man sich einen Kapitalzufluß auf Dauer; denn hier pochte ein Unternehmen, das nach Übernahme des Elektro-Riesen AEG und

des Luft- und Raumfahrtkonzerns Dornier in die Führungsgruppe der zukunftsorientierten High-Tech-Industrien eingerückt war. Im Jahr der Jahrhundertfeier des ersten Automobils, des heutigen Spitzenprodukts in diesem Land, das zugleich Symbol des Wohlstands und Umweltzerstörung ist, waren auch Entwicklungsaufgaben der Verkehrssicherheit und der Umweltverträglichkeit mit der Teststrecke zu verknüpfen.

Eine Reihe unterschiedlichster Interessenten hatten Hoffnungen in dieses Projekt gesetzt und sich zu Gegenaktionen entschlossen. Das große Echo in den Massenmedien läßt die Verbissenheit der Kontrahenten noch immer nachhallen. Vielleicht war von beiden Seiten nur ein Traum gehegt worden, ein Traum von ungestörten Arbeitsplätzen, von Arbeitsplätzen in unmittelbarer Nähe, von der Befreiung vom Zwang langer Pendelfahrten zur täglichen Arbeit; vielleicht wäre aber nur der Zuzug fremder Spezialisten aus den bereits industrialisierten Räumen erfolgt. Auf der einen Seite scheint die Abwehr von Fremd- und Fernbestimmung in der eigenen Welt durch kapitalstarke Wirtschaftverbände Einstellung und Handeln zu beherrschen, auf der anderen Seite gilt die Übernahme fremder Zielbestimmung als Garantie für den Bestand der gewohnten Lebensverhältnisse. Beide Gruppen messen sich an den Lebenserwartungen der Stadtbevölkerung, auch wenn sie sich gegensätzlich solidarisieren.

Regionale Neuorientierung

Welche Lösungen bieten sich in diesem Dilemma an? Abkoppeln von der allgemeinen Wirtschaftsentwicklung zur Selbstverwirklichung ländlichen Lebensraums oder Aufgehen im industriellen Arbeits- und Lebensrhythmus?

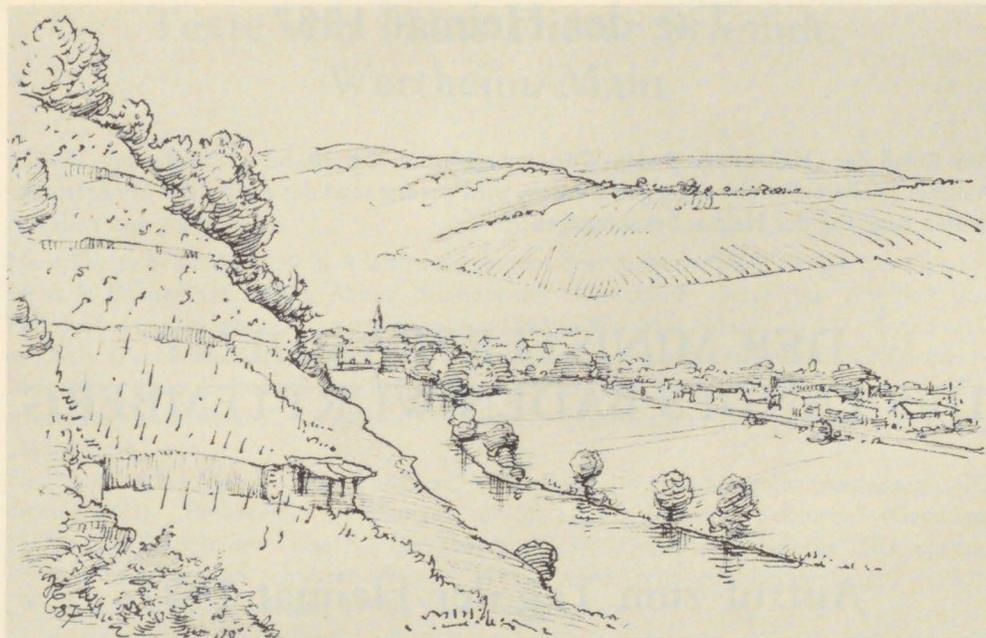
Die Bildung von Regionen schien im Prinzip der räumlichen Arbeitsteilung gemäß. In einer Region sind hochrangige Zentren mit ländlichen Räumen verbunden, was sie be-

wegt, zweckmäßige Agglomerationen zu erhalten, zugleich auch Ballungsnachteile einzudämmen. Damit wächst ihr eine gewisse Entscheidungsautonomie zu, die sie befähigt, den Gegensatz heart-hinterland auszugleichen. Die Pendlerverflechtung entspricht in diesem Bild dem komplexen Gefäßsystem, das unterschiedliche Organe und Glieder versorgt.

Mit der Verwaltungsreform des Landes wurde über die Schaffung von Großgemeinden und Großkreisen hinaus der regionale Zusammenschluß angestrebt, um die Randlage aufzuheben. Wieder klappt der Raum zwischen Neckar und Main in unterschiedlich orientierten Regionen auseinander. Der Großkreis Mosbach (Neckar-Odenwald-Kreis) wurde dem Verdichtungsraum Unterer Neckar verbunden. Diese Region steht zwar mit ihrer Bevölkerungszahl an zweiter Stelle im Lande, enthält aber mit einem starken, dichtbesiedelten Kern und der bevölkerungsarmen und wirtschaftsschwachen Peripherie die größten Gegensätze.

Der Region Franken wurde der östliche Teil des Raums zugeordnet. Mit ihrer langgestreckten Form zeichnet sie die Gestalt Badens nach. Das Herz dieser an Fläche größten Region des Landes liegt noch exzentrischer, schlägt es doch mit dem Oberzentrum Heilbronn am mittleren Neckar. Eine Zuordnung der nördlichen Peripherie an die Verdichtungsräume an Untermain und Maindreieck verbot die Landesgrenze. Mit seiner bedeutenden Spezialglasindustrie weiß sich freilich Wertheim mit diesen Räumen verbunden.

Beide Regionen verzeichnen in ihren Zielkatalogen eine negative Gesamtbilanz, schwache Verkehrsanbindung, mit unterdurchschnittlicher Industrieansiedlung ein negatives Pendlersaldo, defizitäre Infrastrukturausstattung. In beiden Regionen strebt man eine auf Siedlungsachsen konzentrierte Entwicklung an, um eine rationelle Raumerschließung zu erleichtern, zugleich aber auch Freiräume zu sichern.



Bei Gundelsheim/N., Zeichnung von Prof. Richard Bellm

Neuere Tendenzen

kündigen sich an: Der Neckar-Odenwald-Kreis spricht in seinem Entwicklungsprogramm von einem Abfluß von Kaufkraft aus dem Oberzentrum in die Mittelzentren des Landkreises. So kehrt er das Verhältnis zentral/peripher um und bietet sich als zentral gelegener Standort zwischen Technologie- und Absatzzentren an, rühmt sich der „Vorteile eines Ballungsraums mit dem ländlichen Raum“, der Verbindung von überregionalen Konzernen zu hier angesiedelten Zweigbetrieben.

In einem regionalen Industriepark Osterburken („Rio“) wird das Modell der „Koordination verschiedener Förderprogramme im ländlichen Raum“ erprobt. Neben den Kostenvorteilen eines geförderten ländlichen Raums werden zu den Standortfaktoren besonders die schnellen Verbindungen zu den Hochschul- und Technologiezentren Süddeutschlands angeführt.

Besondere Erwähnung findet ein hoher Freizeitwert der Landschaft. Auch die Rodungs-siedlungen im Westen des Landkreises betonen ihre Lage im Odenwald. Rippberg wirbt nicht mit den Zeugen einer relativ frühen Industrialisierung, sondern mit seiner Lage in einem anmutigen Odenwaldtal. Überall wird die vorindustrielle Vergangenheit lebendig und für die Gegenwart attraktiv gemacht. Die Stadt Walldürn, deren Wallfahrtszentralität bis weit in den mitteldeutschen Raum ausstrahlt, setzt neben dem aufstrebenden Mittelzentrum Buchen auf den Fremdenverkehr. Wo das Waldangebot nicht hinreicht, weckt man mit der Bezeichnung „Madonnenländchen“ Vorstellungen einer heilen, umhегten Umwelt.

So bleibt zu wünschen, daß in einer Zeit wachsender Mobilität und übergreifender Lebensstile eine Gleichwertigkeit der Lebensqualität erreicht wird, die das Finden einer regionalen Identität erleichtert.

Tag der Heimat 1987

Aus Anlaß der „Heimattage Baden-Württemberg“, die vom 10. bis 13. September 1987 in Albstadt (Zollernalbkreis) begangen wurden, wird nachstehend der Aufruf des Ministerpräsidenten zum Tag der Heimat bekanntgegeben:

DER MINISTERPRÄSIDENT DES LANDES BADEN-WÜRTTEMBERG

Aufruf zum Tag der Heimat 1987

Das Bekenntnis zur Heimat bedeutet für die Menschen in Baden-Württemberg von alters her sehr viel, es ist daher auch in unserer Landesverfassung enthalten. Die ebenso traditionelle Weltoffenheit unserer Landsleute steht dazu nicht im Widerspruch. Die Heimatvertriebenen haben bereits 1950 in Stuttgart in ihrer Charta nicht nur auf Rache und Vergeltung verzichtet, sondern ihre Hoffnungen auf die Schaffung eines geeinten Europas gerichtet, in dem die Völker ohne Furcht und Zwang leben können.

Die alljährlich durchgeführten „Heimattage Baden-Württemberg“ finden in diesem Jahr vom 10. bis 13. September in Albstadt/Zollernalbkreis statt; sie finden ihren Höhepunkt und Abschluß an dem bundesweit durchgeführten „Tag der Heimat“ am 13. September, der in diesem Jahr unter dem Leitwort steht:

*„Verantwortung für Deutschland —
Verantwortung für Europa“.*

Die Landesregierung, die kommunalen Landesverbände, die bodenständigen Heimatverbände und die Verbände der Vertriebenen und Flüchtlinge laden gemeinsam alle Bürger unseres Landes zu einer regen Beteiligung an den Heimattagen Baden-Württemberg in Albstadt sowie zu den Veranstaltungen zum Tag der Heimat im ganzen Lande ein. Sie tun dies in dem Bewußtsein, daß Europa aus seinen Wurzeln lebt und nur im Miteinander eine Zukunft hat.

Lothar Späth

Aus K.u.U. 1987, S. 561

Texte von Hans Dieter Schmidt, Wertheim/Main

Angaben zum Autor:

Hans Dieter Schmidt, 1930 in Adelsheim geboren, dort aufgewachsen, Besuch des Gymnasiums in Buchen/Odenwald, Abitur, Studium der Germanistik, Geschichte, Anglistik und Philosophie in Heidelberg, Staatsexamina, seit 1958 in Wertheim/Main, seit 1971 Gymnasialprofessor (Fachberater für Deutsch beim Oberschulamt Stuttgart), drei erwachsene Töchter. Mitarbeiter vieler Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslands (z. B. „Merian“, „Westermanns Monatshefte“, „Erdkreis“, „Horen“, „Frankenland“, „Stuttgarter Zeitung“, „Main-Echo“, usw.).

Buchveröffentlichungen: „Möglichkeiten“ (Gedichte, 1971), „Schattenveränderung“ (Gedichte, 1972), „Probezeit“ (Erzählungen, 1975), „Keine Insel für Robinson“ (Gedichte, 1977), „Ein Bildnis der Luise E.“ (Erzählung, 1978), „Gesichter der Ferne“ (Reiseprosa, 1980), „Melusine und schwarze Wasser“ (1980), „Den schönen Fluß hinunter“ (1983), „Wege in Franken“ (Gedichte, 1985). Viele Funkarbeiten.

Rindenschluchten

Die großen Buchen im Seegarten zu Amorbach, hohe Säulen, grau, mit einer dicken Haut überzogen, in der sich Mulden und Ausbuchtungen abzeichnen, als verbergten sich Knochen darunter. Die Vorstellung, es mit Elefantenbeinen zu tun zu haben, rückt das Bild ins Märchenhafte. Glattbuchen, schlanke Stämme, die erst in großer Höhe einen Wipfel tragen, unter ihnen breiten sich Schatten, Feuchtigkeit, der Boden ist dunkel, Modergeruch weht auf. Und dann die Raubbuchen mit ihrer borkigen Rinde, dem Geäder der Rindenwülste, den Gräben und Schluchten, die wie Muster die Stämme überziehen. Sie wirken exotisch, fremdartig, man spürt die Unbändigkeit der Natur, vor der wir klein werden. Auf den Wetterseiten die Überzüge aus Flechten und Moos, manchmal gibt es Versuche des Efeus, die Stämme zu umschlingen.

Man geht unter diesen Bäumen dahin, als wären sie fremde Gestalten, die von weither gekommen sind. Man spürt das Bedürfnis, die Hand, die Finger in die Rindenschluchten zu legen, teilzuhaben an ihrem größeren Dasein.

Ländliche Tragödie

Der alte Mann in der Strickjacke, der die Gastwirtschaft betritt und unschlüssig vor einem leeren Tisch stehenbleibt. Er stützt sich mit der linken Hand auf die Kante des Tisches, blickt quer durch den Raum zurück zur Tür, durch die er eben erst hereingekommen ist, und er

bleibt zögernd etwa zehn Minuten stehen, er könnte sich doch hinsetzen, es gäbe Platz genug, die paar Gäste in dem dämmerigen Raum fallen nicht auf, auch die Bedienung, die hinter dem Ausschank Gläser spült, belästigt ihn nicht, er ist also frei, niemand kümmert sich um ihn, man schaut an ihm vorbei, das verwaschene Weiß seiner Jacke fällt nicht auf, nichts macht auf ihn aufmerksam, bis er, mit einem plötzlichen Aufschrei, in sich zusammensinkt und neben den Tisch stürzt. Jetzt erst schaut die Kellnerin zu ihm hinüber, jetzt erst drehen sich die Kartenspieler um und lassen die Karten aus ihren Händen sinken. Jetzt erkennt man die bläuliche Verfärbung im Gesicht des Mannes, und jeder weiß, daß es zu spät ist.

Die Bauern

In dem Ort Ballenberg, kaum zehn Kilometer Luftlinie von meinem Geburtsort entfernt, lebte Georg Metzler, der Anführer der Odenwälder Bauern von 1525. Das alte Gasthaus soll bis vor kurzem noch zu sehen gewesen sein, heute hat man es so sehr modernisiert, daß alles Alte darunter verschwunden ist. Die Straßen führen bucklig und eng durch die Ortschaft, die Häuser hocken dicht beisammen. Der Turm der Kirche bewacht noch immer alle.

Metzler war hier Gastwirt. Er hat in der niedrigen Wirtsstube den Bauern zugehört, ihre Reden aufgeschnappt, mit den eigenen vermischt. Irgendwann war er auf einen der derben Holztische gesprungen und hatte die Bauern angefahren: Worauf sie eigentlich noch warten sollten, ob sie immer nur vor den Fürsten kuschen wollten, wie lange das Elend noch andauern werde? Und es hatte einen Aufruhr in dem kleinen Baulandgasthof gegeben, man war hinausgelaufen auf die Straße und hatte die Kunde vom rabiaten Gastwirt verbreitet. Dann war man zu den Bauern aus Buchen und Merchingen, Rosenberg und Widdern gestoßen, hatte Sensen und Dreschflügel aus den Remisen geholt und helle Leinenkittel angezogen. Es ging quer durchs Land, und den Fürsten fuhr die schlotternde Angst in die Knochen.

Metzler aber führte den großen Zug der Bauern an und leitete sie bis ins Umpfental und hinunter nach Königshofen, an jenem Tage der Pfingstzeit, dem 2. Juni 1525. Man zog hinauf auf den Turmberg, schob die Leiterwagen zu einer Wagenburg zusammen, rief sich aufmunternde Worte zu. Das alles endete in Blut und Tod, man weiß das, und die Fürstenknechte hieben zusammen, was sich ihnen in den Weg stellte, im Sailtheimer Wäldchen, und die Sonne brannte auf die Leichen, der Wind blies darüber, die Geschichten verwehten, bis sie, fern und kaum noch erkennbar, wiederauflebten und Wurzel schlugen und nicht mehr zu vertreiben waren. Und die alte Botschaft von der Freiheit wurde wieder lebendig und blieb und blieb.

Rote Steine

Burg Wildenberg. Lange dasitzen in den Resten des Rittersaals, hier wo die hundert Leuchter hingen und die Feuer aus lignum aloe brannten. Die Sonne auf der Wandschräge, Wärme, die in den Stein einzieht. Das allmähliche Sich-nähern der Schatten, sie steigen aus den Bäumen und bevölkern die Höfe der Burg. Das Gras weht im Wind, es nähert sich aus den Ecken und

verkleidet die steinernen Platten. Am Ende die Nacht, die mit feinem Regen einsetzt, der über den Odenwaldbergen hängt.



Die roten, die gelbbraunen Steine auf der Wildenburg. Die feine Körnung, Mulden und Löcher, Gräben und Rillen, das Mürbe, der Staub, an manchen Kanten nisten Flechten, manchmal sieht man noch die Schläge der Steinmetze: der Stein bewahrt das Wundzeichen, aus den Ritzen zwischen den Quadern drängen Büschel von Farn, langstieliges Gras und blauviolette Glockenblumen. Unter den drei Ostfenstern im Palas blühen Gras und Wiesenschaumkraut, seltsamerweise, auf einem Steinband hoch oben. Hier lehnten einmal die Rüstungen von Rittern, hier stützten sich schöne Frauen auf schlanke Arme. Kann man das alles noch so empfinden? Geben die Wörter das her?

Die Stille im Wind, der unablässig über die Burg zieht, bleibt das Geheimnis.



Es gibt einen Blick vom Palas aus, der geht durch die Eingangspforte an der Südwand, durch-eilt den hinteren Burghof und trifft auf die Quermauer, die man später gebaut hat und ihn vom vorderen Burghof trennt. Wieder blickt man durch ein Tor, einen gotischen Spitzbogen. Dahinter, in der Tiefe des Vorhofs, brennt noch einmal ein helles, sattes Licht: ein Gelb und Honigbraun, wie ich es schon lange nicht mehr gesehen habe. In diesem glühenden Punkt, der wie durch einen Brennspiegel erzeugt wird, lebt diese alte Burg: die Natur ist herabgekommen, die Sonne, um alles noch einmal einzufangen im gleißenden Gold eines Tages.

Zwiegesichtige Landschaft

Die Steinmetzzeichen auf der Burg Wildenberg: einfache Kreise und Pfeile, senkrechtstehende und Andreaskreuze, Hufeisen und Steinmetzhämmer, Hinweise auf jene Menschen, die die Steine behauen haben, ihnen die Form gaben. Sie sitzen heute, siebenhundert Jahre danach, immer noch an ihrem Platz. Wir aber stehen davor und starren sie an, als könnten wenigstens sie uns etwas vom Leben jener fremden, fernen Menschen preisgeben. Aber geblieben ist nichts als das einfache Signum, vom Wetter bestürmt, verwischt, doch immer noch erkennbar. Geblieben ist der Ausdruck eines Lebens, die Spur einer Hand, die Arabeske einer Hoffnung.



Die Odenwaldberge wirken auf mich wie gewaltige Erdaufstülpungen, über die die Kappen von Wäldern gezogen wurden. Manchmal könnte man meinen, im Schwarzwald zu sein. Dort mag alles an Dimension noch größer, gigantischer sein. Der Odenwald ist auf ein greifbares Maß reduziert, aber er wirkt trotzdem nicht klein, am Ende gar heimelig. Er hat nichts Heroisches an sich, und selbst die Felsenmeere und Schluchten in der Nähe des Neckars wir-

ken beinahe lächerlich, bedenkt man, wie sie von romantischen Reisenden und Opernkomponisten „aufgedonnert“ wurden. Dennoch: das bloß Liebliche gilt für den Odenwald nicht. Das Uenglerttal, ein Tälchen eigentlich nur, auf das wir von der Berghöhe der Wildenburg schauten, zeigt dies sehr schnell: man sieht nur Baumwipfel, Fichten vorzugsweise, entdeckt keine menschliche Siedlung, bleibt ganz der Natur überantwortet. Das ist Ferne und Fremde zugleich, man möchte hier gar nicht bleiben; aber man fühlt sich trotzdem hierhergezogen, warum, das läßt sich gar nicht leicht sagen. Eine Landschaft, die Fremde ist und dennoch Raum des Menschen. Eine ambivalente Landschaft also, die ihren Reiz daraus bezieht, daß sie so ist.

Altmeisterliches Bild

Die Frische der Luft am Morgen, wenn das Licht noch nicht die banale Aufdringlichkeit des Mittags hat. Eine gefilterte Luft, nicht ausgelaugt von der Hitze, sondern mild, sanft, belebend. Das Grün ist durchscheinend, regungslos, gedämpft. Die Schatten mildern ab, auf dem Gras wachsen die Sonnenflecken, Tau glänzt auf, alles hat noch einen Hauch von Beginn, so, als geschehe alles zum ersten Mal. Jeden Morgen beginnt die Welt von vorn, und es dauert immer ein paar Minuten, bis sie gewahr wird, was sie alles schon auf dem Buckel hat. Jeden Morgen die Chance also, noch einmal alles richtig zu machen.

✱

Die Rückverwandlung der Landschaft am Abend in ein altmeisterliches Gemälde. Der feingestrichene, streifenlose Himmel, das geriebene Gold über den Horizonten, die wuchernde Feinheit der Schatten, das Hervortreten von Gras und Kraut als präzise Details: man blickt hinein in dieses Bild wie in eine ferne Zeit, die über den Höhenlinien noch einmal leuchtet.

Wege und Irrwege

Die Lust, Landschaft zu sehen, in ihr umherzugehen, sie in sich aufzunehmen. Auf der Höhe über dem Tauber- und Maintal, in den Mulden zwischen den Bergrücken, wo weite Getreidefelder sich ausbreiten und an den Wegrändern Skabiosen und Mohnblumen blühen. Das Gras schäumt über die Abhänge, weiße Kämmen wogen auf den Wiesenwellen, der Wald ist grünblau und zurückhaltend, er hält sich in gemessener Entfernung. Landschaft als Lebensraum, auch heute noch, gerade heute, als Ursprung, in den wir zurückkehren können, sooft wir seiner bedürfen. Die Wege sind schmal, nur die wichtigsten tragen eine Teerdecke, manchmal verliert sich ein Pfad mit ausgefahrenen Wagenrillen in einem Hangstück. Die Abwesenheit von Wegweisern, man muß auch Umwege, Irrwege in Kauf nehmen, warum auch nicht. Landschaft auch als Bild, als optischer Eindruck, den man auf den Augen trägt und mitnimmt in die Dunkelheit des Alltags. Das Verschwinden dessen, was schön war und tröstlich; kaum haben wir uns umgedreht, ist alles verflogen, nur der Erinnerung eingepreßt, der hilflosen Unsicherheit der Wörter. Die Trauer, die mich nach solchen Begegnungen mit der Landschaft überschwemmt, Depression, Angst. Nichts bleibt, nichts.

Basso continuo

Die Landschaft als Grundmelodie, als basso continuo: die weiten Bögen der Hügel, Gespanntheit von Horizont zu Horizont, von Waldstück zu Waldstück, als sei alles absichtlich komponiert. Das Zueinander der Farben. Fragend Antwort im Wechsel. Vor unseren Augen vollzieht sich alles. Die Fähigkeit, in diesen Zuordnungen Schönes zu entdecken. Auch heute, gerade heute. Schönes, das uns besonders durch seine Gefährdung wichtig und wertvoll ist. Die ständige Angst um den Verlust läßt uns aufmerksam werden. Nur weil alles Zeitlichkeit atmet, ist es uns bedeutungsvoll. Wir benötigen das Schöne für unsere Sterblichkeit.



Nichts wollen als sich selbst. Das Gesicht dem Wind zugedreht, der Wärme der Sonne, die am Abend mit langen Strahlen über die Hügelwellen greift und dich in deiner Stille erreicht. Dasein wie ein Baum, der jetzt schon länger als ein halbes Jahrhundert im Garten steht und seine Äste den Geschicken von Wind, Sonne und Regen überläßt. Einfache Worte mit sich führen, die überall zu Hause sind.

Annäherungen von Himmel und Erde

Ich mag die einfachen, derben Mahlzeiten meiner Heimat. An einem Frühherbstabend noch einmal unter dem Schatten einer Linde, im Wirtsgarten, allein an einem Holztisch bei Leberwurst und Schwartenmagen, Käse und Bauernbrot. Es ist der Duft der Herbsttage meiner Kindheit, der in meine Nase steigt, wenn ich mich daran erinnere. Man riecht die herbe Frische von abgeerntetem Weizen, besinnt sich des Mosts, der im Krug vor einem stand, streicht Senf über die Wurst und schiebt die Brotscheibe in den Mund. Ein Bauernessen, bei der Großmutter, bei der Tante, den Onkels auf dem Felde, wenn wir Kartoffeln rausmachten oder Rüben hackten. Später kam der trockene, erdige Wein des Tauberlands dazu, und man ahnte, daß es keine schönere Annäherung von Himmel und Erde geben könne für uns Sterbliche als ein solches Bauernmahl an einem der verwehenden Tage des frühen Herbsts.

Schafe und Schäfer

Die Schafherden im Bauland, ich erinnere mich, wie man ihnen begegnete an einem warmen Sommerabend, wenn sie über die Bergrücken kamen, ein braunes, flockiges Gewoge von Tierkörpern, die Köpfe zur Erde gesenkt, umjagt von schwarzen Hunden, vor denen man Angst hatte, wenn sie in die Nähe kamen. Der Schäfer selbst, eingehüllt in eine graue Decke, die er sich über die Schultern gehängt hatte, mit sonnengebranntem, ledrigem Gesicht, einen Schlapphut auf dem Kopf, stützte sich auf einen langen Hirtenstab, der unten eine kleine blecherne Schippe hatte. Das leise, gleichbleibende Geblök der Herde wehte über den Hügel, das Gras raschelte unter den Zehen der Schafe, man vernahm das mahlende Arbeiten der

Schafskiefer. Immer trotteten einige Mutterschafe mit ihren Kleinen hinter der Herde drein. Die weißen Schafskinder hatten Mühe, sich auf ihren Beinen zu halten, sie knickten nicht selten ein, sanken auf die Knie. Dann jagte einer der Hirtenhunde herbei und scheuchte sie auf. Manches Schäflein war erst vor einer Viertelstunde auf dem Feld geboren worden, die Mutterschafe schleppten zwischen den Hinterbeinen einen häutigen Sack, eine zerfetzte Fruchthülle, blutverschmiert. Der Schäfer trug das Neugeborene auf seinem Arm, hatte es in einen braunen Tuchlappen gehüllt. Die Herde zog langsam über den Hügelkamm, gegen das sinkende Sonnenlicht schwarz in den blaßgelben Himmel getuscht. Am höchsten ragte die Gestalt des Schäfers, sie schritt direkt unter der fallenden Sonne. Eine halbe Stunde später löschte die Nacht dieses Bild aus. Ich habe es seitdem nicht wieder gesehen.

Stygische Gewässer

Die Verborgenheit der Tauber, wenn sie durch das windungsreiche Tal an ihrem Unterlauf fließt. Die Buschreihen, die die Ufer säumen, Weiden und Ulmen, Pappeln und Eschen, der Fluß versinkt dahinter im Schatten, den die Bäume werfen. Das Wasser ist dunkel, zuweilen schwarz, melancholisch. Der Wassergrund wird düster, unergründlich. Hier wohnen die Sagen, die von dem Wassermädchen Melusine und die vom Hakenmann. Man begreift die Kräfte, die den Menschen ins Reich der Natur zu locken suchen. Der Fluß wird zu einem Begleiter und Geleiter, zu einem Gefährten, der einen über die Grenzen des Daseins hinauszuführen sucht. Stygisches Gewässer also, Acheron, das Wasser als Ort der Herkunft und des Endes, als Übergang. Tauberstunden vermögen aufzuzeigen, wovon wir umgeben sind. Die Zeichen sprechen.



Bei Bronnbach Tauberalwasser: schwarze Fläche, ganz der Schattenwelt überantwortet. Die Spiele der Insekten auf der Haut des Wassers. Das Aufzucken der gespannten Fläche, die Unruhe, die über einen Spiegel läuft. Ein Wimpernschlag, unter dem uns etwas anblickt.

Fortsetzung der Texte: Seite 367

Flurdenkmäler in Badisch-Tauberfranken

Hans W. Siegel, Tauberbischofsheim

Die deutschen Ferienstraßen lassen in der „Romantischen Straße“ das Taubertal zu seinem Recht kommen; sie sprechen gleichermaßen vom „Madonnenland“ oder vom „Herrgottsländle“. Es gibt genügend Hinweise, das Taubergebiet als ein lohnendes Ferienzziel anzupreisen. Madonnenland! Wer erfand den Namen? Es waren nicht die Manager und Werbetexter der Reisebüros, sondern viel früher dachte an diesen Namen ein badischer Dichter. Hermann Eris Busse schrieb 1927 ein Büchlein, dem er den Namen „Peter Brunkant“ gab. Busse ließ diesen Peter Brunkant in seiner Schrift vom südlichen Bodensee durch ganz Baden bis in das badische Frankenland laufen, in den Zipfel . . . „den man etwas spöttisch das ‚Hinterland‘ nennt, weil es so recht und schlecht mit der Welt verbunden scheint . . . mit geradezu biedermeierlicher Gemütlichkeit. Mich (Peter Brunkant) kümmert das zwar nicht sonderlich. Mit meinen Apostelfüßen pilgerte ich dahin und war ein regelrechter Wallfahrer unter den Augen vieler Heiligenbilder, die an Kreuzwegen und Brücken ragten, unter den Augen leidender Heilande und lächelnder Madonnen, die an den Häusern in großen Glasschreinen standen oder auf Plätzen über plaudernden Brunnen — . . . — Ein süßer Trost erblühte in mir, als ich merkte, daß ich in ein Marienland geraten war, in eine kleine unendlich helle offene Welt, über welcher das Mütterliche regierte. Auf vielen Sockeln thronten sie, durchaus nicht einfach, gütig in mahnender Schlichtheit wie eine Mutter aus dem Volke, sondern herrlich und anmutig, gleich einer weltlichen Königin und trotzdem heilig, schön mütterlich in ihrer barocken Wucht . . .“

Soviel von den Gedanken des Peter Brunkant, der das Tauberland in seiner Schlichtheit, Schönheit und Anmut mit wenigen Worten erfaßte. Doch im Madonnenland sind nicht nur Madonnenbildstöcke zu finden, nicht nur „leidende Heilande“. Der Gesichtskreis hat sich geweitet. Der Sammelbegriff „Bildstöcke“ wurde zum Begriff „Klein- und Flurdenkmäler“. Bereits bei der ersten staatlichen Erfassung durch das Landesdenkmalamt, dem seinerzeitigen „Staatlichen Amt für Denkmalpflege“ Karlsruhe im Jahre 1963 wurde nicht nur von Bildstöcken gesprochen. In der Bitte um Erfassung sprach man von „Sühnekreuzen, Feldkreuzen, Feldkapellen, Bildstöcke, alte Grenzsteine u.ä.“. Zu den Flur- und Kleindenkmälern zählen somit gleichermaßen die Feld-, Wetter- und Steinkreuze, die Gebots- und Verbotssteine, die Weg- und Stundensteine an den Kreuzungen der alten Vicinalwege, den Nachbarortswegen der früheren Zeit. Vergessen dürfen wir nicht die Gedächtnissteine in Wald und Flur für gefallene Soldaten der Kriege 1866 und 1945. Aber auch alte Grabsteine in den vielen Friedhöfen des Gebiets — christliche wie jüdische — sollen in das Gedächtnis mit inbegriffen werden.

Die zwar unvollständige Erfassung von 1963 zeigt für den Altkreis Tauberbischofsheim immerhin folgendes Ergebnis:

Assamstadt	43
Boxberg	39
Freudenberg	58
Großrinderfeld	69
Grünsfeld	89
Königheim	64
Külsheim	144
Lauda-Königshofen	146



*Gerlachsheim, St. Burkhard
a. d. Grünbachbrücke*

Tauberbischofsheim	187
Wertheim	74
Werbach	66
Wittighausen	48

insgesamt für den Altkreis Tauberbischofsheim eine Summe von 1067 Flurdenkmälern. Ohne Schwierigkeiten kann diese Zahl nach den neuen Erkenntnissen um 10% erhöht

werden. Wesentlich ist bei dieser ersten amtlichen Erfassung, daß die Flurdenkmäler damit zu denkmalgeschützten Objekten nach dem Landesdenkmalschutz Baden-Württemberg zählen.

Die Frage steht im Raum: Hatte man früher kein Interesse an einer Auflistung der Flurdenkmäler? 1898 erwähnte Adolf von Oechelhäuser in den „Kunstdenkmälern des Amtsbezirks Tauberbischofsheim und Wertheim“ bei vielen Ortschaften „im Ort viele Bildstöcke“ oder „an der Gemarkungsgrenze Bildstöcke“. Dann in der Literatur lange Zeit, wie man so sagt: „Funkstille“.

In der Büchersammlung des „Historischen Verein“ von Wertheim finden sich aus der Zeit von 1901 bis 1923 eine Sammlung von Federzeichnungen des seit 1901 als Gewerbelehrer und zusätzlich ab 1902 bis 1923 als Baumeister der Fürstlich-Löwenstein-Wertheim-Freudenberg'schen Domänenkanzlei in Wertheim angestellten Friedrich Hauck. Im ganzen umfaßt die Haucksche Sammlung an religiösen Flurdenkmälern auf 62 Gemarkungen im Umkreis von Wertheim 151 Bildstöcke, 20 Bildsäulen, 12 Bildhäuschen, 15 Flurkreuze, 7 Kreuzwegstationen, 2 Kreuzschlepper und 7 Nepomukstatuen. In der Bücherei des Historischen Vereins ist weiterhin ein Tagebuch des Andreas Fries, der mehrere Jahrzehnte früher ebenfalls über die religiösen Flurdenkmäler Aufzeichnungen geführt hat. — Und wieder Pause! Die Zeit nach 1933 versuchte die Zerstörung der religiösen Steinbilder. Sie paßten doch so garnicht in diese Zeit der „heroischen“ Auffassung. Die Bilder sollten zerstört und an ihrer Stelle Bilder verdienter „Parteigenossen“ aufgestellt werden. Doch die geforderte Zerstörung unterblieb in unserem Bereich. Ein Lichtblick war die durch die Verfasser Ernst Cucuel und Hermann Eckert im Rahmen des Sammelwerks „Die deutschen Inschriften“ geschaffene Aufstellung der „Inschriften des badischen Main- und Taubergrundes“. Hierin werden die Inschriften der geschichtlich wertvollen Bildstockinschriften von

1475 bis 1650 aufgezählt. Im Rahmen der Schriftenfolge des Vereins Alt Boxberg unternahm es Pfarrer Reichwein 1939 von den „Steinkreuzen und Bildstöcken der Heimat“ zu berichten. Auch der Landesverein Badische Heimat hat in seiner Schriftenreihe „Vom Bodensee zum Main“ in den Heften Nr. 25 „Vom Steinkreuz zum Bildstock“, dem Heft „Das Tauberland“ und schließlich 1933 in dem Heft „Das badische Frankenland“ die Flurdenkmäler immer wieder gewürdigt.

Nach 1945 begann der Tauberbischofsheimer Karl Kolb seine Veröffentlichungen über die Bildstöcke. Seinem ersten Heft 1951 „Madonnen im Taubertal“ folgte 1952 „Bildstöcke im Taubertal“, 1970 „Das Madonnenland“ mit dem Untertitel „500 Madonnen im Taubergrund“ und schließlich 1973 ein weiteres Buch mit dem Titel „Heiliges Franken“. Die Besonderheit der Steinkreuze brachte es mit sich, daß für sie Dr. Bernhard Losch im Rahmen der Schriftenreihe „Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg“ eine Zusammenstellung „Steinkreuze in Baden-Württemberg“ veröffentlichte. Für den Main-Tauber-Kreis wurden in diesem Buch, das 1981 erschien, immerhin 109 vorhandene und 31 verlorengegangene Steinkreuze aufgeführt.

Viele Taubergemeinden gaben Heimatbücher heraus. Es war ihnen ein besonderes Anliegen, die christlichen Zeugen ihrer Heimat, einschließlich der dazugehörenden Sagen in diese Büchern mitaufzunehmen. Besondere Bildstockbände gaben Freudenberg: „Bildstöcke, Hausmadonnen und Hausheilige in Freudenberg“ 1982 und der Heimat- und Kulturverein Lauda-Königshofen mit dem Titel „Bildstöcke, Kreuze und Madonnen, Steinerne Zeugen der Volksfrömmigkeit“ heraus. In beiden Veröffentlichungen sind neben sehr guten Abbildungen eingehende Beschreibungen mit geschichtlichen Erläuterungen zu finden.

Von Unterfranken her unternahm es Josef Dünninger und Bernhard Schemmel in ihrem



*Fegefeuerbildstock,
Friedhofsmauer Warbach*

Buch „Bildstöcke und Martern in Franken“ den östlichen Teil des Taubertals mit zu erfassen.

Nicht vergessen sollen werden die vielen Zulassungsarbeiten der Studenten der Universitäten, die mit ihren Arbeiten genaue Beschreibungen der Bildstöcke brachten.

Wohl ist die Literatur über die Flurdenkmale nicht völlig in obigem erfaßt. Doch es soll zeigen, daß genügend Schrifttum vorhanden ist zur eingehenden Information. Doch es

genügte nicht, die Bevölkerung von der Bedeutung dieser alten Zeugen des Volksglaubens und des Rechts zu überzeugen. Sie hatte sie in ihrem Bewußtsein gestrichen. Alles sprach nur den interessierten Volkskundler und Wissenschaftler an.

Der Kontakt der Menschen des Taubertals zu den christlichen Zeugen ihrer Vorfahren bestand nicht mehr. Hier setzten nun die Volkshochschulen und Bildungswerke mit Vorträgen ein. Landauf- und landab wurden



*Tauberbischofsheim,
Stockmeisterkreuz
im Konviktsgarten, 1626*

diese Vorträge über das Madonnenland gehalten. Das ergänzten das gesprochene Wort. Sie wurden die Brücke von den Zeugen der alten Zeit, ein christliches Memento zu der Gegenwart. Der Erfolg zeigte sich im besonderen durch die Durchführung von Erhaltungsmaßnahmen wie auch der Neuherstellung von Bildstöcken.

Weshalb setzt man überhaupt Flurdenkmäler? Einfach kann die Frage beantwortet werden bei den Grenzsteinen, bei den Gebots-

und Verbotsteinen oder den Wegsteinen. Sie waren gesetzlichen Bestimmungen unterworfen. Die Steinkreuze, oft auch Schweden- oder Soldatenkreuze genannt, zeugen von einem gewaltsamen Tod eines Menschen. Bleiben die Bildstöcke in ihren vielfältigen Formen. Feld- und Wetterkreuze mit dem Christuskörper bitten um den Segen des Herrn. Bei den Bildstöcken liest man oft bereits den Grund aus den Inschriften, auf den frühen Bildstöcken jenes „dem God genad“



St. Nepomuk, Tauberbischofsheim, Tauberbrücke, Hochhausen

und später in der Renaissance oder Barockzeit das „Gott zu Lob und Ehren“. Sie sprechen Gott Dank aus für die Erfüllung einer Bitte. Aber oft sind sie auch nur Zeuge für die Frömmigkeit des Stifters ohne jeglichen weiteren Grund. Die Aufgabe eines Wegweisers erfüllen sie bei den Wallfahrtswegen. Schließlich berichten sie von Unglücksfällen, die den Tod eines Menschen brachten.

Aber alle — Steinkreuze wie Bildstöcke — fordern die Vorübergehenden auf, für den

Stifter oder den an der Stelle Verstorbenen ein Gebet zu verrichten, für den Stifter als Dank und Bitte für sein ewiges Leben, für den an der Errichtungsstelle Verstorbenen um eine gnadenvolle Fahrt in die Ewigkeit, da er ja, ohne sein Seelgerät zu bestellen, den Tod erlitten hatte. Früher war es selbstverständlich, am Bildstock oder Kreuz stehen zu bleiben und zu beten. Heute ist dieser Brauch vergessen.

Grenzsteine haben wir im Taubertal ab dem 15. Jahrhundert. Sie sind mit ihren Wappen auf den Besitzrichtungen zu den einzelnen Gemeinden oder Herrschaften kleine Kunstwerke mit ihren Wappen und den spätgotischen Lettern. Eine besondere Seltenheit sind die Grenzsäulen an der Weinstraße im Irtenberger Forst (B 27 Nähe Staatsgrenze Baden-Württemberg/Bayern). Sie sind nach den Forschungen über die Grenzsteine im Kurmainzischen Bezirk die einzigen dieser Art in Deutschland. Sie haben die Höhe von 420 cm. Auf dem Würzburger Stein ist das Wappen des Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn, auf dem Mainzer Stein das des Erzbischofs Wolfgang von Dalberg abgebildet. Ihre Inschriften lauten:

Wirtzburgisch — Gelaid — Zennth. Wildban — Hohe und Nider — Obrigkeit

Der Mainzer Stein hat die Inschrift:

Maintzisch Glaidt Zent — Zoll Wildtban hohe und — nider Oberkeit —

Gebots- und Verbotssteine sind seltener. An der Hochhäuser Brücke in Richtung Werbach steht im Grund ein Verbotsstein mit der Inschrift: „Das Nebeneinandergehen ist bei 3 Mark Strafe verboten.“ Oder bei der Gamburger Burg auf dem alten Vicinalweg zum Ort sind kleine Gebotssteine mit dem Hinweis, daß Hemmschuhe anzulegen sind. Sie zeugen alle damit von alten begangenen Wegen oder Straßen, die zum Teil heute nicht mehr befahren oder begangen werden.

Die Wege- und Stundensteine an den Wegkreuzungen sprechen nicht von Kilometern



Tauberbischofsheim,
Kreuzgruppe 1792

zum nächsten Ort, sie „reden“ von Stunden, die man noch zu gehen hat, um den nächsten Ort von der Kreuzung ab zu erreichen. Auch sie müssen, um der Kennzeichnung der alten Straßen willen, erhalten bleiben.

Steinkreuze sind Zeugen eines gewaltsamen Todes. Sie sind Teil der Sühne für einen Totschlag nach dem alten germanischen Recht. Durch die Verkündung der neuen Gerichtsordnung Karls V, der sogenannten Carolina, im Jahre 1532 wurde dann der auf germani-

schem Recht beruhende Sühnebrauch die rechtliche Grundlage entzogen. Trotzdem wurden einige mittelalterliche Sühnebräuche vom Volk hie und da bis Ende des 16. Jahrhunderts gepflegt. Auch das Setzen von Steinkreuzen zählt dazu. Obwohl der Main-Tauber-Kreis in Baden-Württemberg die höchste Zahl von Steinkreuzen besitzt, konnte in den Archiven bis heute noch keine Urkunde über das Setzen eines Steinkreuzes gefunden werden. Zur Erläuterung des

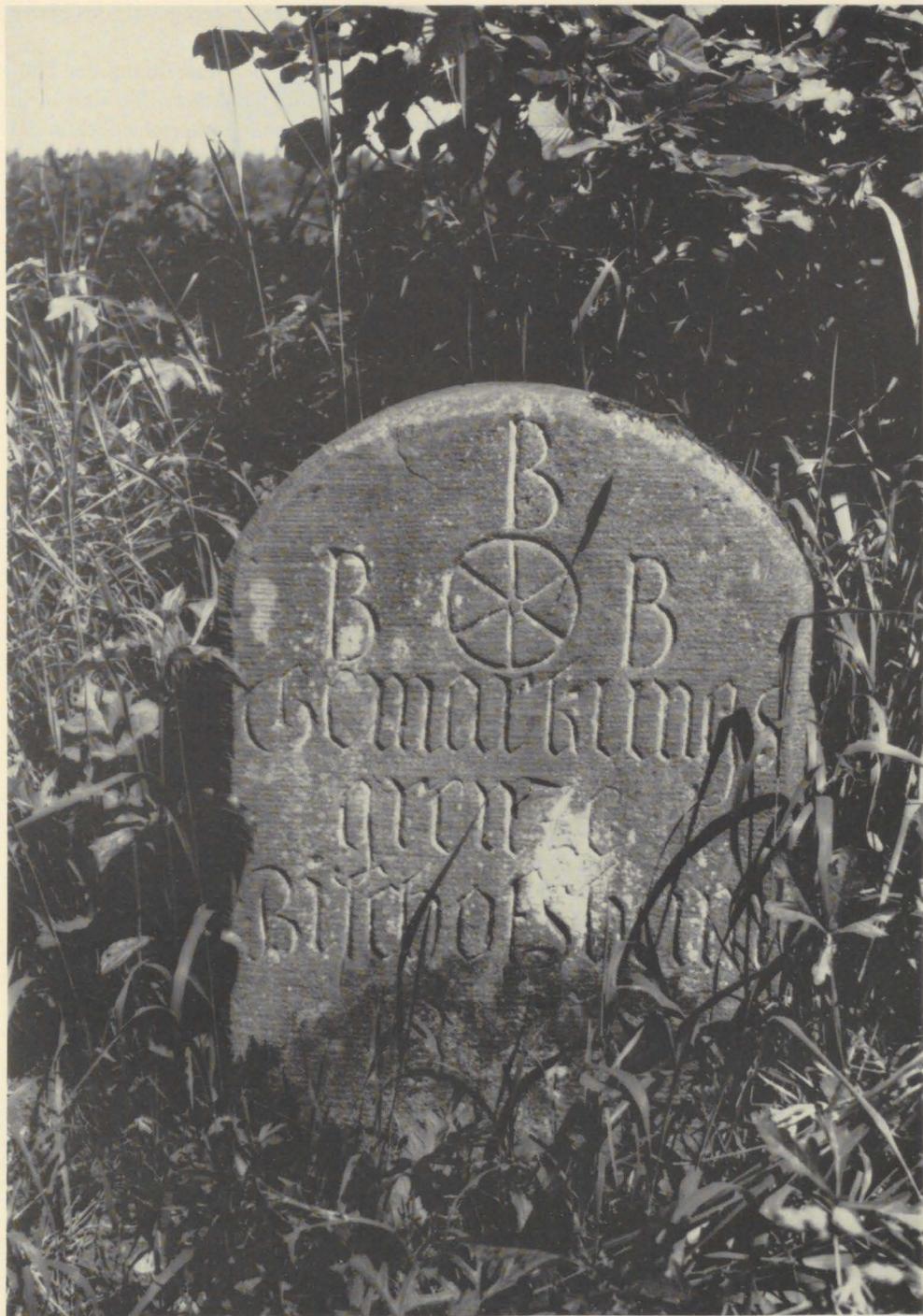
Brauchs des Steinkreuzsetzens soll deshalb auf den Inhalt einer Urkunde aus einem anderen Bereich zurückgegriffen werden. Das Steinkreuzsetzen als einen Teil der Sühne kam nur bei einem Totschlag in Affekt zum Tragen. Einen Mord zu ahnden war und blieb Sache des Zehntgerichts. Hier aber setzten sich die beiden Sippen — die des Erschlagenen und die des Totschlägers zusammen und stellten einen Vertrag in doppelter Fertigung auf mit den Bedingungen, die der Totschläger als Sühne zu erfüllen hatte. Der

Totschläger bekannte sich hierin schuldig des Totschlags und übernimmt die ihm auferlegten Bußen; beginnend mit den Bußen zum Heile der armen toten Seele, die ihr zu Hilfe und Trost gesetzt werden. Er läßt ein steinernes Kreuz mit Wissen und nach dem Rat der Sippe des Erschlagenen setzen. Er willigt in Wallfahrten ein, die er zu gehen hat. Er muß Priester bestellen, die Messe der „seelen zu tröste“ halten, er läßt Männer mit Wachskerzen über das Grab des Toten gehen. Nach dem Gang ist das restliche Wachs „nach der Seele Heil“ zu verwenden. Neben den Bußen zum Heile der Seele ist er verpflichtet, für das leibliche Wohl der Angehörigen des Toten zu sorgen, eine große Summe Geldes ist zu zahlen, für die minderjährigen Kinder ist zu sorgen, Lebensmittel sind zu liefern. Sollte er eine der Bedingungen nicht einhalten, ist er einverstanden, den Spruch eines geistlichen oder weltlichen Gerichts zur Vollstreckung über sich ergehen zu lassen. Wir können die Steinkreuze unseres Bereichs in stumme oder redende Kreuze einteilen, Steinkreuze ohne Inschriften, ohne Zeichen oder andere mit zu erkennenden Mordwerkzeugen, Jahreszahlen, Kreuze oder dergleichen. In Reicholzheim auf dem Galgenberg, nahe dem Blutacker ist die größte Steinkreuzansammlung in Deutschland mit 13 Steinkreuzen. Niemand kann sagen, wodurch diese Ansammlung entstanden ist. Sagen vielerlei Art umsäumen die Stelle. Sonst stehen die Kreuze an alten Straßen oder mitten im Wald, stumme Zeugen einer längst vergessenen Gewalttat.

Flur- und Wetterkreuze, Symbole der bäuerlichen Bitte um Schutz und Segen für das Dorf, für die Fluren und für die Ernte. Während sie zumeist an den Ortsausgängen oder den Kreuzwegen auf dem Wege zum Dorf stehen, oft noch verbunden mit der Darstellung von Maria und Johannes, ist es aber geboten, daß der Christuskörper sich dem Dorf zuwendet. Christus soll das Dorf schützen vor allem Ungemach. Aber auch der, der das Dorf verläßt, soll sich mit einem Gebet vom



Mariensäule in Kulsheim



Grenzstein, Tauberbischofsheim 1800

Dorf verabschieden, den Reisesegen erbitten. Im Bauland sind sie oft aus Holz, in die die Arma-Christi-Zeichen, die Zeichen der Leidenswerkzeuge des Herrn eingeschnitzt sind. Auch hier umranken viele Sagen, man kann fast sagen, Legenden diese Kreuze. In der gleichen Darstellung die Wetterkreuze. Sie sind das Ziel der Flurprozessionen im Mai. Sie sollen den Fluren und der kommenden Ernte den Segen des Herrn bringen. In jedem Dorf des Taubertals sind diese schlich-

ten Kreuze mit der Leidensgestalt des Herrn zu finden.

Als letzte Gruppe der Aufzählung der Flurdenkmale nun die *Bildstöcke*. Sie sind nicht nur zahlreich, sondern unterschiedlich in der Darstellung wie in kaum einem anderen Bereich. Der Formenreichtum dieser Bildstöcke in Badisch-Franken und Unterfranken ist nicht zu übertreffen. Karl Kolb hat in seinen Büchern versucht, eine Gruppierung der Bildstöcke aufzustellen. In seinem Buch „Das



Kreuzigungsgruppe 1578 am Eingang in die Laurentiusbergstraße



Külsheim, Wegscheide Tauberbischofsheim-Uissigheim, Philipp von Northeim 1283



Tauberbischofsheim, Alte Würzburgerstraße, Elisabeth Klinglerin, 1590

Madonnenland“ berichtet er von 500 Madonnen im Taubertal. Er stellt fest, daß „Am Anfang stand das Kreuz“. Er spricht weiter von *Unglücksbildstöcken*, Bildstöcke, die errichtet wurden zum Gedenken an Fuhrunglücke (Josefskapelle bei Kilsheim, Marbach, Impfingen) an den Tod durch Ertrinken (Distelhausen, Unterbalbach), seine Betrachtungen setzen sich fort mit den *Wallfahrtsbildstöcken* (Walldürner Heilig-Blutbilder, Maria-Hilf, Vierzehnnothelfer für Vierzehnheiligen, Gößweinstein). Ganz wesentlich und kennzeichnend für das Taubergebiet sind die *Träubelesbildstöcke*. Der Bildstockstamm ist umwunden mit einer Weinrebe mit Trauben, die nach oben oder unten wachsen. Sind diese Träubelesbildstöcke, wie sie der Volksmund nennt, Hinweis auf den Weinreichtum des Tales oder ein Hinweis auf die Bibel „Ich bin der Weinstock — Ihr seid die Reben“! Niemand wird dazu die letzte Wahrheit sagen können. Fränkische Auswanderer nach Ungarn nahmen seine Form mit nach ihren neuen Wohnorten, wie verbürgt und bewiesen ist.

Es ist unmöglich, im Rahmen dieses Berichts alle Bildstöcke des Taubergebiets zu beschreiben. Das Taubertal ladet zu Besuch und zum persönlichen Kennenlernen ein. Gehen wir deshalb anhand der Kolb'schen Systematik die unterschiedlichen Arten durch. Die ersten Bildstöcke mit der Jahreszahl 1423 sind in Werbach und Gamburg. Sie haben die Darstellung Christus als Auferstehender. Fassen wir weiter in einer Gruppe zusammen: Ecce Homo, Geiselsäule und der „Erbärmde“. Werbach, Königheim und Tauberbischofsheim sollen als Beispiel ausgewählt werden. Besonders interessant ist der „Erbärmde“ oder auch „Christi Rast“ in Tauberbischofsheim (Geiersberg), dessen Ursprung aus dem 14. bzw. 15. Jahrhundert stammt. Kreuzigungsbildstöcke vieler Art finden wir, als Kreuzigung allein oder in einer Gruppenskulptur mit Maria und Johannes, oft noch ergänzt mit Engeldarstellungen. Hier besonders wertvoll die Skulptur

zur Zeit in der Peterskapelle in Tauberbischofsheim aus der Zeit um 1450 und von 1469. Oft sind sie noch mit Steinmetzzeichen gekennzeichnet, deren Art auf das späte 15. oder 16. Jahrhundert hinweist. Sie sind sonst überall zu finden. Zwei besondere Darstellungen sollen noch erwähnt werden, einmal Tauberbischofsheim/Stammberg eine Abbildung mit Maria, Johannes und den gekreuzigten Schächern, zum anderen Tauberbischofsheim/Laurentiusberg Darstellung der Kreuzigung mit Adam und Eva am Fuße des Kreuzes. Vielfach finden sich an den Seiten der Bildtafeln noch Abbildungen der Schutzheiligen des Stifters und seiner Ehefrau.

Die *Kreuztragung* soll weiterer Hinweis sein. Sie finden wir in dreifacher Art, einmal als Bildstockrelief, weiter in figurenreicher Darstellung und schließlich als freiplastischer Kreuzträger. Interessant hier der Passionsbildstock von 1707 bei dem Zobelschloß in Tauberbischofsheim/Distelhausen, ein dreiseitiger Bildstock mit Aufbau zeigt vier Bilder aus der Passion: linke Seite Ölberg, rechte Seite Dornenkrönung, in der Mitte eine figurenreiche Kreuztragung und in der Bekrönung eine Kreuzigungsgruppe mit Maria und Johannes.

Kreuzabnahme und Ölberg sind als Bildstock selten. Jedoch ist der Ölberg als Freigruppe sehr oft an den Kirchen oder auch auf den Friedhöfen zu finden (Lauda, Grünsfeld, Werbach und Tauberbischofsheim). Ergänzt muß diese Gruppe werden mit den Darstellungen der *Kreuzwege*, die es im Taubertal in vielen Formen und aus unterschiedlichen Zeiten gibt. Als Beispiel werden genannt: Sieben Fußfälle von Freudenberg (1710), Maria Schmerzwallfahrt in Tauberbischofsheim zum Stammberg (1772), die Kreuzwege auf den Friedhöfen in Distelhausen (1850), Lauda (1782), zu den Kapellen oder Kalvarienbergen (Stahlberg/Uissigheim) 1843, Assamstadt (1946), weiter in Grünsfeld, Königheim, Tauberbischofsheim/Dittwar.

Bei den *Mariendarstellungen* als erste die vielfältige Art der *Vesperbilder*. Sie sind in jeder Gemeinde vertreten. Man könnte nahezu meinen, daß der schmerzhafte Ausgang des Bauernkrieges, die vielen kriegerischen Auseinandersetzungen im Taubertal sich hier als Erinnerung darstellen. Die weiteren Marienbilder mit der Krönung Mariens durch Gottvater, Jesu und den heiligen Geist, Maria Hilf wurde bereits erwähnt (eingeführt durch den Tauberbischofsheimer Apotheker Staub um 1715) und schließlich die Mariensäulen, einmal als Franken-Herzogin mit Krone, oder mit dem Jesuskind auf dem Arm (Grünfeldhausen/Achatiuskapelle und als besonderes Beispiel Külsheim, Hauptstraße). Auch viele Heilige sind als Einzelbildstöcke zu finden. Besonders selbstverständlich auf den Tauberbrücken St. Nepomuk. Eindrucksvoll die Gerlachsheimer Brücke mit den Heiligen Nepomuk, Kilian, Burkhard und Michael (1732). Nicht vergessen soll werden die Darstellung der Hl. Familie, die Dreifaltigkeit. Auch eine Grablegung ist in einem Bildstock vertreten (Tauberbischofsheim/Stammberg). Nichts aus dem Leben Jesu wurde bei den Bildstöcken vergessen. Die Geburt Jesu mit Krippe, Maria und Josef und den Hirten können wir in Hochhausen oder Assamstadt bewundern, die Anbetung der Könige und das Fegefeuer (Werbach) soll die Aufzählung beschließen. Sie alle bekunden die Frömmigkeit und die tiefe Verbundenheit der Bevölkerung mit Christi Leben.

Eingangs fragten wir nach der Verbundenheit der Bevölkerung des Taubergebiets mit seinen Bildstöcken. Ist der christliche Kontakt wieder vorhanden? Nimmt man das Erbe seiner Vorfahren wieder ernst? Die erschienene Literatur, die heimatgeschichtlichen Berichte in der örtlichen Presse und schließlich die Vorträge über die Bildstöcke über das Madonnenland haben ihre Früchte getragen. Nicht äußerlich! Man sieht nicht, daß ein an einem Bildstock Vorübergehender diesen grüßt, ein Gebet verrichtet. Das ist



*Tauberbischofsheim, Nepomuk am Mühlkanal,
Hans Kolb*

nicht wesentlich. Wesentlich ist, daß der Bildstock wieder gesehen wird, daß man ihn beachtet, seinen Verfall aufhält, ihn wieder restauriert, ja Neuaufstellungen durchführt, die das heutige Christentum, die heutige Auffassung der Gotteserkenntnisse zeigen.

Eine große Besorgnis ist aber der häufige Diebstahl von Bildstöcken in dem Taubergebiet. Polizei und Heimatpfleger sind deshalb übereingekommen, so wenig wie möglich Bilder von Bildstöcken zu veröffentlichen, so wenig wie möglich Einzelheiten über einzelne Bildstöcke der Öffentlichkeit mitzuteilen. Diese Übereinkunft wurde in diesem Be-

richt beachtet. Die Bevölkerung im Taubergebiet wurde aufgerufen, in den Fluren wachsam zu sein, verdächtige Dinge sofort der nächsten Polizeidienststelle mitzuteilen. Nur mit beidem — einmal der Erhaltung und zum anderen Verhinderung der Diebstähle — kann das Tauberland seinen Ehrennamen „Madonnenland“ bewahren und erhalten.

Fortsetzung von Seite 352,
Texte von Hans Dieter Schmidt

Wo sind wir?

Die Landschaft ist ganz in Nebel getaucht. Die Erde düstet den Regen aus, der im Sommer über sie hergefallen ist. Der Dunst läßt der Sonne kaum eine Chance durchzubrechen. So liegt alles da wie ausgewrungen, leer, ohne Farbe, einfach wie weggeworfen, ohne Interesse für einen. Man würde am liebsten fliehen, davonlaufen, hinter der nächsten Ecke in einen Abgrund stürzen.

✱

Blätterwirbel, von fremden Herbstn eingekreist, abstürzende Hände, die der Sommer den Himmeln angeboten hat, das Blutgefleck der leeren Hülsen auf dem weißen Tisch, Zerstörung, durch die sich die Schreie der Amseln bohren, die Stunde, in der das geschieht, an die Vergänglichkeit geheftet, die uns die letzte wärmende Sonne schenkt.

✱

Die Vorstellung, der Himmel über mir gehöre zu einem alten Bild, in das ich hineinfahre. Die Farben einer anderen Zeit nehmen mich auf, die Gerüche eines fremden Jahrhunderts, die Stimmen ferner Menschen sind um mich. Wo sind wir?

Bekanntes Unbekanntes

Fahrt an einem Februarnachmittag über Land: sehr hell, sehr viel Licht, viel Blau, schon fast sommerlich, aber die Erde noch kalt, noch unter einem harten Wind, noch graugelbes Gras, noch leere Felder, kahle Wälder. Wir gleiten von Dorf zu Dorf, sind auf den schmalen Stra-

ßen allein, haben auf einmal viel Zeit, gelangen in Landschaften, in denen wir noch nie waren, die uns unbekannt sind, so, als gehörten sie zu einem fremden Land; unterwegs in dieser Gegend, die ich freilich kennen müßte, weil sie ja zu meiner Heimat gehört. Aber dieser Nachmittag macht alles fremd: von einer Höhe schauen wir plötzlich hinab auf eine Ebene mit den im Sonnenlicht blitzenden Dörfern. Das könnte so auch am Rande der Rheinebene sein, dabei sagen mir meine geographischen Kenntnisse, daß es der Odenwald ist, und ich erkläre mir alles damit, daß ich von einer Bergschwelle auf eine niedriger gelegene herabblicke. So kann man nach vielen Jahren den Odenwald als ein unbekanntes Land erfahren. Realität, mit der wir nie fertigwerden.

Weinbergterrassen

Die Wolken als schwarze, zerfaserte Lappen vor dem stahlblauen Morgenhimmel, Schatten schleppen sich über die Bergwälder und Hänge. Droben im Obstgarten hantiert ein Bauer an seinen Bäumen. Er sägt Äste ab und wirft sie auf einen Haufen, den er anzündet. Der Rauch bleibt als graublauer Schwaden dicht an die Erde gedrückt, hüllt den Mann ein und bringt ihn zum Husten. Schließlich hängt jener die Säge über den Arm und klettert die schmalen Steintreppen der aufgelassenen Weinbergterrassen herunter. Auf der Tauberbrücke bleibt er stehen, klopft sich Sägemehl von der Hose und stützt die Hände auf das bereifte Gelände. Unter der Wasserhaut flitzen die Fische.

Hundertjähriger Kalender

Das Gewitter legt sich über die Senke, verfängt sich im Ahornwald und wird ganz gelb vor Eifer. Über dem Talweg tanzt schon der Wind, die Pappeln schlagen gegen die Bäuche der Wolken. Die Hühner flattern hinter dem Zaun und fürchten nicht mehr die Füchse. Nur der Glockenschlag bleibt sich gleich, er hat die Geduld eines Betenden, von dem man nichts weiß. Die Wasser freuen sich auf den Talhang, sie reißen ihn aus dem Pelz des Landes und schütten ihn den Dörflern vors Rathaus. Gleich zeigt sich das unschuldige Blau und fügt den Tag in den Hundertjährigen Kalender.

Fortsetzung auf Seite 378

„Büschemer Bösi Buwe“

Hugo Pahl, Tauberbischofsheim

I. Einführung

Lange Zeit bevor auch im Taubergrund der große Boom der Heimatliteratur einsetzte, erschienen in Tauberbischofsheim — dies bereits 1955 zur 1200-Jahrfeier — die Stadtchronik, das Mundartbüchlein „Heckenrose“ vom „Schollenhupser“ Franz Döhner und das Heimatbuch „Büschemer Bösi Buwe“ von Hugo Pahl. Letzteres trägt den Untertitel „Ein Sammelsurium von Gschichdli, Bildli, Liedli und Gedichdli.“ Es enthält aber auch in bunter Reihenfolge Ortsneckereien, mundartliche Utnamen, Kinderspiele, wie „Wörzbüschel“-Kräuter einheimisch benannt werden, wo es überall um das Schloß und in den Gassen spukt, was der Bauer seinem Vieh zuruft und vieles andere, was heutzutage schon in Vergessenheit und außer Gebrauch geraten ist. Zahlreiche Holzschnitte des Verfassers geben dem Büchlein, das längst vergriffen ist, die Würze.

So ist der Titel „Büschemer Bösi Buwe“ Inbegriff alles heimatlichen Geschehens im alten Büscheme und den Dörfern ringsum. Die nachfolgende Abhandlung versucht, diese Zeit unter Einbezug von Neuhinzugekommenem und Neuerforschtem nachzuvollziehen.

II.

Unser liebes, uraltes „Büscheme“ — Tauberbischofsheim —, derzeit als Fechterhochburg weltberühmt —, war schon einmal, zur Zeit Karls des Großen, ein im damaligen Frankenreich weithin bekannter Ort. Hier an der Einmündung der Brehmbach in die Tauber hat Bonifatius, der Apostel der Deutschen, ein Benediktinerinnenkloster gegrün-

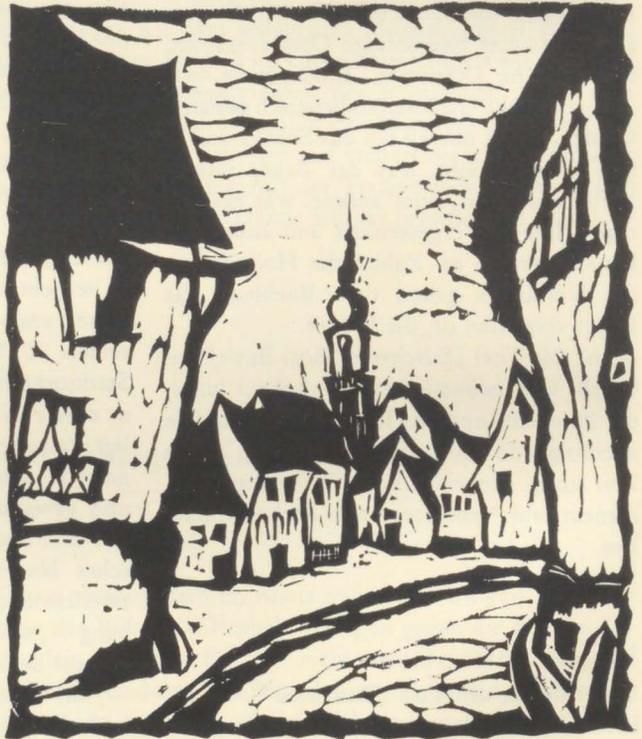
det und die Leitung seiner Verwandten Lioba übertragen. Dieses Kloster war das erste damals für die weibliche Jugend, und es ging von ihm eine segensreiche, religiöse, kulturelle und auch wirtschaftliche Wirkung aus. Darauf, daß hier in „Bischovesheim“ schon in der Frühzeit der Christianisierung Deutschlands solch eine bedeutende kirchliche Einrichtung bestand, sind wir Einheimische nicht wenig stolz zumal unser weites, sonniges und fruchtbares Taubertal schon in der vorgeschichtlichen Zeit, wie durch Ausgrabungen der „Scherbendoktoren“ ständig bewiesen wird, durchgehend dicht besiedelt und nicht unbedeutend war. Damals schon kreuzten sich an der Tauberfurt mehrere wichtige Fernstraßen in alle Himmelsrichtungen.

Dieses „unser Büscheme“, — so nennen wir es verliebt und mit warmem Klang — war später, anno dazumal, als der Mauerring mit seinen 20 Wehrtürmen, mit Zwinger und Stadttoren noch bestand und sogar noch bis in unsere Nachkriegsjahre, ein solch einmalig, wunderbar zusammengeschachteltes, grotesk nebeneinandergegiebeltes, krumm- und gewundengassiges, romantisch verklärtes, aber auch wieder eckiges, widerspenstisches ländlich kleines Städtchen, daß es zweifelsohne — und dies bar jeder Übertreibung —, wäre nur ein Entdecker und Erwecker aus dem geruhsamen Schlaf da gewesen —, mit Verlaub und Vorzug ein zweites Mallerdorf Worpsswede hätte werden können. Damals gab es hier in überreicher Hülle und Fülle, wohin man auch den Fuß setzte und in welche Richtung sich der Blick wendete, mallerische, heimelige, verborgene, „verstekelte“ Winkel à la Spitzweg, nur mehr bäuerlich-einfacher Art, dicht gedrängt gleich ne-

benan skurril-expressionistische, wild gezackte Spitzgiebelmotive, lausbubenhaft herunterschauend, oder auch solche, die kubistisch angehaucht waren, nicht gelogen hundert und aberhundert an der Zahl.

Sogar heute noch, wenn auch gelegentlich die moderne Planung mit sturem Rechteckwinkel, schnurgeradem Lineal, dem Drang nach Abbruch und einem europaweit gleichförmigen Wiederaufbau Einzug gehalten haben — Tauberbischofsheim besitzt zur Zeit einen Bürgermeister, der es anders macht —

so finden doch Maler, Zeichner, Holzschnyder, Fotografen, Dichter und Sinnierer genügend der mannigfaltigsten Bilder, Motive und Stoffe. Es kommen einem beim Schlendern und Streifzug durch die Straßen und Gassen oftmals die unwahrscheinlichsten und kuriosesten Einfälle und Ideen, seien sie in Melodien gekleidet, bildhaft und bildnerisch oder dichterisch empfunden. Dabei treten typisch büschemerische Eigenschaften, Schrulligkeiten und mundartliche Besonderheiten ans Tageslicht.



Bischofmer Bösi Buwe

Titelblatt zum Heimatbuch
„Bischofmer Bösi Buwe“.

Unsere Mundart das „Büschemerisch“ ist, wie überhaupt die Volkssprache der Taubergründer, nicht von der leichten, gefälligen und heiteren Art des Pfälzischen oder des Rheinfränkisch-Kölnischen. Sie hört sich bäuerlich-grobschollig und schwer an. Dabei hat sie Besonderheiten wie z. B. das melodiose „ou“ und das langgedehnte „uu“, die oft klangvolle, lustige und ulkige Lautmalereien zulassen und bewirken.

Wunderbar klingt es, wenn die Mutter ihrem Sohn, dem Fritz, zuruft (wenn di Mamme emm Ütsch zuurüfdd):

*Ütsch, laaf schnell-emoool uff-de Boude owwe-nuff
unn duu vonn drouwe Houlz unn Kouble roa(n) boule.*

Volltönend hört sich auch das in die Länge gezogene „uu“ an:

*Wuu...?
Ja wuuu scho...?
Geit's uff dääre schöne, grosse, weide Weld...?
Wuu...?
Unn nomool wuuu...?
Ja-wuu leit öbbes,
Wu-uns Kroide groad sou guud gefell'd,
Wi-unner libbs, kloans Hoamedstädtle Büscheme
Im wunnerschönne, grüne Dauwerdoal?
Jetz,
Immer
Unn üwwerüwveroall.*

Auch Nasallaute, wie sie im Französischen gang und gäbe sind, versehen unsere Mundart mit Wohlklang und Melodie:

Bei den Wörtern schöö(n), grüü(n), kloa(n), Roa(n) — Rain — und vielen anderen klingt und schwingt das (n) nur nasal mit, ohne daß es gesprochen wird.

Mit besonderer Vorliebe kleidet der Volksmund seine Redensarten, Sprichwörter, Nekereien in derartige Lautmalereien. Zum Beispiel wenn „dr Hoase Franz“, das bekannte

ste Büschemer Original, folgende salomonische Weisheit von sich gibt:

Iech soach nid sou unn soach nid sou. Doann boabb-iech nid sou odder sou gsoachd, unn s'konn spööder koaner soache, iech hätt sou gsoachd odder goar sou.

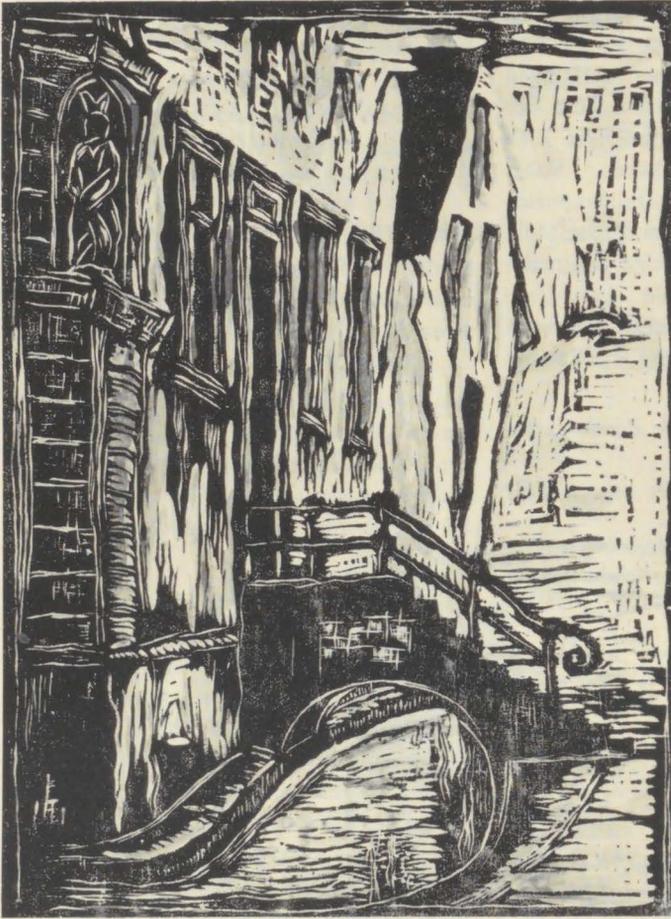
Oder wenn ein anderer Büschemer meint:

Schöö(n) iss Drääg degeeeche, oawwer schöner wäär's, wenn's no schöner wäär, wenn's wäär

*sou schöö(n)
sou-wie-sou schöö(n)
sou-wi-sou sou schöö(n)
sou-wi-sou scho schöö(n)
sou-wi-sou-scho sou schöö(n)
sou-wi-sou-scho sou-orch schöö(n)
Gäll?*

Wenn auch Tauberbischofsheim während seiner Zugehörigkeit zu Kurmainz und zum Großherzogtum Baden Amtssitz mit vielen Verwaltungseinrichtungen war, so hatte doch immer das kleinbäuerliche und kleinbürgerliche Element weitaus das Übergewicht. Das entsprechende Milieu war vor allem in der „Büschemer Dörgei“, dem eigenartigsten und interessantesten Altstadtviertel, zu finden. Sie umfaßt, sagen-, legenden- und anekdotenhaft umwoben, alles, was sich früher zur „guten“ alten Zeit oder charakteristischer ausgedrückt in der „seligen Gäulsbollen- und Kühbatzenzeit“ in unserem ländlichen Landstrich im einfachen, kleinbürgerlichen und Tagelöhnerleben abgespielt hat. Der um 1840 einsetzende Niedergang des zuvor ausgedehnten Weinbaues hatte den Taubergrund zum verarmten Hinterland — Badisch Sibieren — werden lassen weit entfernt von den Ballungsräumen und den großen Verkehrswegen.

So gibt denn unsere „Büschemer Dörgei“ mit allem Drum und Dran den einzigartigen Hintergrund und vielseitigsten Stoff für Geschichten- und Anekdotenschreiber, für Mundartdichter und Bildermacher aller Schattierungen ab. Es findet sich in den dor-



Bischmer Dörgei
 „aldi Boach“
 Klein Venedig
 Däss Haus mit
 sejner schönne Bruck
 wärrd gschärd un
 gschützt vom
 heilche Nebomuk.

tigen Gassen, zwischen den Mauern und Wänden alles, was volkstümlich ist und man sich nur denken kann. **Z. B. Stimmungsvolles und Besinnliches:**

Schöö(n) iss gwiess bei Mondeschej
 Änn Oowendgoong durch die Dörgei.
 Wenn's nid lärmd un nimee kloupfd
 Unn silwri s'Liechd vom Himmel droupfd.

Fej risselds vonn-de Dächer runner,
 Laafd wisselflienck di Kendel nunner:
 Doo flimmerds in-dr alde Boach
 Sou hell schärr wi-di Sunn oamm lichde Doach.

Schadde, spitzisch wie-di Giewelege,
 Leiche finster uff dr Strooss als schwoarzi Flägge.
 Unn-dr Moa(n) im Moond mit sejner stille Dreiwert
 Lachd-mi oo(n) aus alli Fensterscheirwe.

Di Pfidsche goar glenzd schöö(n) wi-Eis.
 Unn üwwer allem wääbd-änn fejne Nääwelduunst
 Hoamli Gschbenstergschichdli
 Wunnerboar
 unn
 leis.



Zahlreich sind die expressionistischen Giebelmotive

Krach im Haus,
Fraa fliechd raus.

Katzekonzert,
Kiend, wu blärrd.

Huund, wu belld,
Hausdüür schellid.

Geiche wimmerd,
Hannjörch drillerd.

Ä Sau, wu quietschd,
wärrd groad gegiegsd.

Hünger gaggre,
Bauer fehrd zackre.

Kuh brülld muuh,
Goons gäbd aa koan Ruh.

Kühbatze pflauschd,
di alde Boach, wu rauschd.

Pfitsche glidschd
Fuhrwäärg schbritzd.

Miesthouf stinkd,
Ammbouss klingd.

Küfer kloupfid,
ä Gaas, wu bougd.

Farwe riechd,
s'Middoachsesse oorch nooch Kääs unn Fiesch.

Dawwe gurre,

Koater schnurre.

Huund moachd Flägg
oann Häusseregge.

Voadder haabt,
dassess staabt sejn Buu.

Unn zum Schluss knalld-änn Kuss
dr Fiene uff-de Muund zur spöäten Oowendstuund.

Künnt endl doann vrbei die Bolizei,
piebst koa(n) Mäusle meeh in-dr Dörgei.

Nur einmal hat ein fröhlich-beschwipster Ze-
cher ihre mitternächtliche Stille ganz be-
trächtlich gestört:

Er kam aus dem „Sternen“ und sein Heim-
weg führte ihn durch die Klostergasse. Mit
den Händen tastete er sich, benebelt wie er
war, immer an der Wand entlang. Auf ein-
mal war die Mauer weg. Seine Hände griffen
ins Leere und plötzlich stand er mitten im
eiskalten Wasser der „alden Boach“.

Da überfiel ihn ein gewaltiger Schreck, und
er schrie, die Hände weitausgestreckt, in die
Nacht hinaus:

„Häusser häär . . . Häusser häär . . . !

Bis ihn aufgeschuchte Nachbarn aus der
Klemme zogen und nach Hause brachten.

Im Sinne der Redensart

Länd geit's unn Sache geit's,
die geit's goar nid

erlaubte sich einmal ein einheimischer Spaß-
vogel in gutmütiger Selbstverspottung zu sa-
gen:

In der Büschemer Dörgei gäbe es Häußer — er meinte Hütten —, bei denen könne man als ein Leichtes von der Gasse aus durch den Kamin auf dem Dach innen hinunter zur Haustür langen und dort unten mit der Hand den Riegel zurückschieben immer dann, wenn der Spätheimkehrer von seiner besseren Hälfte ausgesperrt worden war.

Und es ist kein Fall der Unmöglichkeit, daß man beim Vorbeigehen an einem offenen Küchenfenster folgendes aufschnappt:

Wenn Dir Dej Dummheit web-due-däät, däätst

Doach unn Noachd schreie.

Sou, unn wenn Dej Dummheit Küche wäär, häst-ess gonze Johr Kärwe.

*Doodezuu soach iech oanfoch:
Du-miech-aa.*

Gelegentlich hört man auch, wenn ein „Büschemer böser Buu“ etwas verbochen hat:

Duu bist-oawwer-ämool

änn Housebümber

änn Biebsgöiger

änn Forzknoude

änn Schoude

änn Hambelbambel

änn Knieböhrrer

änn Hoambäff

ä Miestbritsche

ä Schbühlumbe

ä Schlumbel

ä Zwuggelle



Käjo Fahl

Spukhaftes Treiben
in der Dörgei

ä Gilferle
änn Gaadschi
änn Deibenker
änn Bejcherling
änn Dooredreewer
usw.
usw.

Solch ein Lärm, Geschrei, Geklopfe und Geschimpfe läßt das Getier, das sich in den Gassen herumtreibt, völlig unberührt:

Ä Ende hockd oamm Rinnestoa(n)
Dööst, schlööfd unn draamd uff oanem Boa(n)
Sou sorchlos in-de Doach binej
Unn lössd di Mensche dummi, dummi Mensche sej.
Unn si denk:
Vonn denne ihrem Grenn nooch Gääld
Waass iech nix in mejnrer Wääld.
Häwwe-die-ämool ä blööds Geduu!
Wäche-mier!
Miech oawwer lössd-närr schöö(n) in Ruh.

Spießbürgerliches an Sonn- und Feiertagen anno dazumal

Nüü-unn-rüü unn rümm-unn-dümm
Dr Groawe rümm,
Di näue Strooss ä Stückweid naus,
Hernooch die Stoadt gonz nuff in'd Vorstadt
Schärr bis zum Rincker draus,
Doann rümmgedreht unn widder rej,
Ä kloans Gebatsch no unnerwäächs,
Zwaa Moass Bier im Hammel
Odder-aa beim Kronewärrd ä Värtrtele Wej:
Däss-iss
In Büscheme sunndoachs eewich-scho in grosser Mode
Vonn-dr Kinnerschees
Üwwer deen gepflechde, kuchelrunde Bauch
Bis zum friedlich-seelchen Tode.

Ohne miech
Wuu-ih geh unn wuu-ih steh,
Obb-i sitz odder bei dr Ärwed schwitz,
Denk-i bloos — unn-ih kann's kaum derrwarde —
Onn'd Feieroowend drauss vor dr Stoadt
In mejm guud gepflechde Gmüüs- unn Blummegarde.
Woass geht miech oo(n) doo draus di Wääld!
Diee...? Di rennt siech doot-no nooch ihrem Gääld.
Woass schäär-iech-miech umm Bollidig?...
Mej Krummbirn wärrde doodevoo(n) nid dick.
Nix leit-mr droo(n) oann dr Woahl unn aomm Gmoanderood.
Nix onn dr Zeiding, emm Stadtpfarr sejnem Uffgebood.

*Nix leit-mr droo(n), vonn nix will-iech woass wisse.
 Nix, nix, nix, ohne miech, uff alles iss vonn -mir-aus druffgeschisse.
 Jaa,
 Iech kann däss kaum derrwarde
 Bis iech woachse höör di Krautsköpf in mejm liewe, liewe,
 Mit Gäulsmiest frisch unn guud gedüngde
 — Hei, wenn's närr-scho Oowend wäär —
 In mejm schönne, schönne
 mehr als schönne Garde.*

*Wo sind heutzutage die Originale geblieben?
 Früher gab es sie immer wieder:*

Dr Hoase Franz und sein Zechkumpan, dr Mathees, sitzen in der warmen Stube beim Kartenspiel. Draußen ist es an diesem Winterabend elend kalt.

Nach einiger Zeit steht dr Mathees auf und holt vom gusseisernen Ofen, der beinahe glüht, eine Kanne mit Gerstenkaffee herüber. Wie er die Tassen vollgiessen will, sieht er, wie aus der Tülle so etwas wie ein Schwänzlein oder Schlänglein gemächlich herausschwimmt. Schnell zieht er daran, und siehe da, an dem langen Ding hing ein winzig kleines Mäuslein. Gar nicht geschockt, sagt da dr Mathees zum Franz:

„Däss arme Dierle muss durchs Zäudele in di Kanne nej kumme sej unn iss drinn eelendi versoffe unn verreckd.“

Dann goss dr Mathees die Tassen vollends voll und sie labten sich und genossen die molligwarme Brühe, den Muckefuck, als wenn nichts gewesen wäre.

Verfasser dieser Abhandlung hat vor kurzem im Rahmen des Heimatkundeunterrichts vor Mittelschülern Mundartgedichte, Prosa und Heimatgeschichtliches zum Besten gegeben. Hierbei durften die Schüler in gezielter gegenseitiger Unterhaltung Gedichte selbst vortragen. Sie sprachen einzeln und im Gesamten mundartliche Wörter, Verse und Ausdrücke nach und waren eifrig und auf-

merksam bei der Sache. Doch stellte sich sofort heraus, daß kein einziger seine Mundart gut und einigermaßen richtig sprechen konnte. Typische und oft gebrauchte Büschmer Worte mußten mehrmals vor- und nachgesagt werden, bis der spezifisch einheimische Klang erreicht war.

Diese Erscheinung, daß unser herzerfrischendes Büschmerisch bis in die mittlere Generation nicht mehr annähernd richtig und unverfälscht gesprochen werden kann, ist zu bedauern. Aber dem Weiterleben der Mundart ist der fruchtbare, kleinbäuerliche Boden entzogen und auch viele zuliefernde Handwerksbetriebe sind verschwunden. Kein Kuhfuhrwerk, keine Gänse, Enten sieht man mehr in den Höfen und Gassen, in den Angern und Fluren. Kein Bauer gabelt mehr Heu auf den Leiterwagen, geht im gemächlichen Schritt hinter dem Pflug einher. Es fehlen der Wagner, der Schubkarren anfertigte und Wagenräder, die der Schmied hernach mit schweren Eisenreifen beschlug, daß die Luft weithin erklang. Aus all dem erwuchs früher das Volksleben, die Mundart, Originale, Käuze und typisch einheimische Redensarten und Gebräuche. Gegen die Technisierung, Mechanisierung des modernen Lebens ist nur ein einzigesmal erfolgreich angegangen worden, als der Volksmund beim Aufkommen des Motorrads die wunderschöne Bezeichnung „Pfpufferle“ erfand. Und das ist schon lange her.



Hugo Pahl, Am Mühlbachkanal und dem „Endepfäde“

Hugo Pahl

Gestreiftes Licht

Zur Zeit der Wintersonnwende hast du nur dieses lange, gestreifte Licht über dem Talrand auf den Feldern. Das ist wie auf einem Kalenderfoto, das ließe sich an den Mann bringen, wenn du das einfingst. Aber du stehst nur da, unter dem Gerippe eines Apfelbaums, hörst das Knallen der Äste gegeneinander und den Aufschrei des Sturms. Er bringt dir den Geruch der Erde. Währenddessen schieben sich die langen Finger der Schatten über den Weg und klettern an dir hinauf.

Die Geheimnisse

Wenn die Wolkendecke aufschlitzt, tritt die Sonne ins Tal, wacht der Kuckuck auf, zeigen die Margeriten am Wegrand ihr schönes Gesicht. Die Stille läuft schon davon, hinter den Hecken klingeln die Radfahrer. Einer hält mir die Karte vors Gesicht, zeigt auf den Hang mit den Orchideen, aber ich schüttle nur den Kopf, sage, das sei unzugänglich und außerdem viel zu weit entfernt, und wenn man dahin käme, wohne dort niemand außer dem Schweigen.

Der Spalt durch das Weltall

An einem Sommermittag sind die Steinriegel an den verlassenen Weinberghängen trocken und heiß. Die Steine, von Generationen von Winzern zusammengetragen, sind von der Hitze aufgeheizt, die Luft steht vibrierend über den grauen, flechtengesprenkelten Steinbrocken. Man hört das Knacken von Ästen, die Steine ächzen, Baumrinde springt auf, löst sich vom Stamm. Das Gras hält sich dem Windhauch entgegen. Es ist als zerreiße die Erde, als höre man das Aufspringen eines Spalts, der durch das Weltall geht.

✱

Distelköpfe, braunsilbern, strohig gebrannte Erde, ganz an den Boden geduckt, nur im Warten noch schön, man spürt, wie sie sich ihrer stechenden Häßlichkeit schämen, aber sie halten sich zurück, verbergen sich zwischen den Grasbüscheln, mit denen der Steinwall sich verhüllt hat, harren aus in der Trockenheit eines Tages, gewiß, am Ende übrigzubleiben in der sengenden Stille einer Wüste, die kommen wird.

Brücken im Taubertal

Bernhard Sprotte, Kreuzwertheim

Selten wird man so viele alte Brücken beisammen finden wie im Tal der Tauber. Es waren früher sogar noch mehr. Sie prägten jahrhundertlang durch ihre Anmut die Landschaft und könnten von sonderbaren Begebenheiten erzählen.

„Eine etwas schwerere Barschaft historischer Vorstudien sollte man beim Gang durchs Taubertal in die Tasche stecken“, empfahl schon 1865 der Kunsthistoriker W. H. Riehl. Es wäre gewiß hilfreich; denn die Vergangenheit spricht hier den Wanderer auf Schritt und Tritt an.

Die seit Napoleons Flurbereinigung (1806) angefallenen Dokumente über das örtliche Geschehen wurden zwar von der neuen badischen Obrigkeit in der Residenz Karlsruhe verwahrt, doch die alten Bauwerke wissen vielfach von älteren Zeiten zu berichten. So könnte sich der wißbegierige Fremdling in den sporadisch verstreuten Archiven verschiedener Herren orientieren. Wieviele in

Frage kommen, lassen alte Landkarten erahnen, die sich als unvergleichlicher Fleckeltepich erweisen. Man sollte daher nicht versäumen, jenes unentbehrliche Wissen zu nutzen, das von einzelnen besessenen Spürnasen vielerorts gesammelt worden ist.

Diese wandelnden Ortschroniken können und konnten nur in Gemeindearchiven und in ihrem ortsgebundenen Milieu gedeihen, wo die seßhaften Geschlechter noch herumlaufen, deren Altvordern im Rathaus die Ortsgeschichte formten und festhielten. Es sind meist emeritierte Schulmänner oder Geistliche gewesen, deren aus Heimatliebe geborenes Hobby-Resultat vorliegt, wenn sie nicht gar leibhaftig noch anzutreffen sind.

Schon der nichtbadische Oberlauf der Tauber präsentiert eine Kette von reizvollen Gewölbebrücken — voran die Doppelbrücke der freien Reichsstadt Rothenburg aus dem 14. Jahrhundert. Zwar im letzten Krieg zerstört, aber danach konturengetreu wieder



Rothenburg/o. T.

aufgebaut, läßt sie sich von dem bezaubern- den, weltbekannten Stadtbild umrahmen, das sich dem Wanderer im Tal bietet.

Nicht so offenherzig spricht der Anblick der Tauberrettersheimer Brücke von ihrer Ver- gangenheit. Im Jahre 1732 fegte eine verhee- rende Flut durchs Tal und nahm hier in die- sem würzburgischen Zipfel eine Holzbrücke mit fort. Das Bauwerk hatte überörtliche Be- deutung; denn es lag im Zuge einer der drei Routen, die seit eh und je die Nürnberger Kaufleute auf ihrem Wege zur Frankfurter Messe einschlugen. Den Würzburgern war sehr daran gelegen, der geschädigten Ge- meinde unter die Arme zu greifen, „damit der Verkehr sich nicht einen fremdbherrschaftli- chen Umweg angewöhne“ — wie sie sagten. Wäre doch der Kasse des Hochstifts der ein- trägliche Brückenzoll entgangen.

Auf diese Weise gelangte der notwendige Brückenbau zuständigkeitshalber in die Hände des berühmten Obristlieutnants Bal- thasar Neumann, den man auf diesem Bau- sektor nicht vermutet. Er schuf hier nunmehr ein massives Bauwerk, und man erkennt an der Ausstattung und Formvollendung, daß die sonst gebotene Sparsamkeit nicht das letzte Opfer verlangte. Die 1732 gerettete St. Nepomuk-Statue krönt noch Neumanns Schöpfung.

Nicht nur den kalkulierbaren Aderlaß muß- ten die Kaufleute oft an den Engpässen ihrer Reisewege, an Brücken, erdulden. Die Raub- ritter wußten sehr wohl, wo die hohlen Gas- sen zu einem Überfall zu finden waren. Z. B. beraubten Götz von Berlichingen und seine Komplizen die ihm verhaßten Nürnberger Pfeffersäcke an der Mergentheimer Brücke. Man schrieb den 30. 7. 1513. Schlimm, daß die örtliche Obrigkeit verhinderte, die Täter zu verfolgen, obwohl sich genug Mutige dazu erboten.

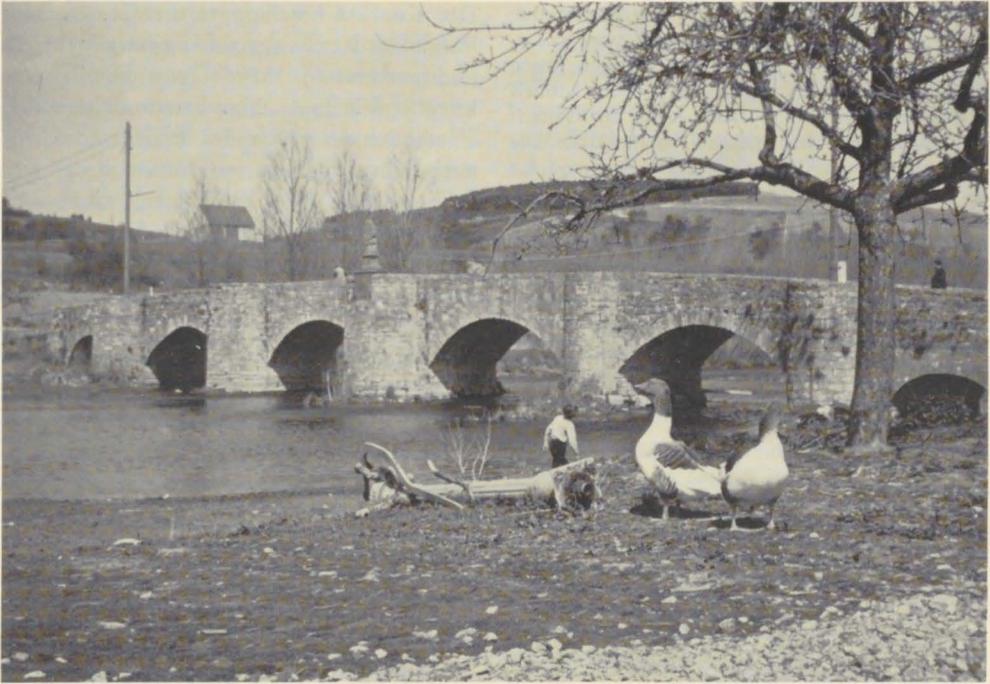
Der 120 km lange Tauberlauf hat bereits viermal eine Landesgrenze passiert, wenn er bei Lauda-Königshofen das ehemalige Groß- herzogtum Baden erreicht. Es war nicht Liebe auf den ersten Blick, die die Ehe der

beiden Gemeinden stiftete; denn Königsho- fen gehörte ehemals dem Kurfürsten von Mainz, während Lauda — seit 1344 Stadt — im Jahre 1506 aus wertheimischem Besitz an Würzburg gefallen war. Man rieb sich gern, wie das bei konkurrierenden Nachbarn gang und gäbe ist.

In den Vorköpfen der Laudaer Brücke be- zeugen die Jahreszahlen 1510 und 1512, daß Würzburg sehr bald guten Kontakt zur neu erworbenen Amtsstadt suchte. Dem schwe- ren Fernverkehr in Ost-Westrichtung, der bisher eine Furt an der Gemarkungsgrenze Königshofen/Lauda passieren mußte, sagte das bequemere Laudaer Bauwerk zu. Die Pfeiler waren solide gegründet, wie sich 1968 bei einer Generalüberholung erwies.

Als bald nach dem Brückenbau am Turm- berg bei Königshofen der Bauernkrieg ein blutiges Ende gefunden hatte (1525), wurden alle Einheimischen, die dem Würzburger Bi- schof den Gehorsam aufgekündigt hatten, auf der Wiese neben der Brücke enthauptet. Königshofen sah dem Zuspruch, den die Laudaer Brücke an sich gezogen hatte, nicht immer untätig zu, und da es über mehrere Steinbrüche verfügte, bauten die Bürger auf eigene Kosten im Jahre 1566 eine schöne, siebenbogige Brücke, „dergleichen man im ganzen Taubergrund nicht findet“, rühmte ei- ner der Ihren. Sogar der Kurfürst von Mainz hatte ein bescheidenes Scherflein (40 fl) dazu spendiert. Es lohnte sich für ihn; denn der kurmainzische Zoll nahm dem Fernverkehr „von Württemberg und Nürnberg auff Pöck- berg“ bald wieder ab, was der großmütigen Geste geopfert worden war.

Lauda verlor wieder an Verkehr, gewann je- doch durch reichen Dekor auf der Brücke. Ein Kruzifix aus dem Jahre 1593 mahnt seit- her die Passanten zur Andacht. 1644 stiftete ein Metzgerobermeister Johannes Maier ei- nen Bildstock auf die Brücke. Sein Enkel, Dr. Joh. Bernhard Maier, versah 43 Jahre lang rühmlichst das Amt eines Weihbischofs, weiß die Würzburger Chronik zu berichten. Der Mode folgend setzte man im Jahre 1732



Tauberrettersheim

auch eine Statue des St. Nepomuk auf die Brücke, nachdem der Prager Generalvikar i. J. 1729 heilig gesprochen worden war.

Als die Hochflut im gleichen Jahr 1732 das Königshofer Bauwerk weggerissen hatte, das Laudaer aber überleben ließ, büßten das Erzbistum und die Königshofer eine Einnahmequelle ein. Alle Versuche der Mainzer, die verarmte Gemeinde zum Wiederaufbau zu nötigen, scheiterten an der hohen Verschuldung der Einwohnerschaft. Das Fürstentum Leiningen, dem der Ort 1803 zunächst zufiel, zählte nur 1277 Königshofer und noch 15 leibeigene Männer und 18 Weiber.

Der Notstand ohne Brücke wurde immer lästiger, nahm aber erst ein Ende, als Königshofen in die Hände Badens gelangte. Tulla, der namhafte Rheinlaufkorrektor, ließ 1826/27 eine neue Holzbrücke 300 m oberhalb der zerstörten, steinernen bauen. Erst seit 1930 gibt es wieder ein massives Bau-

werk, wenn auch ohne landschaftlichen Reiz.

Folgen wir talabwärts der alten Geleitstraße, die sich hier annähernd mit dem Verlauf der B 290 deckt. Man bemerkt kaum, daß kurz vor der Bahnschranke am Bahnhof Gerlachsheim der Grünbach überquert wird. Doch lohnt es sich hier, einen Abstecher von nur 700 m ostwärts einzulegen, um eine andere, noch üppig dekorierte Grünbachbrücke vor der Kulisse des dortigen Klosters genießen zu können. Die Gänse kommen als Staffage oft unbestellt ins Bild gewackelt.

Die Brücke verbindet heute die Ortsmitte mit dem Bahnhof. Bevor der Bahnkörper die westliche Brückenzufahrt zerschnitt, diente sie schon z. Z. des Bauernkrieges und noch früher als Alternativroute den Geleitzügen der Nürnberger Kaufleute auf dem Wege zur Frankfurter Messe.

Hier sei zum besseren Verständnis eingeflochten: Unter Geleit verstand man seit dem 13. Jahrhun-

dert einen Schutz für Menschen und Warentransporte, den der Geleitsherr auf Grund eines kaiserlichen Privilegs mit bewaffneten Reisigen gegen eine Gebühr ausüben mußte. Die Gebühr enthielt u. a. eine Versicherungsprämie; denn der Geleitsherr haftete für Schäden durch Raubüberfälle. Die Reiserouten waren exakt vorgeschrieben und für die einzelnen Geleitsherren begrenzt.

Wenn die Nürnberger Kaufleute zur weithin bedeutenden Frankfurter Messe aufbrachen, hatte der Markgraf von Brandenburg zu Onoldsbach (=Ansbach) die Reiseroute zuvor gewählt und die Inhaber der betroffenen Geleitsabschnitte verständigt. Entweder ging es über Windsheim—Uffenheim—Aub — dann erreichte man bei Gerlachsheim das Taubertal — oder man führte über Bieberhain an der Tauber entlang, oder es wurde seit Anfang des 15. Jahrhunderts auch über Würzburg geleitet. Alle drei Routen setzten sich über (Tauber-)Bischofsheim—Milteneberg fort. Den Nürnbergern hatten sich zuweilen andere (Regensburger, Passauer, Salzburger) angeschlossen. Sie bildeten zusammen riesige Geleitzüge, die in der Blütezeit des Handels in drei Teile geteilt werden mußten und in Abständen von drei Tagen aufeinander folgten, damit die Geleitsmannschaft Zeit fand, alle drei Züge zu bedienen.

Die Gerlachsheimer Route erreichte unweit des Orts auf dem Gewann „Veitskirchlein“ die schon berührte Variante über Mergentheim. In der Weggabelung, etwa dort, wo heute ein Steinkreuz mit der Aufschrift „S. VEITS KIRCHLEIN“ anzutreffen ist, stand eine Kapelle, die i. J. 1525 im Bauernkrieg verloren ging. Hier entzündete sich zwischen dem Hochstift Würzburg und Kurmainz ein Streit über die Geleitsgrenze, ob sie wohl an der Kapelle oder an der (jetzt) verborgenen Grünbachbrücke — 120 m südlicher — rechts sei. Der Kleinkrieg spielte sich seit 1511 an der Brücke über dem Grünbach ab und artete 1518 — und erneut 1524 — hitzig aus. Der Laudaer Amtmann hatte i. J. 1518 den ersten Nürnberger Geleitzug aus Richtung Königshofen kommend „mit ungefähr 70 Pferden“ ungehindert bis zur Kapelle St. Veit geführt. Als aber der zweite Zug der Heimkehrer aus Frankfurt ebendort empfangen werden sollte, kam es zu lauthaltem Streit mit den Kurmainzern, der in Tötlichkeiten ausartete.

Der Konflikt beschäftigte die Gemüter am Rande des Reichstags zu Augsburg i. J. 1518 und fand erst i. J. 1526 — nach dem Bauernkrieg — sein Ende. Man beugte sich endlich einem Schiedsspruch des Pfalzgrafen, wonach Würzburg, das seit 1506 von der Kapelle St. Jobst im 2 km langen, würzburgischen Machtbereich bis St. Veit geleitet hatte, künftig das Geleit nur bis an das Grünbachbrücklein ausüben, dagegen die Mainzischen sich bis zum Standort des zerstörten Veitskirchleins begeben dürften und dort das Geleit annehmen sollten. Seither stand wohl das Steinkreuz mit der Aufschrift „S. VEITS-KIRCHLEIN“ als Mal. Es ist anlässlich einer Flurbereinigung 1974 versetzt worden und später annähernd an den alten Platz zurückgekehrt.

Talabwärts, links der Tauber, bietet sich bei Dittigheim Gelegenheit, reiche Fundstätten prähistorischer Siedlungen zu beachten. Dann folgt die Kreisstadt Tauberbischofsheim.

Eine massive Brücke, die uns bildlich überlieferter wurde, führte hier über die Tauber. Niemand weiß verlässlich, wann sie errichtet wurde. Indizien lassen vermuten, daß sie mit der Stadtbefestigung am Ende des 13. Jahrhunderts entstand. Daß sie eine hohe Verkehrsbedeutung, wahrscheinlich die höchste am Tauberlauf, innehatte, steht außer Zweifel. Kurmainz gebot hier, solange es überschaubar ist, und die Geleitsrechte benachbarter Herren endeten an diesem Verkehrsknoten schon um das Jahr 1300. Die rekonstruierten Reisewege mittelalterlicher Kaiser (Itinerarien) weisen nach, daß schon Kaiser Barbarossa hier wiederholt den Tauberlauf überquerte.

Der Erzbischof Peter von Mainz äußerte am 23. 7. 1318, daß sein Geleit „*sich anbeht an dem markeht Bischofsheim*“. Das Mainzer Geleitsrecht rückte spätestens in den 20er Jahren des 15. Jahrhunderts bis zum „*Kalten Loch*“ (nahe der Autobahnauffahrt Kist) vor. Im Jahre 1584/5 wurde die Geleitsgrenze in Richtung Gerchsheim verlegt, wo noch heute

beim Forsthaus Irtenberg zwei hohe Geleitsäulen mit den Emblemen der einst beiderseits anrainenden Gebieter anzutreffen sind. Daß die 1833 dargestellte, massive Brücke zu Tauberbischofsheim zur Zeit der Stadtbefestigung mit entstanden ist, gilt als sehr wahrscheinlich. Suchte doch auch die dritte Geleitsroute der Nürnberger, über Würzburg geführt, trotz Umweg einen stabilen Tauberübergang. (Tauber-)Bischofsheim lud dazu ein!

Es ist gewiß, daß irgendeine Brücke damals vorhanden war; denn die Zufahrt vom Markt her hob sich am Stadttor so sehr, daß ein jähes Abfallen dahinter zu einer Furt nicht mehr vorstellbar ist. Dazu stand das Tor zu nahe am Fluß und seine Position zu hoch.

Man darf auch schließen, daß es eine Brücke mit massiven, schwerfälligen Pfeilern war, die den Abfluß bei Hochwasser besonders gehemmt haben muß und zu ungewöhnlichen, alluvialen Ablagerungen Anlaß gab.

Bei der extremen Flut des Jahres 1732 war der Abflußquerschnitt der Brücke schon so gering, daß die entfesselte Gewalt drei Bogen wegriß. Die Pfeiler wurden danach instandgesetzt und die Überbauten in diesem Bereich durch schlichte Holzkonstruktion ersetzt. Die Finanzen der Stadt reichten kaum dazu. Da aber die Anlandungen weiter wuchsen, brachten sie der Stadt immer mehr Gefahr. Zwei der Hochfluten im Jahre 1845 nötigten schließlich dazu, die Gefährdung durch Baumaßnahmen weitgehend zu bannen. Im Jahre 1850 weihte man eine neue Brücke mit massiven Pfeilern und hölzernen Überbauten ein. Die Stadt verlor in dieser Zeit die letzten Reste ihrer einst mittelalterlichen Prägung.

Bei der danach folgenden Tauberkorrektion traf man oft vier bis sechs Grenzsteine übereinander an, einen sogar in einer Tiefe von 2,50 unter dem Niveau des Ufergeländes. Von Grenzsteinen weiß man aber, daß sie erst in karolingischer Zeit aufkamen. Der Einblick in die tieferen Regionen offenbarte, daß die Anlandungen in den letzten Jahrhun-

derten wesentlich ergiebiger gewesen waren als vorherige. Leicht abschwemmbares Erdreich infolge von Rodungen, wie sie uns besonders aus der Stauferzeit bekannt sind, aber auch ein einengender Brückenquerschnitt dürften als Ursachen in Frage gekommen sein.

Im Bruderkrieg von 1866 stand die Tauberbrücke im Mittelpunkt eines blutigen Gefechts. Am 24. 7. 1866 — vier Tage vor dem Waffenstillstand — ließen hier mehr als 100 junge Menschen aus Baden und Württemberg ihr Leben.

Die gegenwärtige Brücke an diesem Ort steht seit 1941 dem Verkehr zur Verfügung und leidet seit Karsamstag 1945 an den Folgen einer mißlungenen Sprengung. Eine Ortsumgehung, die ebenfalls über die Tauber führt, entlastet das vorzeitig kränkelnde Bauwerk.

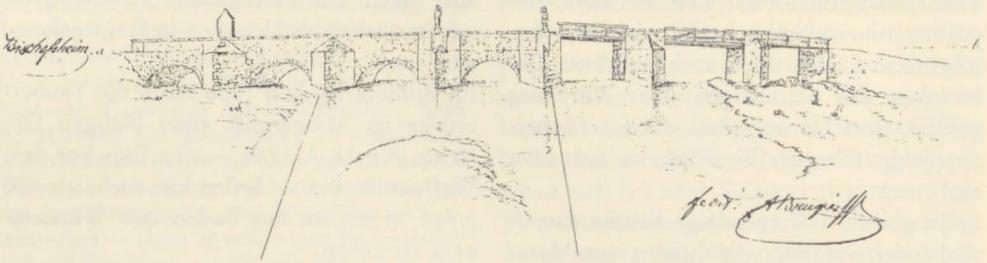
Die Tauberbrücke von Hochhausen diente als Kulisse, als vor geraumer Zeit einige Szenen aus Rainer Maria Rilkes „*Comet*“ verfilmt wurden. Die roten Sandsteingewölbe verdanken ihren Charme der Lage abseits von Besiedlungen, dem gefälligen Bewuchs der Ufer und der unverbildeten Gestaltung des Mauerwerks. Sie vermochten in ihrer Schlichtheit den Kinobesucher in südöstliche Gefilde zu versetzen. Ein betont großer Brückenbogen neben einem kleinen soll dem Abfluß genügen. Wenn's nicht reicht, muß das Nachbarland herhalten zum Leidwesen der betroffenen Bauern.

Als Ludwig XIV in den Jahren 1672/73 seinen Marschall Turenne auf Raub über den Rhein geschickt hatte, gab es bei Hochhausen noch eine hölzerne Verbindung über die Tauber. Man konnte sie kurzer Hand „*abwerfen*“, als der böse Feind sich näherte.

Gab's dann eine Veränderung? Ein Situationsplan vom Jahre 1691 stellt an dieser Stelle einen Tauberübergang dar, den man am ehesten als Floßbrücke deuten kann.

Im Verlauf der Brückengeschichte folgt eine i. J. 1741 gestiftete Statue des Johann Nepomuk von künstlerischem Rang. Man hat sie

Aufsicht



Aufsicht der „Bischofsheimer Brücke“, Tauberbischofsheim, 1833

zu ihrem Schutz an die Kirche von Hochhausen gebracht und auf die Brücke einen Stellvertreter aus dem Jahre 1765 gesetzt.

In der rechts der Tauber liegenden Gemeinde Werbach wird das Andenken an den Bruderkrieg von 1866 durch ein Ehrenmal wachgehalten. Die kriegsentscheidende Schlacht von Königgrätz war bereits am 3. Juli in die Geschichte eingegangen, als am 24. 7. eine oldenburgische Brigade an der Tauberbrücke mit den Badenern noch ernsthaft um den Sieg rang. Der Bau der Taubertalbahn war dabei ins Stocken geraten. Von dem neuen Bahnkörper aus stießen die Oldenburger herunter auf die Brücke und nahmen sie im Sturm. Zwei Dutzend Menschenleben wurden hierbei sinnlos geopfert.

Nach dem Kriege zog wieder Ordnung ein. Das Nebeneinandergehen über die Brücke wurde bei drei Mark Strafe verboten. Das Verbot — in Stein gehauen — ließ man offenbar aus Pietät stehen, oder ist es vielleicht noch gültig? Ein Trost, daß es an Kontrolle fehlt!

Über den buckeligen Rücken, den St. Nepomuk beschützt, konnten die Bauern immer unbedenklich fahren. Als in der Neuzeit Omnibusse genötigt wurden, den Oldtimer zu benutzen, saßen längere Fahrzeuge beim Passieren des Scheitels gelegentlich auf und

hatten Not, die Krümmung am westlichen Brückenkopf gefahrlos zu meistern. Das Bauwerk, ohnehin in seiner Stabilität geschwächt, mußte im Jahre 1969 nach einem bedenklichen Verkehrsunfall gründlich saniert werden. Buckel und Krümmung der Westzufahrt wurden dabei gemildert in der berechtigten Hoffnung, daß eine verkehrsfreundlichere Lösung in der Nähe des reizvollen, erhaltenswürdigen Bauwerks bald gefunden würde. Regierungspräsident Dr. Munzinger hatte sich am 10. 10. 1966 höchstpersönlich an Ort und Stelle dafür erwärmt.

Das Taubertal verändert von hier an sein Gesicht. Mausgraue Äcker gehen allmählich ins Rotbraune über. Der Fluß hat sich in seinem Unterlauf in den Buntsandstein eingesägt und zeigt steilere und bewaldete Talhänge und einen kurios gewundenen Verlauf. Der regelgebundene Bahnbau konnte dem nicht mehr ohne Tunnel und Brücken folgen. Die Dimensionen dieser Kunstbauten sprechen allerdings von der enttäuschten Hoffnung, einmal einer zweigleisigen Bahn dienen zu können.

Wenn das Dorf Niklashausen, in dem der Pfeiferhannes vorm Bauernkrieg zu rebellieren begann, hinter uns liegt, sollte der Ausblick auf Gamburg von der Bahn aus genos-

sen werden. Der häßliche Bahndamm und die unharmonischen Industrieanlagen bleiben dann verborgen.

Die mittelalterliche Burg bewacht den alten Fernweg Kilsheim—Würzburg, der bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts die Tauber mit einer Furt überwand. Im Lehnbuch der Grafschaft Wertheim taucht dann bald — i. J. 1454 — erstmals die „*brucken zu Gamburg*“ auf.

Der Bürgermeister dieses Orts galt in alten Zeiten gleichzeitig als „*Brückenmeister*“ und wurde für seine Mühewaltung aus den Mitteln abgefunden, die der Brückenfonds durch Steuern und Zoll aufbrachte. Blättern wir in den aufschlußreichen Brückenrechnungen! Im Dreißigjährigen Kriege sind am Brückentor immer und immer wieder Schäden zu beheben. Die Leibkompagnie Piccolominis und der Herr Obrist persönlich strapazieren den Gemeindegeldbeutel. Am Kriegsende kassiert der kurmainzische Keller zu Miltenberg einen hohen Tribut. Beim Franzoseneinfall 1673 sind neun Mann aus dem Ort und aus den Nachbardörfern geopfert worden. Die Plünderer zerstörten die Holzbrücke, die wohl überdacht gewesen ist; denn in der Abrechnung des Wiederaufbaus kommen Ziegel vor. Anfangs des 18. Jahrhunderts verursachten eine ganze Reihe von Hochfluten — besonders die von 1732 — erhebliche Unterhaltskosten. Wie der aus Liebe zur Heimat 1730 in der Ferne gestiftete St. Nepomuk die Hochflut überlebte, bleibt ein Rätsel.

Nach so vielen Katastrophen entschloß man sich, vom Brückentor beginnend Bogen um Bogen durch einen dauerhaften Massivbau zu ersetzen. Als man endlich im Jahre 1776 das Werk vollendet sah, hatte die Gemeinde genug Gönner gefunden, die die fehlenden Mittel durch Darlehen aufgebracht hatten. Konnte doch die Gemeinde durch Waldbesitz genügend Sicherheit leisten. Beide Herren am Ort, die Ingelheimer auf der Burg und das Würzburger Juliusspital (seit 1686), aber auch eine joviale Gönnerin hatten geholfen.

Es war Sache des Landes Baden-Württemberg geworden, sich um das reizvolle Bauwerk zu kümmern, als im Jahre 1970 ein Mißgeschick die längst fällige Instandsetzung unaufschiebbar machte. Etwa 300 m unterhalb der Brücke brach die Wehrkrone der dortigen Mühle ein. Der Wasserspiegel sank jäh und bewirkte an den Fundamenten unserer Brücke Erosionen. Dekorative, hohe Bäume drohten zu kippen und gefährdeten die Brüstungen und die Nepomukstatue. Bei der Instandsetzung im Jahre 1971 ersetzte man ortsseitig zwei kleine, verwahrloste Gewölbebogen durch einen für den Abfluß günstigeren, sanierte die Standfestigkeit des übrigen Mauerwerks und erneuerte den dekorativen Bewuchs durch fachkundige Hände. Die Zeit heilt sichtbar alle Wunden, die bei einer Baumaßnahme unvermeidlich hingenommen werden müssen.

Bei der Bronnbacher Tauberbrücke überragt neben dem hohen Alter das technische Wagnis des Erbauers. Das Kloster baute einst im eigenen Interesse; denn nach den Ordensregeln der Zisterzienser mied man lebhaften Verkehr, ja suchte die Abgeschlossenheit. Das Bauwerk sollte daher vorrangig der Nutzung jenseitiger Liegenschaften des Klosters dienen.

Die ersten Erwähnungen der Klosterbrücke finden sich in Ablassurkunden aus den Jahren 1336 und 1339. Danach sollte jede Hilfeleistung zum Wiederaufbau einer damals durch Hochwasser zerstörten Brücke durch Schuldentilgungen im Sündenregister honoriert werden. Wer viel säe, werde viel ernten. Ein Erzbischof und ein Dutzend Bischöfe, zuletzt der Würzburger, bürgten für die Zusage. Die Privilegien waren in Avignon ausgefertigt, wo zu dieser Zeit die Kurie unfreiwillig residierte.

Am 29. 1. 1408 — so sagt eine Inschrift in der gegenwärtigen Tauberbrücke — wurde die vorhergehende — wohl die von 1339 — durch Hochwasser zerstört und noch im selben Jahr erneuert. Zwei Gewölbe der Vorgängerin hatten die Flut überstanden. Sie

sind vom Garten des Klostergutes aus noch zu sehen.

Abt Hildebrand wählte zur Finanzierung seiner Bauvorhaben vertrauenswürdiger Wege. Er wollte offensichtlich etwas Bleibendes schaffen. Wie weit konnte man damals einen Brückenbogen wohl spannen? Würzburg hatte mit seinen Dimensionen Malheur bekommen. Hatte der Abt erfahren, daß man in Prag Weiten von 18 bis 25 m bei der Karlsbrücke riskiert hatte? Nördlich der Alpen gab es wohl nichts Größeres. So ließ er zwei Brückenbogen von etwa 22 m Weite errichten und stützte sie auf einen Mittelpfeiler von unvergleichlicher Wucht. Dazu holte er sich einen bewährten Steinmetzen herbei, der beim Bau der Wertheimer Stiftskirche mitgewirkt hatte. Sein Steinmetzzeichen verriet es uns. Die 1,10 m hohen Gurtbogensteine der Öffnung über dem Mühlkanal hat er bearbeitet, die noch heute ihren Dienst verrichten.

Daß man die östliche Brückenrampe auf der Fahrbahn der vorangegangenen, wenig stabi-

len Brücke enden ließ, machte erst nach 550 Jahren zu schaffen. Es waren aber noch andere Gründe, die 1959/60 eine Generalüberholung angeraten sein ließen, z. B.: zerstörender Bewuchs im Mauerwerk, tropfende Risse in den Gewölbeleibungen, bedrohliche Ausbeulungen der Stirnwände und die Fahrbahnenge. Jedoch die Hochfluten hatte Hildebrands Werk alle überstanden.

Der heutige Wanderer im Taubertal kann zwar noch aus der unterschiedlichen Farbtonung erkennen, was 1960 verändert wurde, man hatte aber schon i. J. 1502 und beim Bahnbau 1864 und abermals 1892 das Gesicht der Klosterbrücke narben müssen. Die Zeit heilte!

Wenn man Caspar Merians' Stich von der Brücke betrachtet, kann man auf ihr einen Renaissanceorbogen entdecken, der gewiß die Erntewagen behinderte und wohl deswegen verschwunden ist. St. Nepomuk schützt seit 1731. Die Gegenwart schützt ihn auf einer exponierten Kanzel nach einem erlittenen Absturz in die Tiefe.



*Lauda, Tauberbrücke L 511,
1969*

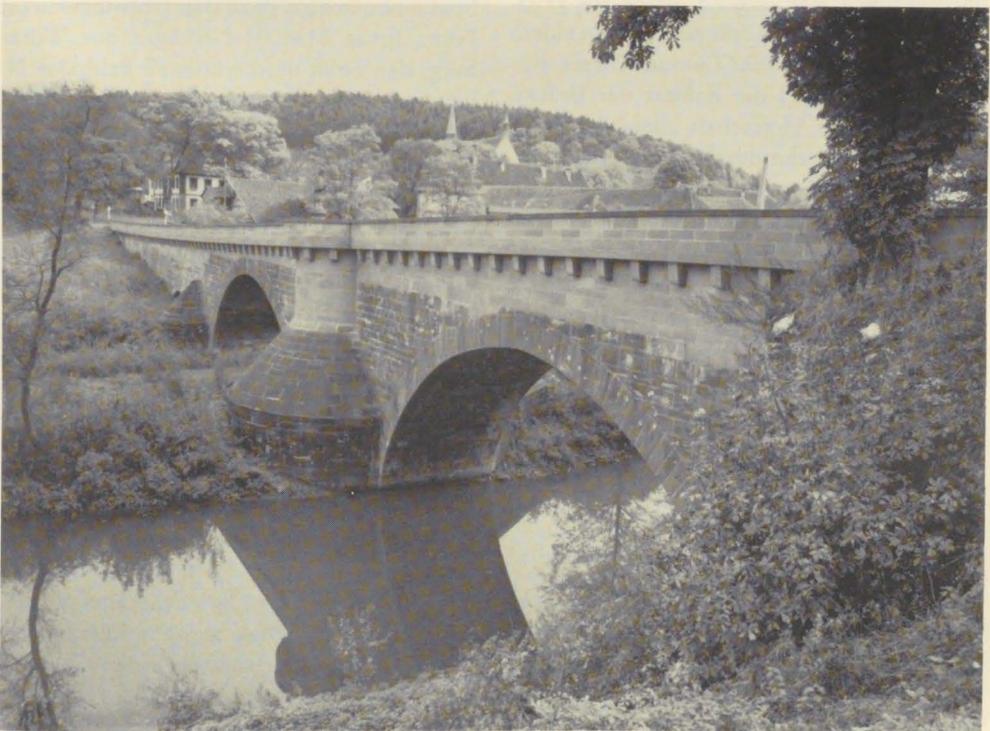
Wer Abt Hildebrands Werk würdigen möchte, sollte das Kapitelhaus nicht übergehen. Dort findet sich das Epitaphium dieses Abtes, der zu den wohlverdienten zählte und dessen klösterliche Gemeinde, so lange sie bestand, alljährlich seiner am Todestag gedachte. Er starb am Gregorstag (12. 3.) 1416. Die Brücke zu Reicholzheim ist erstmals in einer Urkunde vom 16. 3. 1341 — ganz nebensächlich — genannt. Doch glaubt die Wissenschaft, daß hier bereits die merowingische Königstraße Speyer/Worms — Würzburg die Tauber überquert habe, wohl damals noch mit einer Furt. Daß die Route Miltenberg — Würzburg einst hier verlief, ist glaubhaft; denn sie ist die kürzeste Verbindung. Das dürfte schon 1636 der landfremde Lord Howard, Earl of Arundel and Surrey,

gewußt haben; denn er wählte diesen Weg als Gesandter seines Königs auf dem Wege zum Kaiser.

Ein Riß aus der Zeit ums Jahr 1700 stellt zwar am Tauberlauf in Reicholzheim eine Gewölbebrücke dar, doch dürfte das Bild Symbolbedeutung haben; denn im Josepssaal zu Bronnbach zeigt eine hölzerne Brücke vor dem unverkennbaren Dorfbild, was der Maler Anfang des 18. Jahrhunderts sah.

Das schlimme Hochwasser von 1732 riß sie weg und ließ viel Vieh im Dorf umkommen. Man behalf sich wohl einstweilen wieder mit einer Furt. Eine Aussteinerung am Ufer soll angeblich sogar belegen, wo sie verlief.

Der Bronnbacher Abt kümmerte sich nun um die Finanzierung einer massiven Brücke, und die Dorfbewohner leisteten Frondienste, bis



Bronnbach

das Werk im Jahre 1772 vollbracht war. Die gegenwärtigen vier Bogen prägen seither das ansprechende Gesicht des Weindorfes.

Wertheim an der Mündung der Tauber in den Main zeigt heute nur noch Brücken aus modernen Werkstoffen. Aber gerade hier gab es eine bezaubernde, überdachte Holzbrücke. Wer ins Rathaus kommt, kann sich noch im Foyer am Anblick eines getreuen Bildes erfreuen.

Die räumlich beengte Stadt kannte schon am 7. 2. 1333 eine Tauberbrücke, als Kaiser Ludwig der Baier ihr die Rechte und Gewohnheiten der Stadt Gelnhausen verlieh. Sie sollten auch „jenhalb der brugg“ gültig sein. Der Ortsverkehr war auf eine Brücke angewiesen. Die Toten verlangten es mehr als die Lebenden; denn der Friedhof lag „jenhalb“.

Als nach dem Aussterben des Wertheimer Grafengeschlechts (1556) die Herrschaft in die Hände des Grafen Ludwig zu Stolberg übergegangen war, regelte dieser am 11. 3. 1562 sein Rechtsverhältnis zur Stadt in einem Vertrag zu Königstein/Taunus. Dieser Regelung zufolge fiel die Baulast der Brücke ohne Zutun der Herrschaft allein der Stadt zu. Falls die Brücke durch Hochwasser verloren ginge, waren die Mainfährer von eh und je schuldig, auch in der Tauber „das Fabr“ zu versehen. Die ganze Grafschaft half dann immer bereitwillig mit, den Notstand baldmöglichst zu beheben. Das nötige Holz wurde oft freigebig gestiftet.

Zur Klärung der nachfolgenden Verhältnisse in der Grafschaft: Dem Stolberger folgte einer seiner Schwiegersöhne in der Regentschaft, Graf Ludwig III zu Löwenstein aus dem kurpfälzischen Haus der Wittelsbacher. Dieser hatte vier Söhne, von denen der jüngste i. J. 1621 zum katholischen Glauben zurückkehrte. Es gab seitdem zwei gräfliche Linien in Wertheim. Die katholische wurde 1711, die evangelische erst 1812 gefürstet.

Die oft erwähnte Hochflut des Jahres 1732 (29. 9.) hatte in Wertheim extrem hohe Verluste verursacht. Die am Wasser gelegenen Häuser der Schiffer und Fischer traf es besonders hart. Sogar zwölf Menschenleben waren zu beklagen, davon allein neun in der

Stadtmühle. Der wirtschaftliche Schaden war so groß, daß der Wiederaufbau der Brücke fünf Jahre auf sich warten ließ.

Im Jahre 1776 war das Holz eines folgenden Bauwerks bedrohlich verfault. Man mußte trotz Geldnot handeln. Ein tragisches Mißgeschick bahnte sich an. Die fürstliche Regierung wünschte sich eine Bogenbrücke, wie sie zur Goethezeit in Frankfurt sehr ansprechend zu sehen war, doch später der Schifffahrt geopfert wurde. Die leeren Kassen der Stadt standen diesem Wunsch entgegen. Wer einen fürstlicherseits für die Planung engagierten Frankfurter Baumeister, namens Therbu, abfinden sollte, brachte den fürstlichen Kanzlei-Chef und den Stadtmann zu einer unüberbrückbaren Feindschaft. Therbu starb, das Holz faulte weiter, die Brücke mußte schließlich gesperrt werden.

Die hoch verschuldete Stadt entschied sich notgedrungen, bei einer wesentlich preisgünstigeren, hölzernen Brücke zu bleiben. Der Stadtmann bat dazu den Obristlieutenant Franz Ignaz Michael Neumann aus Würzburg, den Sohn des berühmten Balthasar N. um die Planung. Neumann war auf die Wünsche der Stadt weitgehend eingegangen. Die Pfeiler sollten jedoch massiv ausgeführt werden. Im übrigen wurde ein dreifeldriger Holzüberbau vorgesehen. So konnten die hierzulande gängigen, etwa 11 m langen Stämme mit ausreichender Zopfstärke verwendet werden.

Als der Bau schon in Gang gekommen war, zeigte sich die fürstliche Herrschaft höchst überrascht und wollte Einhalt gebieten. Hatte sie doch inzwischen den kgl. französl. Linieninspecteur Gavillet veranlaßt, ein Modell einer dreifeldrigen Gewölbebrücke zu entwerfen. Doch „wie dieses kam, waren die zwei steinernen Pfeiler schon aus dem Wasser“, viel zu dick, wie man fürstlicherseits tadelte, und ein Holzüberbau sei eine kurzsichtige Lösung. Die Pfeilerschäfte wurden erheblich schlanker (8 Schuh = 2,40 m) ausgeführt als die Fundamente (wie üblich), doch diese hatten wohl den Schrecken eingejagt. Die bei-

den älteren der vier regierenden Grafen, die den Stadtammann stützten, trösteten, man könne doch später bei besserer Kassenlage der Stadt jederzeit Bogen nachträglich einfügen, und so ging es weiter nach Neumanns Konzept.

Die aufwendigste aller bisherigen Brücken Wertheims, die erste mit massiven Pfeilern, erlebte nach nur 2 1/2 Jahren das höchste Hochwasser, das hier je gemessen wurde. Der Mainspiegel wirkte vom 27. bis 29. 2. 1784 rückstauend mit, so daß die Fluten wenigstens keine Häuser wegrissen. Die hölzernen Überbauten der neuen Brücke wurden jedoch vom Wasser abgehoben und davongeschwemmt. Der westliche der beiden Pfeiler ging verloren.

Die arme Stadt mußte notgedrungen wieder Abhilfe schaffen — nun tunlichst ohne kostspielige Hilfeleistungen Fremder. Der Stadtbaumeister Wießler erstellte zunächst im Oktober 1784 eine Interimsbrücke. Sie fiel kurzlebig aus. Schon im Dezember 1786 war zu erkennen, daß sie spätestens Ende 1787 ausgedient haben würde. Wießler plante indessen für den Dauerzustand ein bedachtes Hängesprengwerk und erhielt noch im Dezember 1786 die Zustimmung der beiden Regierungen. Jedoch der Fürst traute dem Stadtbaumeister nicht viel zu und gab sein Placet erst, nachdem Wießler in Frankfurt „bei kunstverständigen Personen Raths erholt hatte.“

Die Frankfurter hatten gemeint, der Schaden des rechten Pfeilers sei so groß, daß man ihm „so ein schweres und kostbares gebäude“ wie das geplante „Henkwerk nicht zutrauen dürffe.“ Was im einzelnen sanierungsbedürftig erschien, ist nicht überliefert. Wießlers Pfeilerschaft blieb jedoch so stark, wie er am 23. 5. 1781 am Neumannprojekt abgerechnet wurde und bis zum 14. 5. 1873 zur Verfügung stand. Das durch den Pfeilerverlust bedingte Hängesprengwerk fiel fachgerecht aus. Das asymmetrische Gebilde wurde nur dem Bahnbau geopfert — nicht einmal notgedrungen. Die Stadt begrüßte sogar am

28. 7. 1871 „die wesentliche Verschönerung.“ Der Begriff „Nostalgie“ war ihr fremd. Man ließ aus hygienischen Gründen gar noch ein vor dem Brückenkopf stehendes Stadttor mit verschwinden.

Zum Glück war die Stadt, seit sie badisch geworden war, die Baulast der Brücke losgeworden. Die danach zuständige Straßenbau-Inspektion Wertheim hatte am 7. 8. 1852 Anlaß gehabt, einen Zustandsplan der damaligen Tauberbrücke in Karlsruhe vorzulegen. Ihn gibt es glücklicherweise noch. In der rechten unteren Planecke wurde vermerkt: „s. Plan von 1784“. Auf diese irreführende Jahreszahl verließ sich lange Zeit die Ortsgeschichte in dem Glauben, Wießlers Projekt habe seit 1784 bestanden. Der Plan ist aber dennoch für die Nachwelt aufschlußreich. Er liefert nicht nur Maße, die mit der Abrechnung des Neumann-Projektes harmonieren, er zeigt auch am östlichen Brückenende ein kleines Gewölbe, dessen Fragmente 1950/51 bei einer Baumaßnahme rätseln ließen. Es ging damals nur darum, die größten Mängel zu beheben, die bei der Sprengung von 1945 hinterlassen worden waren.

Die Odenwaldbrücke an der Taubermündung hätte mit 723 m Länge in dieser Betrachtung einen Rekord schlagen können — 65 m länger als der Autobahnviadukt im Süden von Tauberbischofsheim. Konnte man die beiden Bauwerke überhaupt noch zu den Tauberbrücken zählen? Gewiß nicht zu jenen, die einen Blick in die Vergangenheit gestatten, wie ihn Riehl 1865 dem Wanderer durchs Taubertal nahelegte.

Quellen:

Staatsarchiv Wertheim

Stadtarchiv Wertheim

Hugo Stang: in „Tauberbischofsheim“; aus der Geschichte einer alten Amtsstadt, 1955 (S. 77 ff.); Verl. Fränk. Nachr.

B. Sprotte: Geleit im Tauberland, 1975 (vergriffen)

B. Sprotte: Aus der Geschichte der Tauberbrücken, 1977 (vergriffen)

B. Sprotte: Der Wertheimer Mainübergang, 1982 (S. 36 ff.); Verlag: E. Buchheim Nachf., Wertheim

Das Werden einer kleinen Stadt: Freudenberg 1287—1987

Helmuth Lauf, Freudenberg

Am Prallhang einer langgezogenen Main-schleife liegt das kleine Städtchen Freudenberg. Dicht gedrängt quetschen sich die Häuser zwischen die Hänge des ausgleitenden Odenwaldes und den Main, dem die Hügel des Spessarts entgegenschauen. Eine wuchtige Sandsteinbrücke von 1950 verbindet Freudenberg mit dem gegenüberliegenden Bahnhof und dem Dorf Kirschfurt. Der Main ist hier die Grenze zu Bayern und das Städtchen ist der nordwestlichste Punkt Baden-Württembergs. An dieser Grenzlage litt Freudenberg seit seiner Entstehung. Heute setzt das bayrische Nachbargebiet zwar nur in Verwaltung, Schulen und bei Wahlen für die Freudenberger Grenzen. Früher aber war alles Umland mainzisches Territorium und damit „Ausland“, während Freudenberg politisch immer zu Würzburg gehörte.

Mit dem Jahr 1287 tritt die Stadtsiedlung erstmals aus dem Dunkel der Geschichte. In einer Urkunde vom 3. Mai 1287 verspricht Graf Heinrich von Henneberg dem Grafen Rudolf von Wertheim den dritten Teil von Brotselden (= Stadt-Prozelten) für ein Drittel von Laudenbach oder von Freudenberg. „castrum et civitas“ heißt es in dieser Urkunde von Freudenberg, und es ist mehr zufällig, daß das Städtchen in diesem Zusammenhang genannt wird. Kein Zufall allerdings ist es, daß im Jahre 1287 neben der Burg (castrum) auch die darunter liegende Siedlung als „civitas“, als befestigte Burg- oder Stadtsiedlung bezeichnet wird. Der Zeitgeist des 13. Jahrhunderts entwickelte sich nicht wie vordem in den Ritterburgen, sondern hinter den Mauern neu gegründeter Städte. Durch die verschiedenen Territorial-

herren wie Bischöfe und kleinere Dynastien wurden ab Mitte des 13. Jahrhunderts systematisch kleinere Städte gegründet, bei denen weniger die Verkehrslage oder wirtschaftliche Bedeutung, als vielmehr die günstige Schutzlage ausschlaggebend war. Bei der großen Unsicherheit im Lande durch das Fehdenunwesen, bei der geringen Durchsetzungsgewalt der Könige und der zunehmenden territorialen Zersplitterung im gesamten Reich, lag auch den Bürgern sehr daran, den Schutz der Burgen zu suchen.

Wie bei allen Burgsiedlungen unserer Gegend, war schon bei Erbauung der Burg „Frouwedeberch“ vor 1200 sicher, eine zugehörige, darunter liegende Stadtsiedlung — „suburbium montis“, wie es heißt, entstehen zu lassen. So wird auch Wertheim 1192 als „suburbium castrum“ und 1244 als „civitas“ bezeichnet. 1237 ist Miltenberg als Zollstätte erwähnt, 1276 wird Klingenberg als „civitas“ bezeugt und 1287 wird (Stadt)-Prozelten ebenfalls als „civitas“ bezeichnet. Ganz anders dagegen werden eine ganze Reihe von Dörfern zu Städten erhoben: so 1253 das Dorf Amorbach, zwischen 1278 und 1285 das Dorf Tauberbischofsheim und 1292 die Dörfer Wörth und Kulsheim. Hier ist die Stadtgründung ein einmaliger Verwaltungsakt. Bei den vorher genannten Burgsiedlungen aber ist, wie bei Freudenberg, die Stadtwerdung ein Prozeß, der mit dem Burgenbau beginnt.

1. Der Burgenbau als Ursprung der Stadtgemeinde

In der Entstehungszeit der Burg „Frouwedeberch“ waren die Machtverhältnisse in unse-

rem Gebiet noch nicht eindeutig ausgeprägt und gefestigt. Einerseits hatte das Erzbistum Mainz seinen Herrschaftsanspruch über Bürgstadt, Kirschfurt, Külsheim bis Tauberbischofsheim hin ausgedehnt. Andererseits gewann auch das Bistum Würzburg bereits um die Jahrtausendwende Einfluß zwischen Odenwald und Bauland, als ihm die Benediktinerabtei Amorbach 993 als Eigenkloster übertragen wurde. Für Würzburg schien es wohl ratsam, sich in unserer Gegend, inmitten mainzischen Gebietes, einen festen Stützpunkt zu schaffen. Es war daher ein politisch geschickter Schachzug des Hochstifts, hier Gelände an sich zu bringen. In einer Urkunde vom Fest Kreuzauffindung, das ist der 3. Mai 1200, wird folgender Geländetausch bestätigt: Bischof Konrad II. (1198—1202) von Würzburg übereignet dem Kloster Bronnbach alles Gut, das die Brüder Wolfram (I.) und Adalbert (I.) von Herschfeld

(bei Bad Neustadt/Saale) von Heinrich von Grumbach (Burggrumbach bei Würzburg) und dieser vom Hochstift Würzburg in Wagenbuch (bei Bronnbach) zu Lehen trug, an Stelle des Platzes, auf dem die Burg Freudenberg einst erbaut worden war. Die Burg war also auf Gelände erbaut worden, das einst dem Kloster Bronnbach gehört hatte. Bronnbach erhielt dafür Besitz in Wagenbuch. Auf dem ehemaligen, im Dorfe Lullingescheid liegenden, Bronnbachschen Grund und Boden war unter Bischof Heinrich II v. Berg in den Jahren 1195 bis 1197 der Burgenbau begonnen worden. Nach dem Tode des Bischofs wurde die so groß und mächtig geplante Burg „Frouwedeberch“ vorzeitig und provisorisch abgeschlossen. Daß den Machtinteressen der Mainzer durch den Burgenbau Einhalt geboten werden sollte, wird um 1230 erneut deutlich: Jetzt setzt der Burgenbau wieder ein und wird



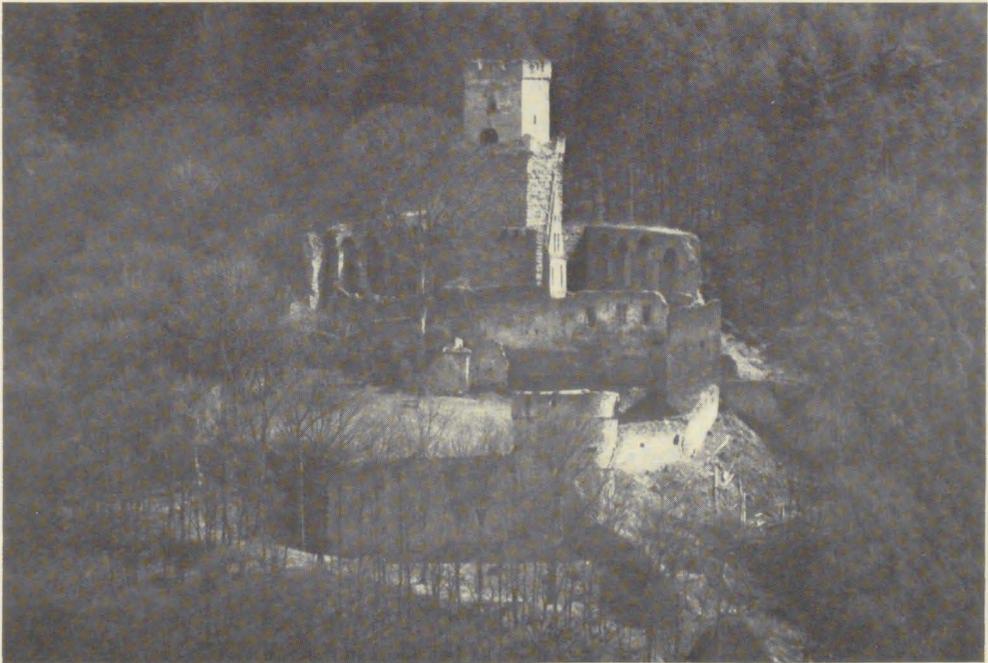
Vom alten Stadtkern bis zum Friedhof stehen entlang der Hauptstraße sieben imposante Sandsteinbildstöcke, die „Sieben Stationen“ oder die „Sieben Fußfälle“ genannt. Im Halbr relief werden Szenen des Kreuzweges dargestellt. Die Bildstöcke stammen alle aus dem Jahre 1710 und tragen Hinweise auf die sogenannten „Sieben Hauptsünden“.

Detail der 3. Station:
Die Dornenkrönung,
Hinweis auf die dritte
der sieben Hauptsünden:
den Stolz (Dein hoch u. /
stolzen muht / mich weder
om crönen doet)

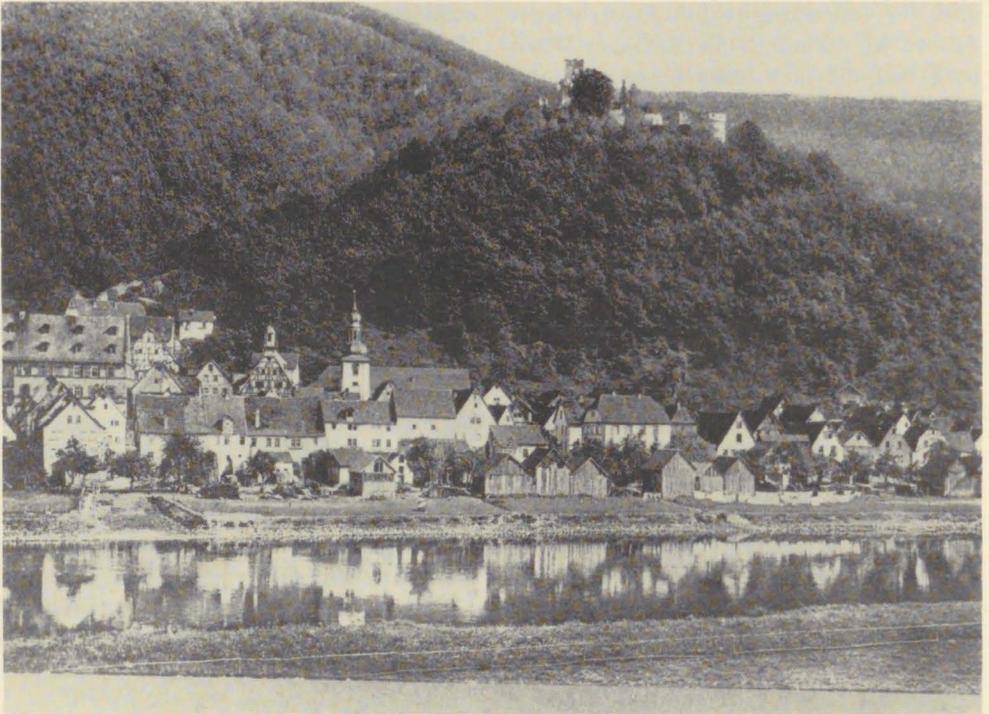
auch zur Vollendung geführt. Dieser weitere Ausbau ist vermutlich die Reaktion Würzburgs auf die inzwischen begonnene, und möglicherweise 1226 bereits fertiggestellte Burg Miltenberg. Die Freudenberger Kernburg mit dem in reduzierter Form errichteten Bergfried, mit der Ringmauer und entsprechenden Wirtschaftsgebäuden ist um 1230 bis 1240 fertiggestellt. Dies ist sowohl aus der noch erhaltenen Bausubstanz, als auch aus der vorhandenen Urkunden- und Aktenlage zu belegen. Nach der alten Rittertugend „Frouwede“ wird sie Freudenburg, jene in Miltenberg nach der „Milde“ benannt. Eine deutliche Erweiterung erfährt die Burganlage 1361. Das Herrenhaus (Palas), dessen östlicher Giebel heute noch steht, weist diese Jahreszahl aus. Die über zehn Meter hohe Ringmauer, die Burgkapelle, die Brunnenstube und die beiden Schenkelmauern, die als Talwehren bis hinab an den Main führen,

stammen im Ursprung aus dieser Zeit. Die Talwehren verband am Main entlang die Ringmauer, Stadtmauer genannt. Sechs Tore, zum Teil mit Türmen versehen, durchbrachen die Stadtmauer: das „obere“ Tor in Richtung Wertheim, das „untere“ Tor in Richtung Miltenberg, das „Bad-, Marien-, Hallen- und das Maintor“ führten zum Main hin, wie auch das kleine „Fischertörlein“.

Die letzte und größte Erweiterung erfuhr die Burg durch Graf Erasmus (Asmus) von Wertheim (1453–1509). Ältere Verteidigungseinrichtungen der Kernburg-Ringmauer wurden durch einen steinernen Wehrgang, zur Verteidigung mit Feuerwaffen eingerichtet, ersetzt. Zwischen 1497 und 1507 wurde die riesige Vorburg, die komplizierte Toranlage und das bergseitige Vorwerk errichtet und damit die mittelalterliche Burg in ein zeitgemäßes, stark befestigtes Bergschloß



Burg Freudenberg, 1197 durch Bischof Heinrich II vom Berg, Würzburg begonnen, um 1230 vollendet, 1361 u. 1499 erweitert.



Stadtkern um 1925 mit Tabakshallen am Mainvorland

der Renaissance, ähnlich den Burgen in Wertheim und Breuberg, verwandelt.

Wann die Burg zerstört wurde, ist bis jetzt nicht nachzuweisen. 1580 kann nach einer Aktennotiz der damalige Wertheimer Amtmann wegen Baufälligkeit der Wohnungen nicht mehr im Schloß leben. Nach dem Tode Erasmus' ließ das Interesse der Wertheimer an der Freudenburg nach. Mit dem Aussterben der männlichen Linie des Wertheimer Grafengeschlechtes 1556 erlosch es ganz. Burg, Stadt und Amt Freudenberg fielen 1612 als Lehen zurück an das Bistum Würzburg, von dem es die Wertheimer seit 1295 hatten. Die Burg blieb als Ruine zurück. Nur kleinere Instandsetzungsarbeiten führte man im vorigen Jahrhundert aus: eine zum Turm führende Treppe war eingefallen und unter Revierförster Obermayer mit „Ruggefange-

nen“ (Strafgefangenen) wieder aufgebaut worden. Erst seit 1983 die Bürgerinitiative zur Erhaltung der Burg aktiv ist, laufen im Zusammenwirken mit dem Fürstenhaus Wertheim-Löwenstein-Freudenberg, dem Landesamt für Denkmalspflege in Stuttgart, dem Landratsamt Main-Tauber-Kreis und der Stadt Sanierungsarbeiten. Ein erster Bauabschnitt ist abgeschlossen, zwei weitere werden folgen. So wird die immer noch imposante Burgruine auch den kommenden Generationen von der Stadtwerdung erzählen.

2. Die Stadtwerdung der Burgsiedlung Freudenberg

Eine Antwort auf die Frage, woher die Würzburger Bischöfe als Bauherren der Burg



Stadtzentrum, Amtsbaus 1627, Rathaus 1499, halb verdeckt: alte Stadtkirche 1691/92 (Aufnahme um 1930)

ihre Bauarbeiter, die späteren Burgmannen und die Bewohner der Burgsiedlung nahmen, ist leicht gegeben. In unmittelbarer Nähe des Bauobjektes auf diesem Bergkegel über dem Main lagen die Dörfer „Kirsenfurt“ und „Lullingescheid“. Sie sind beide viel älter als der Burgenbau und urkundlich wiederholt bezeugt. Während Kirsenfurt als blühendes Dorf bis Ende des 15. Jahrhunderts weiterbesteht, wird Lullingescheid 1246 urkundlich letztmals erwähnt. Im Dorf besaßen die Klöster Bronnbach und Amorbach Besitz. Auf dem mit dem Kloster Bronnbach getauschten Gelände entstand die Freudenburg. Gelände im Dorf Lullingescheid hatte ursprünglich ein gewisser Hageno (zwischen 1000 und 1130 einzuordnen) dem Kloster Amorbach geschenkt. Spätestens in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts verkaufte

Amorbach Besitz in Lullingescheid an die Grafen von Wertheim. Diese wiederum schenken das Dorf Lullingescheid dem Kloster Bronnbach. Dies bestätigt eine Urkunde Papst Hadrian IV. vom 17. 8. 1159, in der Wolfram von Wertheim die „villa Lullenseit“ dem Kloster Bronnbach übergibt. Dieses vertauscht es gegen Besitz in Wagenbuch an Würzburg, und die Bischöfe von Würzburg übertragen das Gebiet an die Wertheimer Grafen als Lehen. Der Zusammenhang zwischen dem Dorf Lullingescheid und dem Burgenbau wird also deutlich: Die Bewohner dieses Dorfes werden entweder durch besondere Privilegien gelockt oder durch herrschaftlichen Befehl dazu gezwungen, sich unterhalb der neu erbauten Burg Freudenberg anzusiedeln. Sie waren die ersten „Bürger“, also Bürger der allmählich entstehen-

den Burgsiedlung, denn das Siedeln unterhalb einer mächtigen Burg bedeutete zunächst Schutz und Sicherheit. Es bedeutete aber auch Vorrechte, weshalb man auch — wie heute noch ersichtlich — klimatische Standortnachteile in Kauf nahm, um wenige Freiheiten mehr zu erringen. Als Ackerbürger brauchten die Bewohner für Haus und Hof nur eine kleine Siedlungsfläche, denn sie benutzten ihre bisherigen Felder auf der bestehenden Gemarkung weiter. Auch die Kirche des ehemaligen Dorfes diente den neuen Stadtbürgern als Pfarrkirche. Bis heute wird der Friedhof jenes Dorfes benutzt. Jene Kir-

che ist die heutige Friedhofskapelle St. Laurentius, deren ältesten Teile aus dem Jahre 1149 stammen. Beweise dafür sind die um 1295 entstandenen Wandmalereien des sog. „Freudenberger Meisters“ und die Tatsache, daß erst 1412 eine „uralte Kapelle“ im Tal, die Burgkapelle und die Friedhofskapelle erwähnt werden.

Mit der Bezeichnung „civitas“ in der Urkunde von 1287 wird belegt, daß die Siedlung Freudenberg von Anfang an als städtisches Anwesen geplant war. Spätestens in diesem Jahr liegen auch die Stadtgrenzen der Siedlung fest: Sie reichten von der später so



Vierte der „Sieben Stationen“ von 1710 mit dem Hinweis auf die vierte Hauptsünde, den Zorn

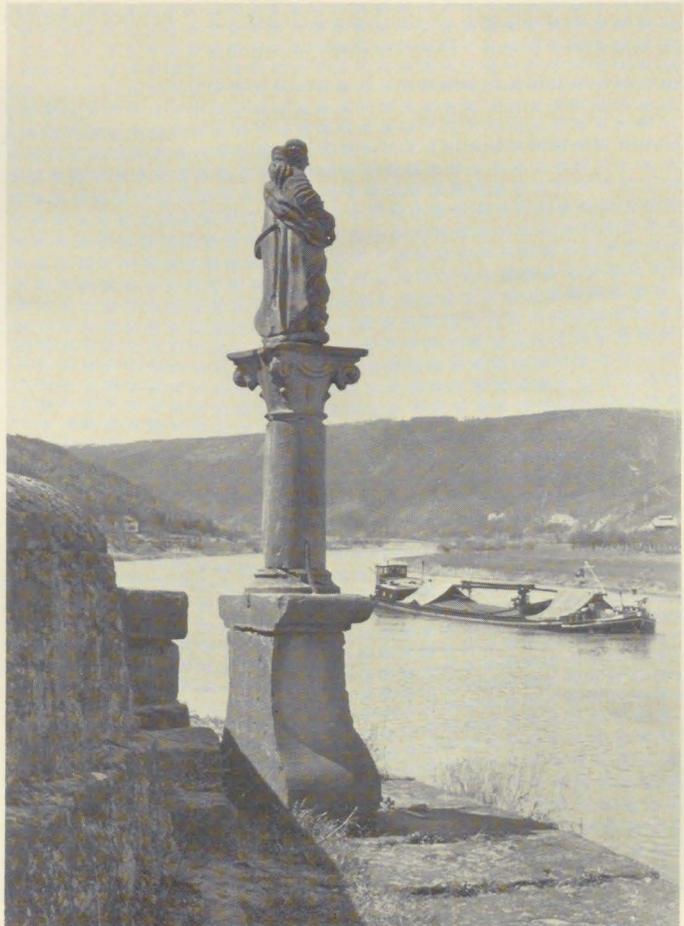
genannten Wach- und Zollgasse mainaufwärts bis zum Zwinger und der Stadtmauer an den Mainanlagen mainabwärts. An dieser Begrenzung hat sich 200 Jahre lang nichts geändert.

Die Urkunde aus dem Jahre 1287 bezeugt nicht nur den städtischen Charakter der Siedlung, sondern auch erstmals die Verfügungsgewalt der Wertheimer Grafen über Burg und Stadt. Diese Lehensherrschaft wird in dem Belehnungsbrief Bischof Mangolds von Würzburg vom 9. September 1295 bestätigt. In ihm erhält Kunigunde, die Gattin des Grafen Rudolf von Wertheim, Schloß und Stadt Freudenberg von Würzburg zu Lehen.

Sie ist also die Lehensherrin „super castrum et oppidum“ Freudenberg, wie es in der Urkunde heißt. Bis zum Aussterben der Wertheimer Grafenfamilie änderte sich an den Lehenverhältnissen nichts.

Ein weiteres deutliches Merkmal für den städtischen Charakter einer Siedlung ist die Niederlassung von Juden. Schon vor 1298 wohnten in Freudenberg Juden. Im gleichen Jahr ist von Judenverfolgung durch den Ritter Rintfleisch auch in Freudenberg die Rede.

Faßt man die bisherigen Daten der Stadtentwicklung zusammen, so ergibt sich:



*Muttergottesstandbild
an der Stadtmauer,
Bildstock von 1782*

1287 wird Freudenberg „castrum et civitas“ (Burg und Stadt) genannt. 1295 heißt es „castrum et oppidum“ (Burg und Stadt).

In den ältesten Würzburger Lehensbriefen aus der Zeit von 1303 bis 1345 wird Freudenberg viermal jeweils im Wechsel „castrum et civitas“ bzw. „castrum et oppidum“ genannt. Freudenberg war also lange bevor Kaiser Ludwig der Bayer 1333 der Stadt die Gelnhäuser Stadtrechte verleiht, eine städtische Siedlung.

3. Erweiterung der städtischen Rechte und Privilegien

Am 7. Februar 1333 verleiht Kaiser Ludwig der Bayer der kleinen Stadt Freudenberg die gleichen Rechte, wie sie die freie Reichsstadt Gelnhausen besaß. Dies waren besonders vier bedeutende Freiheiten: 1. Zur Erweiterung des Handels diente die Befreiung der Kaufleute und Händler von allen Handelszöllen an allen kaiserlichen Plätzen und Zollstätten im Reich. 2. Die Häuser und der Besitz der Bürger durfte jetzt erblich auf die Söhne und Töchter oder die hinterbliebenen Männer und Frauen übergehen. Damit sollte 3. verhindert werden, daß der Grundzins (Arealzins) an einen anderen Herren fiel. 4. Die Stadt erhielt eigene Gerichtsbarkeit. Für Freudenberg war damit die niedere Gerichtsbarkeit gemeint. Alle diese Rechte und Freiheiten, die Gelnhausen besaß, wurden jetzt, sofern sie nicht schon ganz oder teilweise Gewohnheit waren und bestanden, auf die hiesigen Verhältnisse ausgerichtet. Außerdem erhielt Freudenberg noch das Recht zur Abhaltung eines Wochenmarktes. In der o. a. Urkunde wird Freudenberg ausdrücklich schon „stat“ genannt. Im Jahre 1362 war Freudenberg Zollstätte und zur Zollerhebung berechtigt.

Einen gewissen Abschluß der Stadtentwicklung bildet die von Kaiser Karl IV. am 12. August 1376 erlassene Urkunde, in der das „stetel Freudenberg“ die gleichen Rechte wie die Stadt Wertheim erhält: „Daß sie alle

suliche statrechte, stocke, galgen, gerichte und freiheiten haben und gebrauchen sullen und mogen, die die burger von Wertheim haben.“ Freudenberg hat damit auch die hohe Gerichtsbarkeit, was bedeutet, daß hier auch Todesurteile ausgesprochen werden konnten und auch wurden. Die Flurnamen „Galgenberg“ und „Brennplatz“ sprechen hierüber eine deutliche Sprache.

Die Bestätigung aller dieser Rechte und die Erweiterung zur Abhaltung von Jahrmärkten erfolgte schließlich durch Kaiser Maximilian II. im Jahre 1568. Damit ist die Stadtentwicklung in allen Bereichen formal abgeschlossen. Ab 1423 wird Freudenberg auch als Amtsstadt für die Dörfer Boxtal und Ebenheid und die Höfe Kirschfurt und Laukenhof urkundlich erwähnt.

4. Städtisches Leben — städtische Verwaltung

In der beengten Siedlung entwickelte sich eine von der bäuerlichen Umgebung unterschiedliche bürgerliche Daseinsform, auch wenn die Bewohner selbst Ackerbürger, hier zumeist Häcker blieben. Es ist anzunehmen, daß die persönlich freien Bürger schon frühzeitig ihren (Stadt)-Rat, ihr eigenes Rathaus und ihr eigenes Stadtsiegel hatten. An der Spitze der Verwaltung stand der Schultheiß. Er unterstand dem gräflichen Amtsverweser. Zwölf Ratspersonen standen dem Schultheißen zur Seite. Sie waren gleichzeitig auch Schöffen bei Gericht. Je zwei von ihnen wurden zu Bürgermeistern bestellt. Sie hatten sich um das Finanz- und Steuerwesen zu sorgen. Die Vertreter jedes Stadtviertels hießen „Viertelsmeister“. Sie wurden in den Anliegen der jeweiligen Wohnviertel vom Rat gehört. Mitglieder des Rates oder des Gerichts trugen diese Bezeichnung hinter ihrem Namen. Auf manchem Bildstock oder Grabkreuz ist dies heute noch zu lesen.

Die zentrale Einrichtung im Städtchen war das Rathaus. Es war Verwaltungszentrum, Gerichtsgebäude, Markthalle und Bürger-

haus in einem. Eine Vielzahl von städtischen Ämtern und Positionen waren für die Regelung des städtischen Lebens zuständig und notwendig. Es gab neben den erwähnten Funktionsträgern noch den Stadtschreiber, den Stadthauptmann, die Wächter, wie Tor-, Tag- und Nachtwächter, den Stadtknecht, der Ratsdiener und Polizeiorgan in einem war; es gab die Schröter, die den Wein zu verladen hatten und die Feldschiefer, die auch Feldgeschworene genannt wurden. Sie sorgten für die Versteinung der Gemar-

kungsgrenzen, der Wege und der Gewässer. Der Stadtbaumeister hatte für die Stadtbefestigung zu sorgen. Dem Stadthauptmann oblag mit seiner Stadtgarde die Verteidigung der Stadt. In Freudenberg gab es auch zwei Hirten, den Bader und später die Schulmeister als städtische Bedienstete. Die Aufgabengebiete des Stadtrates umfaßten nach und nach die Gewerbe-, Maß-, Finanz- und Polizeiaufsicht, die Armenfürsorge, die städtische Gerichtsbarkeit, die Stadtbefestigung, das Schulwesen und die Verwaltung für Stif-



Freudenberg um 1955

tungen. Natürlich waren die Aufgaben nach Art und Umfang hier geringer als in größeren Städten, doch für die Bürger nicht minder von Bedeutung. Hier lebten in der Hauptsache Ackerbürger, später viele Häcker. In einer Urkunde von 1633 werden von 162 Abgabepflichtigen allein 88 Häcker erwähnt.

In den ältesten Wertheimer Steuerverzeichnissen von 1359 werden für Freudenberg folgende Berufsbezeichnungen aufgeführt: 3 × Glockner, 3 × Schmied, 2 × Fährer (Ver/Varre), 2 × Schuhmacher, 2 × Müller (Mulner Hagemolner), je ein Mal Zöllner, Schneider, Baderin (Bederin), Teuber (Büttner, Faßdaubenhersteller), Griupner (= Totengräber), Brunnenwart, Pfister (Bäcker), Klöpferin, Velerin (?); hinzu kommen die Herkunftsbezeichnungen Winterspacher, Ristenhusen, Boxholt. Später leben hier noch Schiffer, Fischer und Juden. Ein eigenes Judenviertel gab es in Freudenberg nicht. Die Bezeichnung „Tempel“ für ein nicht mehr vorhandenes Gebäude hinter dem heutigen Rathaus gibt einen Hinweis auf die einstige Synagoge. Erst im 19. Jahrhundert wurde die Synagoge in der Hauptstraße/Mainstraße eingerichtet.

5. Das Stadtsiegel als Zeichen des Hoheitsrechtes

Ab wann die Stadt ihr eigenes Siegel führen durfte, ist nicht genau zu ermitteln. Im Jahre 1327 ließ die Stadt eine von ihr ausgestellte Urkunde durch die Stadt Wertheim siegeln, da sie „zu diesen male kein eygen Insiegel“ hat. Ab 1590 hat das Stadtsiegel im geviertem Schild Embleme der Grafschaft Wertheim-Breuberg und zeigt die Umschrift SIGILLUM CIVITATIS FREUDENBERG.

Nachdem Stadt und Amt Freudenberg 1612 wieder an Würzburg zurückgefallen war, beschaffte sich die Stadt ein neues Siegel. Es zeigt das Bild des Kirchenpatrons, des heiligen Laurentius, der in der Rechten einen Schild mit dem Wappen des Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn und in der Lin-

ken sein Marterwerkzeug, den Rost, hält. Das Siegel mit der Umschrift SIGILLUM CIVITATIS FREUDENBERG war noch 1811 in Gebrauch. Heute hat die Stadt „ein ganz unheraldisch komponiertes Phantasiewappen mit Anklängen an das Wappen der Grafen von Wertheim“, wie es im „Wappenbuch des Landkreises Tauberbischofsheim“ heißt.

6. Ansiedlung in der „Vorstadt“

Etwas unterhalb Freudenbergs, auf der anderen Mainseite, existierte das blühende, uralte Dorf Kirschfurt. Es war, wie Lullingescheid auch, von Bürgstadt aus missioniert worden. Beide Dörfer gehörten, wie das spätere Freudenberg, kirchlich zum Erzbistum Mainz und zum Landkapital „Taubergau“. Im Laufe der Jahrhunderte hatten die Grafen von Wertheim das Dorf Kirschfurt durch Kauf erworben. Im schon erwähnten „Steuerverzeichnis“ des Grafen Eberhard I. von Wertheim (1355–1373) werden für Kirschfurt 30 Steuerpflichtige, also praktisch das ganze Dorf, aufgeführt. Nur die Centabgaben mußten alljährlich an die „Cent zu Eich“ in Klingenberg, später in Miltenberg abgegeben werden. Doch gab es wegen dieser und anderer Abgaben zwischen Mainz und Wertheim seit langem Auseinandersetzungen. Schließlich ließ Graf Johann III. von Wertheim (1454–1497) mit befohlenen Freudenbergern das Dorf Kirschfurt 1479 niedermachen. „Der alt Lorentz Kern sey dabey und mit gewest, da man das Dorf hab abgebrochen“, heißt es in einem Schriftsatz. Den Kirschfurtern gestattete der Graf, sich in Freudenberg anzusiedeln. Dadurch entstand die Freudenberger „Vorstadt“, wodurch die Siedlungsfläche der Stadt praktisch verdoppelt wurde. Der neue Stadtteil wurde bald darauf mit einer vom Berg zum Main ziehenden Schutzmauer eingegrenzt und gesichert. Durch Jahrhunderte hat sich an dieser Stadtgröße nichts mehr geändert. Erst in den letzten 40 Jahren ist Freudenberg um die

Bild Seite 401: Blick in die Altstadt



zahlreichen Neubaugebiete flächenmäßig gewaltig gewachsen. Durch die Gemeindeordnung von 1935 verlor Freudenberg die Stadtrechte. Am 12. Februar 1956 beschloß der Gemeinderat die Wiedereinführung der Bezeichnung „Stadt“. Dem stimmte das Innenministerium am 26. Juli 1956 zu. Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges hat Freudenberg einen gewaltigen Strukturwandel vollzogen. Früher war das Städtchen rein landwirtschaftlich geprägt. Der uralte Weinbau wurde erst Ende des 19. Jahrhunderts eingestellt und durch den Obstbau ersetzt. Seit etwa 1850 wurde über 100 Jahre lang hier Tabak angebaut.

Der mainhelle Sandstein vor der Haustüre bot ab etwa 1880 den vielen Männern der 1757 Einwohner als Tagelöhner, Steinbrecher, Steinhauer, Steinmetzen oder als Bildhauer Arbeit und Brot. Aber sehr viele von ihnen starben an der Silikose einen frühen Tod. Seit Jahrhunderten ist Freudenberg die Heimat zahlreicher Schiffer und Fischer gewesen. Heute noch leben hier einige Schifferfamilien. 1985 hatte Freudenberg ohne die vier Stadtteile Boxtal, Ebenheid, Rauenberg und Wessental 2135 Einwohner. Ab 1. 1. 1972 wurden die bisher selbständigen Ortschaften Boxtal, Ebenheid und Wessental eingemeindet. Am 31. 12. 1972 folgte auch die Gemeinde Rauenberg. Damit sind praktisch das ganze ehemalige Amt und alle Filialen Freudenbergs zur heutigen Stadt hinzugekommen.

Die weitaus meisten Männer und auch viele Frauen sind in der seit 90 Jahren hier ansässigen Möbelindustrie oder in der Metallindustrie in Kirschfurt beschäftigt. So ist aus einem rein landwirtschaftlich geprägten Städtchen heute eine Industriegemeinde geworden. Die örtliche Industrie, das Dienstleistungsgewerbe und der Erholungswert von Natur und Kultur im hiesigen Raum lassen die Randlage der „Kleinstadt mit Herz“ heute nicht mehr so drückend erscheinen wie einst. Doch war es von Anfang an die Grenzlage, die die Entwicklung der Siedlung ein-

engte. Möglicherweise war es gerade diese Grenzlage, die die Bevölkerung stärker als anderswo dazu motivierte, alle sich bietenden Gegebenheiten zu nutzen, um zu überleben.

Literaturangaben

Alexander Antonow: „Planung und Bau von Burgen im Süddeutschen Raum“, Frankfurt, 1986
Wolfram Becher: „Die Amorbacher Traditionsnotizen“ in „Der Odenwald“, Zeitschrift des Breuereibundes, Jahrgang 16, Heft 2, 1969

„Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften“ IV/1986, Herausgeber: Winfried Wackerfuß

Alfred Friese: „Die ältesten Steuerverzeichnisse der Grafschaft Wertheim“ in „Jahrbuch des Historischen Vereins Wertheim“ 1954

Hermann Hoffmann: „Das älteste Lehenbuch des Hochstiftes Würzburg 1303–1345“ in „Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und des Hochstiftes Würzburg“, Band 25, 1972/73

Norbert Hoffmann: „Der Wolf von Reicholzheim“ in „Wertheimer Jahrbuch“ 1983

Helmuth Lauf: Bildstöcke, Hausmadonnen u. Hausheilige, Freudenberg, 1982

Helmuth Lauf: Entwicklung d. Fischer- u. Schifferhandwerks im Maintal, Freudenberg, 1981

Eugen Mai: „Geschichte der Stadt Freudenberg“, Freudenberg, 1908

„Monumenta Germaniae Historica“ Band 10, 2. Teil, 1979

Leonhard Scherg: „Die Zisterzienserabtei Bronnbach im Mittelalter“ in „Mainfränkische Studien“ Band 14, 1974

Norbert Schmitt: „Die alte Mutterpfarrei Bürgstadt und ihre ehemaligen Filialen“ in Würzburger Diözesangeschichtsblätter, Band 33, 1971

Heinrich, Eduard Scriba: „Regesten der bis jetzt gedruckten Urkunden zur Landes- und Ortsgeschichte des Großherzogtums Hessen“ 1847

Thomas Steinmetz: „Zur Baugeschichte der Burg Freudenberg am Main unter besonderer Berücksichtigung des Bergfrieds“, in „Burgen und Schlösser“ I/1985

Festschrift: 700 Jahre Klingenberg, 1976

Wilhelm Störmer: „Die Gründung von Kleinstädten als Mittel herrschaftlichen Territoriaalaufbaus, gezeigt an fränkischen Beispielen“ in „Zeitschrift für bayrische Landesgeschichte“, Band 36, Heft 2, 1973

Wilhelm Störmer: „Miltenberg“ in „Historischer Atlas von Bayern, Teil Franken“ Reihe I, Heft 25, München, 1979

Wappenbuch des Kreises Tauberbischofsheim, 1967

Der südöstliche Odenwald (Landkreis Mosbach) zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

(Aus der „Moralischen Topographie in Rücksicht der medicinischen Polizey“ des Physicus Dr. Gruber aus den Jahren 1807 bis 1808.)

Adolf Frank, Mosbach

In der „Badischen Heimat“ 1981, S. 283 ff. brachte der Verf. einen Bericht über Grubers Arbeit unter dem Stichwort: „Wie sah es in Mosbach vor 180 Jahren aus?“¹⁾ Später hat der Mundartforscher Dr. Waibel, Karlsruhe, (Entdecker von Grubers „Moralischer Topographie“ im Generallandesarchiv) in der „Badischen Heimat“ 1983, S. 395 ff., über einen anderen Teil der Topographie berichtet: „Mosbacher Wörterverzeichnis von 1808.“ Hier soll nun ein weiterer Bericht unter dem Aspekt folgen: „Was ist aus der Topographie Grubers über die Zustände in der Umgebung von Mosbach zu entnehmen?“

Teilweise war allerdings schon im ersten Bericht auch auf diesen Aspekt eingegangen worden, z B. „Über den Feldebau“ (S. 295), „Waldungen“ (S. 296), „Wege“ (S. 297 re.). Diese Dinge sollen hier nicht wiederholt werden; die Topographie bringt genügend anderen Stoff, der auch hier nicht in vollem Umfang wiedergegeben wird, um den Leser nicht zu langweilen. Was bei der Veröffentlichung im Jahr 1981 noch nicht bekannt war: Der Topographie liegt § 58 der am 21. 6. 1806 von der großherzoglichen Regierung erlassenen Physikats-Ordnung zugrunde, der vorschreibt, „daß von nun an binnen zehn Jahren jeder Bezirksarzt eine vollständige Beschreibung seiner Bezirksorte im medicinisch-statistischer Hinsicht einsende.“ Dazu gab es einen Anhang „Gesichtspunkte der physikalischen Bezirksbeschreibung (To-

pographie)“. Aus dem sehr langatmigen Text dieses Anhangs hat der praktisch denkende Dr. Gruber sich eine aus genau 99 Punkten bestehende Gliederung gefertigt, die er auf den Seiten 13 bis 14 v. (Rückseite) seiner Topographie bringt. An diese Gliederung will der Verf. sich nachfolgend halten.

Die nachfolgende Wiedergabe hält sich — wie der erste Bericht — möglichst an den Wortlaut der Topographie, wendet aber des leichteren Verständnisses wegen die heute gebräuchliche Interpunktion, sowie Groß- und Kleinschreibung an.

30. Wie die Erde

Linkerseits des Neckars wechselt das Land mit Leimen²⁾ u. gemischtem Boden, nirgends aber Sand. Man findet in der Obrighheimer Gemarkung Flöze 4- 6- 8 Schuh tief unter dem Leimen in Stockwerken von gutem rötlichen Sand, der zum Bauen sehr dienlich ist. Sonsten gibt es in dem ganzen Land kein Sand. Allein der Neckarsand wird per Axt

¹⁾ Dazu folgende Berichtigung: „Materia consecrabilis“ (S. 290 re.) bedeutet „Meßwein“, worauf der in solchen Dingen nicht versierte Verf. nach Erscheinen des Berichts aufmerksam gemacht wurde.

²⁾ Lehm

kostspielig zum Bauen abgelaugt³⁾. Rechterseits aber so wie in dem ganzen Odenwald ist allenthalben das Feld ganz leimig⁴⁾ u. unter dieser Schicht ein wasserhaltiger Letten⁵⁾. In der Gegend Schwarzach wird ein weiser Thon in Stockwerk gegraben, welcher zu Steingut verbraucht wird . . . Hart an dem Neckar zwischen Binau u. Diedesheim sind ganze Gebürge von Topfsteinen⁶⁾. Sie sind fest u. werden mit Vortheil zum Bauen verbraucht. Manches mahl finden sich darin Versteinerungen, Abdrücke von Fahren Kraut⁷⁾ u. verschiedenartige Dendriten⁸⁾. Unsere Sandsteine sind weiß, auch rötlich, doch außerordentlich fest, so daß sie zu Pflastersteinen taugen. Unsere ganze bergigte Gegend bestehet aus horizontal liegenden Kalch Flöz Gebürg, unter welchen nichts als Letten zugrunde lieget. Diese Kalchsteine, wenn solche zum Bauen, wie es hier sehr zu Unrecht geschiehet, zum Bauen⁹⁾ verbraucht werden, verwittern alle an der Luft. Vor 4 Jahren ist ein Keller eingestürzt, dessen Gewölb von Kalchsteinen ware u. so nach u. nach splitterte u. verwitterte. Dann haben wir eine überaus feste Wacker Art, welche zum Fundamentbau u. Pflaster Steine vortrefflich sind. In der ganzen Gegend findet man keinen feinen Gang Spath. Auch die Fluten¹⁰⁾ schwämmen keinen herbey.

31. Wie das Wasser

Das Wasser, das nothwendigste Bedürfnis für Menschen u. Vieh, da ist in denen meisten Gegenden kein Mangel. Das Amt Eberbach hat das beste Wasser, besser noch als das zu Heidelberg. — Ob die Wasserquellen gegen Morgen oder Abend ihren Ursprung haben, ist gleichgültig. Ich meyne, daß die Sonne nicht zu der Güte des Wassers beytrage. Durchgehends sind unsre Wasser Quellwasser. — Wo die Wasser gut sind, ist auch die Luft gut. — Unsere Wasser sind hart. Sie werden bey mässigem Regenwetter trüb, leimig¹¹⁾. Die Röhre¹²⁾ werden nicht sauber gehalten. Die Tröge, worein das flie-

ßet, sind äußerst unrein. Es wird in denen Trögen gewaschen u. allerhand Unrath hineingeworfen u. das Vieh muß doch aus diesen Trögen trinken. Es sind zwar Verbote diesfalls, aber¹³⁾ — Alle unsre Wasser laufen durch Kalch- u. Topfstein Gebürge, welche¹⁴⁾ aus den synterartigen Unterlagen unserer kalchsteinigen Flöz Gebürge entspringen . . .

Die Wasser giebt man als die Hauptursach an der dahier endemischen¹⁵⁾ Kröpfe u. verhärteten Drüsen auch in dem unteren Leib . . .

32. Wie die Luft

Die Odenwälder Luft ist die bekannt Hunger erregende, denen Lungensüchtigen¹⁾ so beschwerliche Luft. Die Wirkungen der Luft

³⁾ Der Sinn diese Wortes ist unklar, vielleicht = „erlangt“ — „erworben“. Das davorstehende „per Axt“ bedeutet wahrscheinlich nicht „mit der Axt“, sondern „per Achse“, wie sich aus einer entsprechenden Stelle in Nr. 49 „Wie der Handel . . .“ ergibt. (Sh. früheren Bericht, S. 291 re.)

⁴⁾ lehmig

⁵⁾ Feucht-fetter Schieferthon des Keupers

⁶⁾ Talk

⁷⁾ Farn

⁸⁾ Moosähnliche Einschlüsse von Eisen- und Manganoxiden auf Spaltflächen von Kalkspäten

⁹⁾ Die Gründe für solche fehlerhaften Satzkonstruktionen wurden im ersten Bericht, S. 289 re. genannt: Es sind vermutlich die primitiven Bedingungen, unter denen Gruber schrieb.

¹⁰⁾ Überschwemmungen

¹¹⁾ lehmig

¹²⁾ Brunnenröhren

¹³⁾ Das „aber“ deutet Resignation an, wie sie z. B. zum Thema Policey im ersten Bericht, S. 293 li, zu erfahren war. (sc. Niemand kümmert sich um Verbote)

¹⁴⁾ Das „welche“ bezieht sich auf die Wasser.

¹⁵⁾ Krankheiten, die ohne große Schwankungen jahraus jahrein in bestimmten Gegenden vorkommen. Sh. den ersten Bericht, S. 286 li.: „Hier ist . . . das Land der Kröpfigen“.

Zu 32

¹⁾ Tbc-Kranke, früher gewöhnlich „Schwindsüchtig“ genannt.

auf den Körper sind nach den Verschiedenheiten der Witterung u. der Gegend verschieden. Es ist zu bedauern, daß wir nicht eine fortgesetzte Ordnung zu solcherart Beobachtungen haben²⁾ — ich!, ich habe schlechterdings kein Geschick dazu . . .³⁾

35. Ob Braach

(Fortsetzung des ersten Berichts)

. . . Alles um Mosbach ist bebauet, keine Spann groß lieget oed. In dem Odenwald hingegen sind noch große in der Braach u. oed liegende Felder, welche zu Hutweiden¹⁾ bestimmt sind. Es ist auch da herkömmlich, daß die Güter geschlossene nicht zu theilende Güter sind²⁾, wo dann sehr natürlich vieles Feld der Entlegenheit, des wenigeren Viehs, der Weide wegen un bebaut liegen bleibt oder wenn es bebauet wird, etwas weniges über die Saat auswirft³⁾. Noch ein allgemeiner Gebrauch ist da, die Hackwälder zu brennen u. aufzustocken. Dann wird Feld mit Heidekorn⁴⁾ das erste Jahr eingesät, dann wird dasselbe mit Korn benutzt, wo es dann wieder zu Wald liegen bleibt, wo dann nach 15 Jahren ein ganz artiges Gesträuch dastehet⁵⁾. Dieses geschieht besonders in dem Amt Zwingenberg u. Eberbach . . . u. dann wird das Ding wieder von neuem angefangen. Wunderlich ist es, daß je tiefer das Ding brennet, je tiefer die Wurzel aufbrennt, desto besser treibet die junge Wurzel des Stocks nach 2 Jahren ihr Gesträuch aus u. desto reichlicher ist auch die Heide Korn Ernte. Dergleichen Behandlungen lassen sich aber nur allein in dem Neckarthal u. wie man höret auch im Polnischen⁶⁾ anwenden. Der vorige Beamte zu Eberbach Hr Hofgerichtsrath Soellner hat sich allda besonders dadurch verdient gemacht, daß er denen so feldarmen aber fleißigen Einwohnern zu Eberbach durch seine rastlose Thätigkeit . . .⁷⁾ ein über 250 Morgen aneinander hangendes Feld endlich erbeutet. Auf diesem Stück standen ohnehin nichts als Haselstau-

den u. ohnbedeutendes Gesträuch. Er ordnete das Feld in Etagen, wodurch Feldwege geworden, so daß jeder ohne dem andern zu schaden in sein Gütgen einfahren kann. Jeder Bürger des lange über 2000 Seelen starken Orts erhielte einen halben Morgen als Eigenthum u. man freut sich, wenn man das neu geschaffene, so mannigfaltig blühende freundliche u. so einträglich ganze Feld ansieht. Wo ehe nichts als Hecken u. Dornen standen, da blühet jetzt Raps . . .⁸⁾ Korn, Gerste, Hopfen. So ist in dem Gammelsbacher Thal gegen die Grafschaft Erbach zu, wohin eine Chaussee ziehet, unten links ein

²⁾ Gruber denkt wohl an eine Art Gesundheitsstatistik aus meteorologischer Sicht.

³⁾ Auslassungen erfolgen, wo Gruber Betrachtungen medizinischer Art anstellt, die offensichtlich überholt sind, oder wo er Ausführungen macht, die uns Heutigen nicht interessieren.

Zu 35

¹⁾ Genutzt z. B. von Schafherden unter der Hut eines Schäfers.

²⁾ Hier erfährt man völlig überraschend, daß die später bei uns durchaus gebräuchliche Realteilung zu Grubers Zeit nicht geübt wurde. Es bedürfte einer eigenen rechtsgeschichtlichen Untersuchung, bevor hierzu nähere Aussagen gemacht werden könnten. Erlaubt sei Verf. nur die Vermutung, daß eine Änderung zu Beginn des 19. Jahrh. mit der Zehntablösung eintrat.

³⁾ Der Ertrag war kaum größer als die Aussaat.

⁴⁾ Heidekorn, schon aus dem ersten Bericht bekannt („giebt das gewöhnliche Nahr Brod“ S. 288 li.), besser bekannt als Buchweizen, ist eine Mehlpflanze der Familie Knöterichgewächse, als Feldfrucht besonders auf sandigem oder moorigem Boden verwandt, kommt heute kaum mehr vor.

⁵⁾ An diesen Hackwald kann Verf. sich noch aus den 20er Jahren erinnern. Merkwürdig ist, daß Gruber nicht erwähnt, daß dabei Schälrrinde anfiel, die zur Herstellung der Gerberlohe verwandt wurde. Vielleicht aber kam dies erst später auf.

⁶⁾ Polen

⁷⁾ Hier findet sich eine nicht zu entziffernde Ortsangabe, davor wird „der sogenannte Scholler Bukel“ erwähnt.

⁸⁾ Nicht zu entzifferndes Wort.

Hackwald ebenfalls durch denselben⁹⁾ ganz urbar gemacht worden. — Diese neue Erwerbungen übertrafen in der Morgen Zahl mehr als das Ganze des vorher gebauten Lands¹⁰⁾. — Die meiste Hindernisse machten die Forstbehörde. Wie immer, ja wie es bey jeder neuen Enterprise gehet: Die Einwohner hatten an dem Ding was auszusetzen. Der Beamte setzte aber durch u. nun wird er allgemein dafür gesegnet. — Die Einwohner wollten ihm Douceuren¹¹⁾, Geld, doppelte Gaab an Feld geben. Er, er schlug alles aus, was nur den Schein von vieler Erkännlichkeit hatte. Er nahm nichts mit sich als das Bewußtsein, rechtschaffen zum besten des Allgemeinen ohne allen Eigennutz gehandelt zu haben. Er bewürkte endlich auch durch die pfälzische Regierung, daß diese neu gerotete¹²⁾ Güther 4 Jahre lang von allen Zehnden u. Scha-zung befreiet seyn sollten, weil es als Eigenthum ohnentgeltlich vergeben wurde. Ja der *alte* Hr Fürst von Leiningen accordierte noch fernere 4 Befreyungsjahre¹³⁾. — Welchen Vorteil wird dieses Feld in der Folge den Besitzern sowie dem *aerario* machen.

38. Ob Schaafweide u. welche Viehart

In unserer ganzen Gegend hat jedes Dorf, jeder Hof seine eigene Schäferey. Nirgend ist dahier Schmier Vieh¹⁾. Alles ist reines Vieh u. folglich sehr unbequem, weil bey einer zufälligen Räude die ganze Herde mit Verlust abgeschafft u. veräußert werden muß. — Da, wo der meiste Feldebau auf denen Bergen, da, wo der Dung beschwerlich auf die Äcker gebracht werden muß, da sind die Schäfereyen unentbehrlich. Auf der Ebenen hingegen, besonders, wenn die Gemarkung nicht groß ist, da sollte die Schäferey nie geduldet werden, denn der Schaden ist zu groß. — Wenn auch mit verbundenem Maul die Herde neben einem Feld nur vorbeget, schadet sie allezeit. — Die Gerechtigkeit²⁾ Schaaf halten zu dürfen, ist wohl etwas werth . . . Durch die hegebrachte, so

schädliche Observanz³⁾, die Herden von Michaeli bis Georgentag⁴⁾ auf Felder u. Wiesen treiben zu dürfen, beeinträchtigt manchen fleißigen Landwirth. Auf der Ebenen werden auch die lebendige Zäune durch die Schafe⁵⁾ außerordentlich verdorben. Der Schäfer hat freilich seine Weisung, wie er fahren solle, aber wer kann ihm immer nachgehen u. klagen . . .

In diesem Bericht wird überhaupt weniger direct medicinisches vorkommen, doch da es immer einen Bezug auf das Ganze hat, so bitte ich, solches gefälligst doch anzunehmen.

⁹⁾ Hofgerichtsrat Soellner. Weiter oben als „Der vorige Beamte zu Eberbach“ erwähnt. Er nahm die Stellung im Amt Eberbach ein, die man später „Bezirksamtman“ nannte und heute „Landrat“ nennt. Widder, Beschreibung der Kurfürstl. Pfalz 1768, gebraucht die Bezeichnung „der Oberbeamte“.

¹⁰⁾ Das so neu hinzugewonnene Land hatte mehr Morgen als das zuvor angebaute.

¹¹⁾ Geschenke

¹²⁾ gerodete

¹³⁾ Demnach hat der Fürst v. Leiningen nach der Auflösung der Kurpfalz und dem Übergang des Gebiets an ihn nochmals weitere vier Jahre Abgabefreiheit bewilligt. („Von allen Zehnden“ (= der an die Kirche zu leistende Zehnte) „und Schatzung“ = an den Fiskus („*aerario*“) zu zahlende Steuer).

Zu 38

¹⁾ Dürfte wohl gemischtrassiges (gekreuztes) im Gegensatz zu reinrassigem Vieh bedeuten.

²⁾ Berechtigung, Recht. Das alte Recht kannte zahllose Gerechtigkeiten — in etwa den Dienstbarkeiten des BGB entsprechend — so u. a. die Weiderechtigkeit.

³⁾ Brauch, (Auch dieser Satz, beginnend mit „Durch“ enthält einen Konstruktionsfehler.)

⁴⁾ Michaelifest (kath.) = 29. September. St. Georg = 23. April

⁵⁾ Gruber schreibt hier „Schafe“ tatsächlich mit nur einem a, während er kurz zuvor „Schaafe“ schreibt. Dies entspricht der völlig willkürlichen Handhabung der Groß- und Kleinschreibung. (Erster Bericht, S. 283, re.) Gruber erwähnt öfter die „Ebene“ und meint damit „Tal“ bzw. „Täler“. Er zeigt damit, daß er aus der linksrheinischen Pfalz kommt.

39. Ob das Land bergicht oder eben

Unser wenigstes Land in dem ganzen Odenwald ist eben, bergauf, bergab. — Zu Mosbach gehöret die Schäferey zu denen städtischen Einkünften. Die Schafscheuer ist auch oben auf dem Hardhofe. Schade!, daß aber die Schaaf unsere Ebene beziehn. Herrlich wäre es, wenn sie auf denen Bergäckern allein verblieben. Da es aber einmal so ist, quis contra calcitrabit¹⁾. — Es ist nicht recht, daß auf den Bergäckern keine Bauern angepflanzt werden²⁾. Freilich schadet die Schaeferey so wie die Hasen denen jungen Bäumen. Doch dafür kann gesorgt werden. Auf der Höhe erfrieren auch die Bäume nicht so gerne als wie auf der Ebenen, denn die Windstriche würken da nicht so stark auf den Saft der Bäumen. Nur, das einzige könnte einen Umstand machen, da wir lauter Leimenboden haben u. das Baumsezen lockere Erde absolut erfordert, so würde das Herbeyführen dieser Erde etwas umständlich seyn. Hiezu müßte in denen Calendern Anleitungen gegeben werden³⁾.

41. Ob Bienenzucht

Bienen giebt es allenthalben auf denen Dörfern des Odenwalds, dann¹⁾ das so häufig gebaute Heidenkorn ist eine vortreffliche Nahrung für dieselbe. Selten findet man Waldbienen²⁾. Sie geben eine gute Ausbeute. Man überlasset hier die Bienen sich selbst³⁾. Es wird nichts an ihnen gekünstelt u. sie gedeien. Wann einer⁴⁾ nicht schwärmet, so bekommt er einen Aufsatz⁵⁾. Des Winters werden dieselbe von ihrem Stand in die Häuser getragen, an solche Orten gesezt, wo die schneidende Kälte nicht so eingreifend ist, etwas gefüttert, u. zu Anfang des Merz werden sie wieder auf ihre alte Plätze gestellt. — Wenn der Bien benüzet werden soll⁶⁾, so wird er abgethan. Man grabet ein Loch in die Erde, steckt ein Stück brennenden Schwefel hinein u. stellet den Korb mit den Bienen darauf u. dämnet alles neben so zu⁷⁾, auf

daß die Bienen ersticken. Ob diese Methode die beste ist, will ich dahingestellt seyn lassen. Aber dieser Methode ohngeachtet haben die Leuthe immer Bienen. Die Meisen verderben oft ganze Bienenstöcke. Da stellen sie sich vor die Körbe, klopfen mit ihrem Schnabel auf die Bretter, worauf die Körbe stehen u. wie eine Biene herauskommt, wird solche

Zu 39

¹⁾ Wer wird dagegen aufbegehren? (Wörtlich „Nach hinten ausschlagen“ vom Tier, z. B. Pferd.)

²⁾ Diesem Gedanken wurde erst in den 30er Jahren — zugegeben unter den Nazis — durch Schaffung der Bergfeldsiedlung Rechnung getragen.

³⁾ Hier zeichnet sich ein gewisser Widerspruch ab: In der Nr. 36 (Erster Bericht, S. 296 li.) hatte Gruber geschrieben: „Da der Boden nicht brüchtig sondern leimigt ist, so gedeien diese u. andere Obstbäume vortrefflich.“ Zum Setzen dieser Bäume hatten die Besitzer ganz gewiß auch nicht die nach Meinung Grubers absolut erforderliche lockere Erde herbeigefahren. Der Hinweis auf die Kalender erinnert daran, daß der Bauersmann damals sein Wissen nicht aus der Zeitung, sondern aus Kalendern schöpfte.

Zu 41

¹⁾ Gemeint „denn“

²⁾ Bienen, deren Körbe im Wald aufgestellt werden, so daß sie nicht vom Heidekorn, sondern von Blüten der Bäume Honig sammeln.

³⁾ Es galt seit jeher: „Die Biene ist ein wilder Wurm“, also kein Haustier. Der Rechtsatz gilt noch heute, weshalb das BGB den Bienen einen eigenen Abschnitt widmet.

⁴⁾ Gemeint: Inhalt eines Korbes, Volk. Gruber verwendet an einer Stelle den Begriff „der Bien“. Damit war der Schwarm, das Volk gemeint, so daß es nur scheinbar inkonsequent ist, wenn Gruber quasi im gleichen Atemzug „die Bienen“ erwähnt.

⁵⁾ Zusatz von Brut, um eine Übervölkerung herbeizuführen, die die Bienen zum Schwärmen zwingt.

⁶⁾ Wenn Honig gewonnen werden soll, „abgethan“ soll wohl bedeuten: Wird der Korb vom Brett genommen, auf dem er sonst ruht.

⁷⁾ Ringsum abgedichtet

aufschnabuliert.⁸⁾ — Den größten Schaden verursachen die so häufige Diebstähle, alle Jahre werden Bienen gestohlen u. mit solcher Schlauheit gestohlen, daß es einem feinen Spitzbuben eine Ehre ist, auf solche Art zu mausen.

42. Wie der Viehstand

Um den Viehstand zu bestimmen, müßte das Vieh, wie es billig seyn sollte, alle 2 Jahre aufgenommen werden. Wir haben dahier so wie in der ganzen Gegend schönes Rind Vieh, besonders Kühe, mit denen aber gezackert wird. Das Vieh in dem Odenwald¹⁾ aber ist klein, mager, schlecht wegen der Nro 35 schon bemerkten Tag u. Nacht Weide²⁾. — Pferde, diese kommen durchgehends aus dem Ansbachischen. Sie sind 2 Jahre alt, werden sogleich angespannt, müssen hart schaffen u. verderben. Nach 3 Jahren kauftet solche der Jud³⁾, welcher solche dem sichtbaren Alter nach für brauchbare Pferde verkauft. Der Käuffer wähnet dann, er habe ein kraftvolles Pferd u. er hat nichts als einen abgeschafften Gaul⁴⁾, der nichts taugt. Es ist unglücklich, was für Viehschinder unsere Leuthe sind, welche Lasten den armen Thieren aufgeladen werden u. wie diesselbe überhaupt strapaziert werden. — Schweine werden nur in dem Odenwald gezogen⁵⁾. Sonsten kommen die Trieb Schweine aus dem Westrich, welches ize⁶⁾ sparsam geschieht. Wegen dem engen Raum ist man dahier mit Vieh nicht überstellt. Auch auf dem Land könnte der Viehstand proportioniert des Futters stärker seyn. — Geisen giebt es nur in der Stadt⁷⁾. Es werden so in der 80—90 Stück seyn.

43. Ob u. wie die Viehweide

Weiden, öffentliche Weiden, wo das Vieh, wie über dem Rhein gebräuchlich ist, des Sommers wie des Winters nach Art der Saison des Morgens 5—8 Uhr ausfähret, des Nachmittags nicht nach Haus kehret u. des Abends 5—8 Uhr wieder nach Haus kommt, sind in dem ganzen Odenwald nicht. Nirgends sind Weidstriche. Es ist also ein Tem-

peramentstugend, daß das Vieh in den Ställen gehalten wird. Das Rindvieh wird nur in dem Herbst einige Stunden des Tags auf die Wiesen getrieben¹⁾. Die Schweine werden

⁸⁾ Hier hat man Gruber wohl falsch informiert. Eine Meise mag 3—4 Bienen „verkräften“. Selbst wenn mehrere Meisen nach Grubers Schilderung verfahren, oder eine Meise des öfteren am Tag Bienen verzehren sollte, könnte dies das nach hundert zählende Volk im Korb nicht nennenswert dezimieren. Bienen hatten und haben gewiß weit gefährlichere Feinde, was Verf. als begeisterter Amateur-Ornithologe zur „Ehrenrettung“ des munteren Meisenvolks festgestellt wissen will.

Zu 42

¹⁾ Das *davor* Ausgesagte gilt offenbar für Mosbach.

²⁾ Hier irrt Gruber — weder im ersten Teil der Nr. 35, (Erster Bericht, S. 296), noch in dem oben gebrachten zweiten Teil ist von Tag- und Nachtweide die Rede. Wohl aber bringt er dies unter Nr. 43, die sich hier anschließt.

³⁾ Gruber hatte von den Juden eine sehr schlechte Meinung, wie sich vor allem aus seinen Bemerkungen unter Nr. 25 „Aberglauben“ ergibt. Dieser Teil wurde im ersten Bericht bewußt weggelassen, um nicht den Vorwurf des Rassismus auf uns zu ziehn.

⁴⁾ Wie man sieht, wurde schon damals der sprachliche Unterschied zwischen Pferd und Gaul gemacht.

⁵⁾ Also wurden in Mosbach keine Schweine gehalten. Daß es sich nur um Mosbach handeln kann, dazu Anm.⁷⁾

⁶⁾ Offenbar zogen Schweinehirten mit „Triebschweinen“ über Land, so wie heute nur noch die Schäfer. „Izo“ = jetzt.

⁷⁾ An sich sollte die Topographie Eberbach mit umfassen. Von einigen Stellen abgesehen — so vor allem Nr. 35 — schildert Gruber durchweg die Verhältnisse nur von Mosbach und — gerade in Nr. 42 wiederholt einander gegenüberstellend — dem Odenwald.

In Nr. 62 bemerkt er: „Die Einwohner von Eberbach unterscheiden sich merklich von denen hiesigen . . . (Erster Bericht, S. 287 re.) Dabei ist klar, daß der Vergleich zugunsten der Eberbacher gemeint ist.

Zu 43

¹⁾ Demnach hat die Bemerkung in Nr. 42, das Vieh im Odenwald sei klein, mager und schlecht „wegen der . . . Tag- u. Nachtweide“ einen ganz andern Sinn, als es scheint. Gerade, weil das Odenwälder Vieh fast ständig im Stall gehalten wird, also *keine Tag- und Nachtweide* hat, ist es minder.

nur das Früh u. Spätjahr auf einige Stunden spazieren geführt. — Ist die Kuh rinderlich, so wird solche mit einem Strick zu dem Fasel²⁾ gebracht. Die Schweine wollen bey dem Treiben³⁾

47. Ob hinsichtlich des Strichs¹⁾ gewöhnliche Wetterschaden

Wir haben in unserem bergichten Land gottlob keine dem Wetterstrich besonders ausgesetzte Gegend. Die Gewitter sind zwar häufig u. stark, doch halten solche nicht lange an. Sie ziehn von dem einen Berg zu dem andern, brechen sich da u. schaden folglich selten. Nur von dem sogenannten Kazenbuckel weichen sie etwas ungerne. Da können sie in Gottes Nahmen wirthschaften u. einschlagen, dann da kann nichts verdorben werden²⁾.

Unter anderen Ungemächlichkeiten fürchtet man hier, so wie in der ganzen Gegend, den sogenannten Brenner³⁾, Mehltau u. d. g. . . Dieser schadet besonders denen Bäumen, Früchten u. Weinbergen. — Der Brenner ware schon bey den Alten ein sehr bekanntes Übel. Die Alten, da sie gute u. böse Götter glaubten, feyerten diesem Brenner, den sie den Gott Rubigum nannten, um ihn zu besänftigen, die Rubigalia⁴⁾. Das Fest fiel gegen den 7. calend. May⁵⁾.

47.

...
...

Daß Luft u. Nahrung Krankheiten erzeugen, ist außer allem Zweifel. Wenn Mehltau oder Brenner ¹⁾ wie 1789—1791 etwas stark sind, so habe ich bemerkt, daß besonders die Hunde kränklen. In dem Übrerrhein, wo das Rind- u. Schweinevieh den ganzen Tag auf der Weide sind, wird dasselbe krank, bekommt Blattern an dem Hals, dem ganzen Leib.²⁾ — Es ist ein allgemeines böses Bienenjahr. Da sterben ganze Stöcke. — Die

Landleute haben da viele Würmer, Fieber, auch Dysenterien³⁾ zeigen sich u. diese verlihren sich erst im Winter. . . . Mäuse sind oft eine große Plage, größer als ein Wetterschaden. Doch zum Glück ist diese Plage nur periodisch. Die besondere eigene Witterung erzeugt mehr oder weniger diese Art Gäste⁴⁾.

Raupen aber sind eine größere Plage. Es ist wunderbahr, daß z. B. in diesem Jahr unzäh-

²⁾ Noch heute gebräuchlicher Dialekt-Ausdruck für „Bulle“.

³⁾ Der Satz ist unvollständig.

Zu 47

¹⁾ Z. B. den Nord- oder Ostwinden besonders ausgesetzten Lagen.

²⁾ Gemeint offenbar: Am eigentlichen Berg, hinsichtlich dessen Namens Gruber anscheinend bezweifelt, ob er „amtlich“ ist.

³⁾ Zwischen diesem „Brenner“ und dem seit einigen Jahren bei uns auftretenden von den USA importierten Feuerbrand besteht kein Zusammenhang.

⁴⁾ Nach Stowasser (Lateinisch-Deutsches Wörterbuch): Robigo = Gottheit, die man gegen den Brand anrief. Dabei ist wohl vor allem — oder ausschließlich — an den echten Brand gedacht, der mit Wasser gelöscht werden kann. Mindestens erwähnt Stowasser die Bedeutung in dem von Gruber gebrauchten Sinn nicht.

Robigalia sind die Feiern zu Ehren des Brandgottes.

⁵⁾ Auf den 25. April. Calendae ist der Erste jedes Monats. Das davor stehende „7.“ bedeutet den 7. Tag davor, wobei aber der Erste mitgerechnet wird.

¹⁾ Beide sind wohl alternativ, nicht etwa im Sinn von „andere Bezeichnung derselben Materie“ gemeint, da es sich ja tatsächlich um ganz Verschiedenartiges handelt.

²⁾ Gemeint: Obwohl den ganzen Tag auf der Weide . . . Hier klingt wieder ein Thema an, das Gruber bereits unter Nr. 43 behandelt hatte.

³⁾ Diese etwas unklaren Sätze sollen wohl sagen, daß bei starkem Auftreten von Mehltau oder Brenner die von Gruber erwähnten Auswirkungen auf Tier und Mensch zu beobachten seien. Dysenterie = Ruhr

⁴⁾ Tatsache ist, daß viel Frühjahrsregen die Mäusebrut vernichtet.

lige Raupen sich zeigen, das andere Jahr dieselben eine Seltenheit sind. Die besondere Witterung ist vermuthlich daran schuld. Vielleicht auch, daß durch diese überhäufte Erscheinung aufmerksam, die Vertilgung derselben sowie ihrer Brut mehr beobachtet wird.⁵⁾ — Unter die so mannichfaltige Verbesserung der Landwirthschaft gehört die so viel mögliche Vertilgung der Raupen. Sie schaden nicht sowohl der zu hoffenden Ernte, sondern die Bäume werden durch ihre Verwüstungen oft auf einige Jahre unfruchtbar. Die Obrigkeit sucht diesem Unwesen dann oft Einhalt thun zu wollen, wann dem Schaden schon nicht mehr zu steuern ist. Premien⁶⁾ wären hier das zweckmäßigste u. dann mit der Glocke die Inhaber der Bäume zum Ablesen zu berufen u. den Saumseligen die Bäume geradezu abhauen zu lassen, so wie man es in der Gegend zu Neustadt auf der Haardt mit dem Rebenstecher ablesen⁷⁾ zu machen pfl eget. — Es mag ein Obstjahr seyn oder nicht, so muß immer die nemliche Aufmerksamkeit beobachtet werden. Dadurch kann endlich die Succession des Ungeziefers⁸⁾ wo nicht gänzlich aussterben, doch ihren Verherungen ein Damm gesezet werden. Hier darf aber das Ding nicht bey der Verordnung stehn bleiben. Ohne Rücksicht der Person muß hier alle Jahr die äußerste Strenge beobachtet werden. Durch den Mangel der Kenntnis der Raupen wird die Vertilgung der schädlichen verhindert. Nur haarigte Raupen sind verdächtig, weil die Haare in die Haut eindringen u. da Entzündungen verursachen können⁹⁾.

56. Wie der Schulden Last

Der Schulden Last muß sehr groß seyn, die Aufnahme könnte solchen bestimmen.¹⁾

57. Ob ein besonderer Druck einer Gegend auf die Einwohner seye, Wildlast u. d. g.

Wenn der *außerordentliche Wildlast* nicht wäre, so wüßte man, oder fühlte man nichts

von einem außerordentlichen Druck. — Kriegslasten, Contributionen, neue Auflagen, alle Lasten gehn vorüber, lassen sich verschmerzen, bey einer guten Wirthschaft reparieren. Aber die Wildlast macht, daß sich der Unterthan nie erholen kann u. die nothwendige wie die zufällige Lasten können nicht entrichtet werden.¹⁾ Der Jäger sieht nir-

⁵⁾ Sehr geschraubtes Deutsch: Gemeint, daß bei verstärktem Vorkommen der Raupen die Bauern sich mehr um ihre und ihrer Brut Vertilgung kümmern.

⁶⁾ Belohnungen

⁷⁾ Reb-Schädling, der die Blätter zur Eiablage wickelt.

⁸⁾ Vermehrung.

⁹⁾ Diese uns naiv erscheinende Aussage entspricht dem Erkenntnisstand der damaligen Zeit. Gruber beweist allenthalben in seiner Topographie eine gediegene humanistische Bildung. (Sh. den ersten Bericht, S. 283 re.) und war ganz gewiß auch in medizinischer Hinsicht gut bewandert. Dem Leser ersparen wir die sich hier anschließende sehr detaillierte Beschreibung aller in Betracht kommenden Raupenarten.

Zu 56

¹⁾ Wie das Wort „solchen“ beweist, wurde offenbar zu Grubers Zeit „Schuldenlast“ als masculinum (männlich) behandelt. Gruber meint eine statistische Erhebung über die Verschuldung der Bevölkerung. Übrigens steht seine Mitteilung „... muß sehr groß sein ...“ in Widerspruch zu der nicht lange danach (Nr. 62) gebrachten Bemerkung „Da der Wohlstand in unserer Gegend ... so ziemlich zugenommen hat ...“. (Erster Bericht, S. 287 re. „Ob steigender Luxus“.)

Zu 57

¹⁾ Das „außerordentliche“ bezieht sich nur indirekt auf „Wildlast“. Gemeint ist „außerordentlicher Frohndienst“ gegenüber den regelmäßigen, genau festgelegten. Im Rahmen dieser außerordentlichen Frohn konnte der Bauer jederzeit z. B. zu Treiberdiensten für die herrschaftlichen Treibjagd beordert werden. Die Feldarbeit blieb liegen. Mit „nothwendigen wie . . . zufälligen Lasten“ sind wohl die öffentlichen Abgaben (Zehnt, Schatzung (= Steuer)) und alle Frohndienste gemeint. Ein gewisser Widerspruch scheint Verf. darin zu liegen, daß es einerseits heißt, der „Jäger sieht nirgends Wild“, andererseits aber erwähnt wird, der Bauer müsse nachts das Wild von seinem Acker verscheuchen.

Auch hier heißt es „Der Wildlast“.

gends Wild. — Der Bauer muß in den Tag schaffen u. des Nachts, da muß er wachen u. das Wild von seinem Acker verscheuchen. Da muß der Mann verderben. So ist auch dann die Waldrug²⁾. Da wird wegen einem Versehen so außerordentlich gestraft!!

65. Welche besonder alte Gebräuche, Gymnastic u. d. g.

Hie wollte ich schließen, um aber den folgenden Berichten mit dem 2. Theil anzufangen, wo die Sach mehr directe in das medicinische Fach einschlaget, will ich einen frischen Bogen noch beschneiden.

Von der alten Gymnastic¹⁾ ist noch etwas zu Neckarelz, Obrigheim, Binau übrig geblieben. Aber das Ding wird ohne Aufsicht u. verhunzt behandelt. — Auf den 2ten Ostag — das Wetter mag seyn, wie es will — legen die Knaben 300 Eyer so, daß jedes Ey einen starken Schritt von dem anderen entfernt ist. Dann fanget der zu dem Eyerlesen bestimmte, mit Bändern gezierte Knabe an, die Eyer auf der Erde aufzuheben so daß er jedes Ey in den an dem ersten Ey stehenden Korb einzeln zurücktragen muß. Wie der Knab durch das gegebene Zeichen anfangt, so laufet ein anderer leicht geschürzter Knab nach Zimmern, um einen Weck zu holen. Wer nun das erste die Eyer all gelesen oder den Weck von dem 1 Stündgen entlegenen Zimmern gebracht hat, der hat gewonnen. — Aber der Weck wird dem Knaben schon halbwegs von Zimmern gebracht u. der Knab wartet so lang, bis die Eyer gelesen seyn müssen²⁾. — Dann gehet es in das Wirtshaus u. da wird halt gegessen und getrunken. In dem Ort Robern sind 2 besondere Dinge merkwürdig: 1. daß solches keinen Zehnten giebt, 2. daß alle Jahr das Wüste Gericht allda gehalten wird.

3.

...

Alle 7. Jahre ist in denen Kellereien Lohrbach u. Neckarelz der sogenannte Leib

Imbs¹⁾, ein Mittagessen u. Trinken, so der Landesherr denen Leibeigenen geben muß. Da haltet der Beamte mit Umständen in Pontificalibus²⁾ eine Rede von der Vortrefflichkeit der Leibeigenschaft u. d. g.. Dann wird die Eidesformel abgelesen u. die Leibeigene müssen einige aufs neue schwören, die andere Handtreu angeben³⁾. Dann werden Vergehungen gerügt u. nach, in u. vor dem Imbs⁴⁾ giebt es als tüchtige Schläge. Es sind 2. erley Leibeigene, Königsmänner u. gemeine. Die Königsmänner haben den Nahmen daher, weil sie dem Churfürsten Friedrich nach Böhmen folgten⁵⁾. Diese Königsmänner müssen jährlich 1 f 30 xr, eine Königsfrau 19 xr zahlen. Die gemeine gehen nach Berechnung 3 — 4 — 6 — 9 xr.⁶⁾

²⁾ Bestrafung von Forstdelikten. Gruber zeigt — nicht nur hier —, daß er ein Herz für den kleinen Mann hat.

Zu 65

¹⁾ „Gymnastic“ ist nicht im heutigen Wortsinn gemeint, sondern eigentlich identisch mit „Gebrauch“, „Volksbrauch“.

²⁾ Daher die Bemerkung, das Ding werde „verhunzt behandelt“ (weil kein echter Wettkampf stattfindet). „Zimmern“ = Nerckarzimmern.

³⁾ Zum Wüsten Gericht sh. den Artikel des Verf. in „Der Odenwald“, 1984, Heft 1 (März), S. 30 ff. ...

¹⁾ Imbiß

²⁾ Etwa in Amtstracht (wörtlich: Im Bischofsornat) (Pontifex maximus nennt sich noch heute der Papst).

³⁾ Die einen müssen schwören, die anderen ein Handgelübde ableisten. Dabei bleibt unklar, nach welchem Kriterium unterschieden wird.

⁴⁾ Soll wohl richtig heißen: „Vor, während und nach dem Imbiß“.

⁵⁾ Friedrich V., der sich zum König von Böhmen krönen ließ.

⁶⁾ 1 Gulden, 30 Kreuzer mußte der Königsmann zahlen, 19 Kreuzer die Königsfrau (vermutlich Frau des ersten); die sonstigen Leibeigenen „nach Berechnung“ 3, 4, 6 oder 9 Kreuzer, wobei völlig offen bleibt, nach welchem Kriterium die unterschiedliche Berechnung erfolgte. Ebenso merkwürdig ist die erheblich höhere Belastung der Königsmänner — scheinbar nur deshalb, weil sie — besser: ihre Vorfahren — den zweifelhaften Vorzug gehabt hatten, dem Winterkönig nach Böhmen folgen zu dürfen. Gruber irrt wohl in der

66. Ob Alterthümer entdeckt werden

Daß in unserer Gegend vor denen Römern schon verschiedene Völkerschaften wirthschaften¹⁾, beweisen die hie u. da auf dem Feld zerstreute, als auch die aus der Erde gegrabene mit Schriften u. fremde Characteren bezeichnete Steine u. Monumenten²⁾. Ich fand vor allenfalls 8. Jahren zwischen Dörnbach u. Höchstberg, 3 Stund von Mosbach³⁾, unter verschiedenen zusammengetragenen auf einem Haufen liegenden unförmlichen⁴⁾ Steinen, worauf ich folgende Schriftzeichen entdeckte:

Α Γ Ν Ψ Β Δ Η
Ο Π Ι Μ

Ich setze die lateinische Buchstaben hier bey. Vermuthlich sollen die fehlenden Buchstaben „monumentum posuit“⁵⁾ sagen. — Meine Reise ginge zu dem Pfarrer Maegert⁶⁾ nach Höchstberg. Ich entdeckte demselben meinen Fund. Dieser aber sagte mir ganz trocken, daß er vor 20 Jahren schon, als seine Schwein Ställe wären gebauet worden, solche Steine da herumgelegen. Die Maurer hätten ihn aufmerksam gemacht. Er habe solche genau abgezeichnet. Er zeigte mir folgende

Α Γ Γ Κ	Φ Κ Ι	Α Ι Ρ	Ρ ϕ ϖ
ο ρ ι ρ	ε ι η	η α ρ	ι ε γ
Β Α V	Δ	Ζ Η Θ	
β α ν	δ	ζ η θ	

Dies D. kann vielleicht „dux“ bedeuten.⁷⁾ Dies sind nun verschiedene Characteren,⁸⁾ von verschiedenen Völkerschaften. Sollte diese „otil“ der Totilla seyn⁹⁾ u. dieser „thse“ den Herzog Tassel bedeuten? Es wäre wun-

derbahr. Der gute Pfarrer bedauerte höflich, das diese Steine zu Schweineställen wären verwendet worden, wozu solche gewiß nicht bestimmt gewesen wären.

Annahme, die Königsmänner habe es erst seit dem Zug nach Böhmen gegeben. (Ähnlich irrt er über die Entstehungszeit des Wüsten Gerichts. Dazu vergl. den in Anm. 3 auf S. 16 erwähnten Artikel in „Der Odenwald.“) Die Königsmänner waren gewiß von altersher Leibeigene des Königs und hatten als solche gewisse Bevorzugungen — dafür aber andererseits die höheren Abgaben.

Ganz allgemein gibt dieser Abschnitt einen Einblick in die „Segnungen“ der Leibeigenschaft — Beköstigung der Leibeigenen, verbunden mit großem Vortrag über die „Vorzüge“ der Leibeigenschaft, daneben „tüchtige Schläge“. Dies geraume Zeit nach der französischen Revolution. Die Zeit war längst reif, dieses Relikt aus der Feudalzeit abzuschaffen, was unter dem liberal gesinnten Großherzog ja auch bald geschah.

Zu 66

¹⁾ Die Ausführungen unter dieser Nr. 66 sind in mehrfacher Hinsicht interessant. Sie zeigen, daß der sich täuscht, der meint, Altertumforschung, Sinn für Geschichte und deren Denkmäler sei Vorrecht unseres Zeitalters. Man beachte den Ausruf Grubers einige Zeilen weiter: „Es wäre wunderbar.“ (sc. Wenn es sich bewahrheiten sollte, daß die Inschrift sich auf Totila und Tasso beziehen). Der Pfarrer bedauert, daß gewisse Steine mit gewissen Inschriften zum Bau von Schweineställen verwendet wurden. Leider gibt es solche Dinge auch heute noch in unsrer denkmalbewußten und -geschützten Zeit. / Ergänzend wird auf die Anm. 11 unten verwiesen. „wirthschaften“ gemeint: siedelten

²⁾ Denkmäler, besser wohl „Steine mit Inschriften“.

³⁾ Gruber war kein Reiter, wie er an einigen Stellen betont. Vermuthlich legte er alle Wege zu Fuß zurück. Die von ihm genannte 3 Stund = ca. 14 km

⁴⁾ gemeint: Unförmigen

⁵⁾ Das Denkmal errichtet

⁶⁾ Name nicht ganz genau zu entziffern.

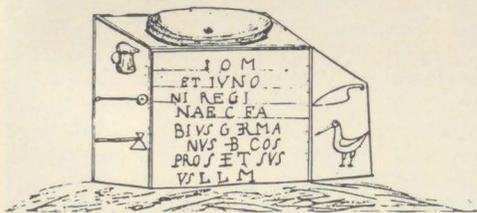
⁷⁾ „Dux“ = Führer, Feldherr, später: Herzog

⁸⁾ Schrifttypen

⁹⁾ Totila — König der Ostgoten 541—552. Mit „Tassel“ meint Gruber wohl den Bayernherzog Tassilo III., verst. nach 794.

Zu Obrigheim wurde nach denen *actis acad. elect. theodor. palat. tom. pag 205*¹⁰⁾ ein Stein gefunden, welcher beweiset, daß Mercur hier einen Tempel hatte.¹¹⁾ Wurde ihm nun da von Dieben oder Ärzten geopfert, das weiß man nicht.¹²⁾ Mitten in dem Dorf sind noch Rudera von einer alten Burg.¹³⁾ Auf dem Schloßchen zu Neubürg¹⁴⁾ sollen viele Inschriften seyn, welche ich aber noch nicht gesehen. Unten sind tiefe weite Gänge, Gewölber in den Berg durch die Kunst eingehauen, welche vermuthlich Überbleibsel von denen zu Neckarelz wohnenden u. 1307 verstörhten Tempelherrn waren.¹⁵⁾

An dem Eingang der Michelskapelle zu Gundelsheim steht in einer Nische rechts des Eingangs in die Kirche ein 4eckigter 5 Fuß hoher etwas schlecht gearbeiteter rother Sandstein von einem Opferstock. Oben ist ein Becken eingehauen. Hinten in dem Becken ein Loch zum Abfluß. Durch mein Zuthun ist die Schrift mit neuem Schwarz überstrichen worden. Hier die Abbildung davon:



Zu Burken¹⁾ $\frac{3}{4}$ St. von Mosbach ist gleich an dem oberen Theil des Orts ein massiv altes zerfallenes Gemäuer, eine Art von Thurm²⁾, in die 15 Fuß hoch. — Allenthalben, wo man in dieser Gegend grabet, findet man 9—12 Schuh unter der Erde Kellerge-

Gruber irrt in der Annahme, der Stein stamme aus einem römischen Tempel in Obrigheim. Ein solcher bestand nie. Woher der Stein stammt, weiß man bis heute nicht. (Vielleicht von dem Tempel in Neckarelz?) — Das Reiß-Museum enthält eine bedeutende Sammlung römerzeitlichen Fundgutes, die ihre Entstehung dem bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts erwachten Interesse des kurpfälzischen Hofes verdankt. Die Betreuung wurde der 1763 gegründeten Kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften übertragen. (Anm. 10)

¹²⁾ Hier die einzige Stelle, an der Gruber geistreich witzelt, was um so höher zu bewerten ist, als er dabei auf seinen eigenen Stand zielt. Merkur war der römische Gott der Kaufleute. Verf. erinnert sich, vom Lateinprofessor oft gehört zu haben: „Gott der Kaufleute und der Diebe“. Daß auch die Ärzte ihn für sich beanspruchen, erfuhr Verf. erstmals hier bei Gruber. An sich ist *Áskulap* der Gott der Ärzte, sowohl bei den Griechen wie bei den Römern.

¹³⁾ rudera, Mehrzahl von rudus = Schutt, Trümmer, Mauerreste. Diese inmitten Obrigheims befindliche Burg ist als Mettlenburg (Mittelburg) urkundlich nachgewiesen und befand sich an der Stelle, an der jetzt die evang. Kirche steht.

¹⁴⁾ Neubürg steht so tatsächlich da, gemeint ist gewiß die Neuburg.

¹⁵⁾ Die tiefen und weiten Gänge, („durch die Kunst eingehauen“ = keine Naturhöhlen) sind nicht bekannt. Ob sie wirklich mit den „Tempelherrn“ (= Templer) zusammenhängen, erscheint fraglich. Gruber schreibt von einer Zerstörung im Jahr 1307, wobei er natürlich nicht die Zerstörung der Templer meint, wie er versehentlich schreibt, sondern die des Tempelhauses.

Er unterliegt hier einem lange Zeit herrschenden Irrtum, der auch uns Gymnasiasten noch in den 20er Jahren von unserem Professor gutgläubig aufgetischt wurde. Es waren in Wahrheit keine Templer (= französische Orden), sondern Johanner, die von 1302 bis 1350 im Tempelhaus residierten.

Von einer Zerstörung anno 1307, von der Gruber schreibt, ist nirgendwo etwas zu finden. Vermutlich muß das Datum der Zerstörung erheblich zurückverlegt werden, da es sich wohl um die Zerstörung des römischen Tempels handeln dürfte, auf dessen Ruinen dann weit später das Tempelhaus erbaut wurde. Das richtige Datum läge demnach bei etwa 260 n. Chr.

¹⁰⁾ Akten der Kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften (mit genauer Angabe von Faszikel und sogar Seite. Sh. dazu Anm. ¹¹⁾ gegen Ende.

¹¹⁾ Dieser Merkurstein befindet sich jetzt im Reiß-Museum in Mannheim. Im Eingangsraum des Rathauses von Obrigheim befindet sich eine Kopie.

¹⁾ Neckarburken, 1 Wegstunde = ca. 4,4 km

²⁾ Gemeint offensichtlich das heute noch zu sehende Westtor (porta principalis sinistra) des (kleineren, östlich vorgelagerten) Numeruskastells. Aus der Maßangabe ersieht man, daß die Mauerreste damals noch erheblich höher als heute waren.

mäuer³⁾, ordentliche Stockmauern, Zimmer u. d. g.. Der Bauer Raster fand 1799 allenfalls ein starkes Schoppen Häfelchen voll fein silberner Heller. Es waren numi bracteati⁴⁾. Ich bekame etwas davon. Auf einigen waren ein Kreuz, auf andren eine Hand. Auf vielen die bayrische Wecken⁵⁾, das Wappen von Köln u. Mainz in einem 3eck gestellt⁶⁾. Schade! da das so schön blau u. roth glasierte Häfelchen ganz . . .⁷⁾ worden. — 1806 fand der Bauer Fiederer⁸⁾ allda einen weisen Sandstein mit etwas eleganter Einfassung. Der Stein ist 4 Schuh hoch 3 Schuh breit u. 3 1/2 Zoll dick. Die Inschrift ist mit aller diplomatischer Genauigkeit folgende:

MINERVAE
 PROSA LUTE
 IMP N Der Stein ist izo zu Neckarelz⁹⁾
 LIBR ARI

Was das Librario heißet, verstehe ich nicht. Eine Möglichkeit ist, daß des typographischen Fehlers des Steinhauers wegen dieser Stein als unbrauchbar hinweggeworfen wurde, haben doch so viele in den Rhein — u. ander Gegenden gefundene Steine etwas fehlerhaftes . . .¹⁰⁾. Wer? weiß, was vor 1000 Jahren geschehen? Izo ist dieser Stein zu Neckarelz.

Bis an diese Stelle gilt, was Gruber am Ende von Nr. 38 bemerkte: Es komme „überhaupt weniger medicinisches“ vor. Ab hier — also ab Nr. 67 — ändert sich dies. Es kommen überwiegend medizinische Betrachtungen und

Berichte, die sich besser für die Veröffentlichung in einer Mediziner-Zeitschrift eignen.

1 Fuß = ca. 30 cm, Höhe des „Turms“ also ca. 4,50 m. Die andere Maßeinheit „Schuh“, die Gruber kurz danach verwendet, war hier nicht gebräuchlich. Vielleicht hat er sie aus der linksrheinischen Pfalz „mitgebracht“. Geht man von den natürlichen Verhältnissen aus, so dürfte der „Schuh“ etwas länger als der „Fuß“ gewesen sein, vielleicht 35 cm. Der später erwähnte Stein hätte also eine Breite von 1,40 m, eine Höhe von 1,05 m und eine Stärke von 15 cm. (Der „Zoll“ war hier gebräuchlich = 10 Zoll = 1 Fuß.)

³⁾ Die „Kellergemäuer“ usw. dürften wohl Teile des Kastellbades sein, das vor nicht allzu langer Zeit freigelegt und konserviert wurde. Ferner des nördlich davon liegenden weiteren Kastellbades, das bis heute noch nicht ausgegraben ist.

⁴⁾ Vergoldete Münzen. (Nummus = Münze. bracteatis (Spätlatein) = vergoldet.)

⁵⁾ Gemeint sind die Wittelsbacher Rauten.

⁶⁾ In einem Dreieck

⁷⁾ Dieses Wort ist nicht eindeutig zu entziffern. Der Sinn des Satzes dürfte dahin gehen, daß die schöne blau-rote Glasur des Gefäßes, in dem die Münzen gefunden wurden, beschädigt o. ä. ist.

⁸⁾ Heute noch kommt in Neckarburken häufig der Name Fütterer vor.

⁹⁾ Leider gibt Gruber nicht an, wo in Neckarelz der Stein sich befinden soll. In dem sehr gründlichen und zuverlässigen „Die Römer in Baden-Württemberg“, Konrad Theiss Verlag, 1976, wird der Stein nirgendwo erwähnt, so daß mit Gewißheit anzunehmen ist, daß er verloren ging.

¹⁰⁾ „librarius“ bedeutet lt. Stowasser „Schreiber“. Es erscheint nicht sicher, ob die Buchstaben LIBR ARI wirklich „librario“ bedeuten, oder ob nicht eine andere Deutung zutrifft. (Libare = ein Trankopfer spenden). Es ist Tatsache, daß derartige steinerne „Fehldrucke“ existieren.

Zur Geschichte des Tauberbischofsheimer Museums und seiner Sammlungen

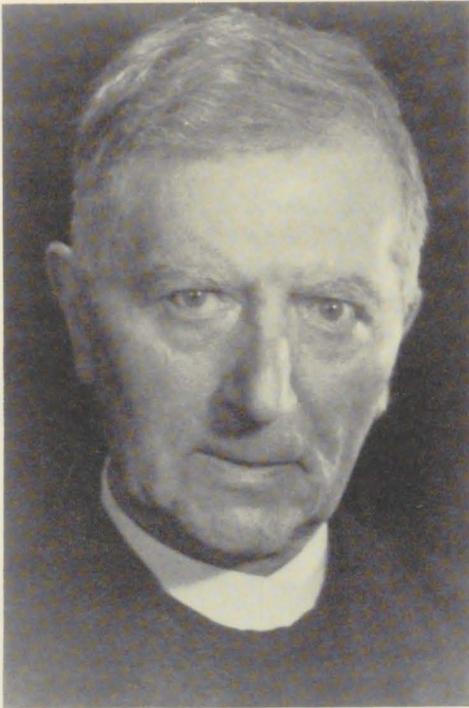
Von Otmar Bischof, Tauberbischofsheim



Das Kurmainzische Schloß mit Tauberfränkischem Heimatmuseum

Das Tauberbischofsheimer Landschaftsmuseum im Kurmainzischen Schloß bietet seit seiner Eröffnung am 5. Juli 1970 dem Besucher ein eindrucksvolles Erlebnis in der Begegnung mit Zeugnissen der Wohnkultur und Arbeitswelt wie auch der religiös-kirchlichen Kunst des tauberfränkischen Raumes

aus vielen Jahrhunderten: Spiegel eines bunt gefächerten Lebens von der Gotik über Renaissance und Barock bis zur Biedermeierzeit des 19. Jahrhunderts. Nicht weniger Interesse findet aber auch eine wohlgeordnete vorgeschichtliche Sammlung mit ihrem durchgehenden Fundmaterial von der um



Gymnasiumsdirektor Dr. Josef Lengle, Begründer des ersten Tauberbischofsheimer Museums

3500 v. Chr. — nach neueren Erkenntnissen um etwa 4600 v. Chr. — beginnenden Jungsteinzeit über Bronze- und Eisenzeit bis hin zur Landnahme der Franken im 6. und 7. Jahrhundert. Endpunkt und Übergang zugleich das kunstgeschichtlich bedeutsame Tauberbischofsheimer Großkapittel, um 810, mit dem die Zeit Karls des Großen erreicht wird, welche für Tauberbischofsheim auch die Zeit der hl. Lioba war. Das Landschaftsmuseum stellt so eine Dokumentation über mehr als 5000 Jahre Siedlungsgeschichte eines Raumes dar, der von der Tauber geformt und von seinen Bewohnern gestaltet wurde, seitdem mit der Jungsteinzeit der Ackerbau Fuß gefaßt hatte.

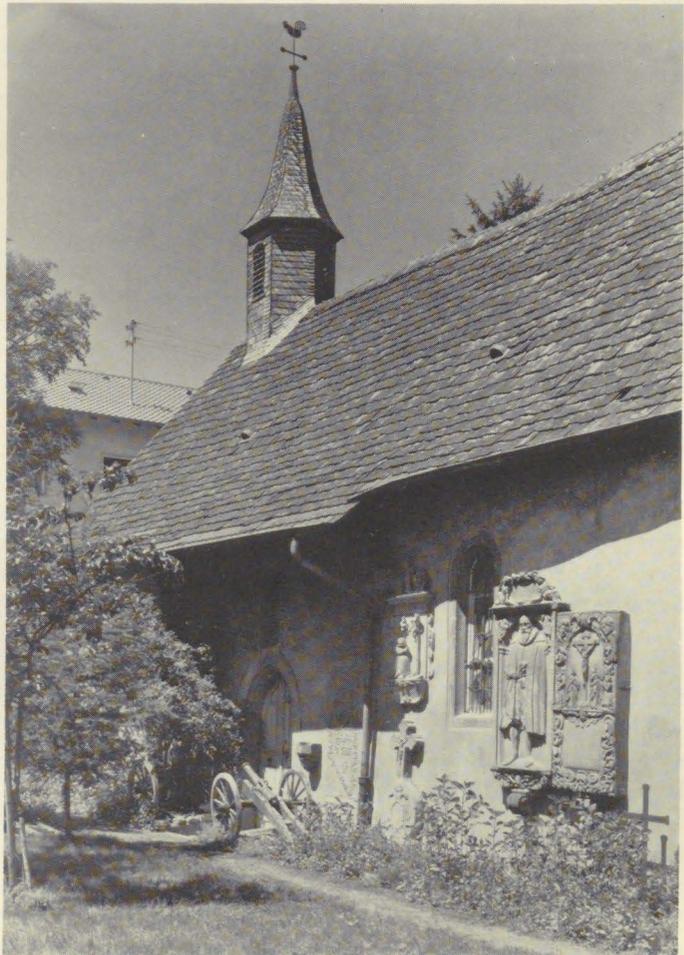
Die Geschichte des Tauberbischofsheimer Museums beginnt aber nicht erst mit der Gründung des Vereins der Tauberfränki-

schen Heimatfreunde e. V. im Jahre 1964 und der Museumseröffnung 1970. Die Wurzeln reichen vielmehr zurück ans Ende des Jahres 1921, als am 26. November auf Anregung des damaligen Gymnasiumsleiters Dr. Josef Lengle der Verschönerungsverein auf seiner Generalversammlung „die Gründung eines Heimatmuseums“ ins Auge faßte und sich in der Hauptversammlung am 12. Februar 1922 den Namen „Bezirksverein für Heimatpflege“ gab. Gleichzeitig wurde eine vorbereitete Vereinsatzung verabschiedet und der Verein am 3. März 1922 in das Vereinsregister beim Amtsgericht eingetragen. Erster Vorsitzender des neuen Vereins wurde Dr. Josef Lengle, Theologe und Altphilologe aus Bruchsal. Zu den besonderen Förderern des Museumsgedankens gehörten außerdem Regierungsrat Schmitt, Rechnungsrat Haas, Lehramtspraktikant Dr. Läufer, Apotheker Dr. Barthels, prakt. Arzt Dr. Borges, Zeichenlehrer Buchegger, Oberpostsekretär Heim und Professor Josef Müller.

Nach der Prüfung mehrerer Vorschläge stellte Dr. Lengle an den Gemeinderat den Antrag, die Peterskapelle als Museumsgebäude zur Verfügung zu stellen, die als ehemalige Friedhofskapelle kirchlich nicht mehr genutzt wurde und städtisches Eigentum war. Schon waren auch erste Sammlungsstücke eingegangen, u. a. von dem Dentisten Ruppert sechs alte Gewehre und eine wertvolle Sammlung von alten Messern und Bestecken und Buchbinder und Buchhändler Konrad Weinig überließ den für Tauberbischofsheim äußerst wertvollen, von Jakob Heinrich Zürner 1792 gefertigten „Grundriß über die Hochfürstlich-Hohenlohische gültbare Güter zu Bischofsheim“. Dieser zeigt das alte Bischofsheim mit seiner mittelalterlichen Stadtmauer, den zweiundzwanzig Türmen und zwei Stadttoren. Mit der Überlassung der Peterskapelle nach Sicherung von Fenstern und Türe als Museumsgebäude stellte auch die Stadt selbst wertvolle Sammlungsstücke zur Verfügung wie die Schutz-

mantelmadonna, um 1450, aus der Sebastianskapelle, das Seraphische Kreuz, nach 1700, aus der ehemaligen Klosterkirche der Franziskaner sowie die beiden Stadtkanonen. So entstand das erste Museum im engsten Zusammenwirken mit der Stadtgemeinde, ohne daß diese freilich im Unterschied zu heute der Träger war. Die Eröffnung erfolgte bereits am 14. Mai 1922 im Beisein von Bürgermeister Schnupp und Oberamtmann Vesenbeckh, Leiter des Bezirksamtes. Auch das Badische Landesmuseum trug 1922 nach der Eröffnung mit Leihgaben zur Aus-

stattung des jungen Museums bei, u. a. mit der leihweisen Überlassung eines gotischen Altarschreins aus Kembach vom Jahre 1505, zweier holzgeschnittener Renaissance-Leuchterengel und weiterer zwei holzgeschnittener, geflügelter Barockengel sowie alter Türschlösser und Beschläge. Aber auch Steinwerkzeuge und einige Funde aus dem 1893 beim Bau der evangelischen Christuskirche aufgedeckten fränkischen Reihengräberfriedhof waren unter den Leihgaben. Das Museum selbst war jeweils sonntags von 11 bis 12 Uhr geöffnet.



*Die 1922 als Heimatmuseum
eingerrichtete Peterskapelle*

Als Direktor Dr. Lengle am 1. Februar 1923 in gleicher Eigenschaft an das Berthold-Gymnasium in Freiburg versetzt wurde, übernahm sein Nachfolger, Gymnasiumsdi- rektor Eduard Rach, ebenfalls Theologe und Philologe, den Vorsitz des Vereins und die Aufgabe des Bezirkspflegers der Kunst- und Altertumsdenkmäler im Amtsbezirk. Er konnte dem Museum eine besondere Note hinzufügen durch die Ergebnisse seiner sehr erfolgreichen Ausgrabungen eines großen Friedhofes von 31 Gräbern aus der Hallstatt- oder älteren Eisenzeit in den Jahren 1923 bis 1925 in der „Wolfstalfur“ auf den Äckern der Bauern Berberich und Hofer. Lehrer und Schüler halfen ihm dabei. Schon 1922 hatte Professor Dr. Wahle, damals noch Privatdo- zent an der Universität Heidelberg, auf Ver- anlassung des Museumsvereins im Gewann „Mosigwald“ einen großen Grabhügel geöff- net, wobei charakteristische Funde der frü- hen Bronzezeit zutage kamen, wie Radna- del, Arm- und Beinspiralen und Halskette aus Bronzedrahtgliedern. Mit den oben er- wähnten Leihgaben des Badischen Landes- museums sowie einigen jungsteinzeitlichen Fundstücken aus der Gärtnerei der Gebrüder Horn — schon 1909 waren dort bei Erweite- rungsarbeiten 7 Hockergräber entdeckt wor- den — und den Ergebnissen der ersten Gra- bung von Dr. Wahle wurde jetzt der Grund- stein einer bedeutsamen vorgeschichtlichen Sammlung gelegt, wie sie zwischen Karls- ruhe und Würzburg einmalig war.

Bevor Direktor Rach am 15. April 1926 Tau- erbischofsheim verließ, um die Leitung des Gymnasiums in Rastatt zu übernehmen, stat- tete er noch seinen Rechenschaftsbericht ab. Die Generalversammlung vom 11. April 1926 wählte daraufhin den Direktor der Real- schule, später Aufbauoberrealschule, Wil- helm Grein zum neuen Vorsitzenden des Be- zirksvereins.

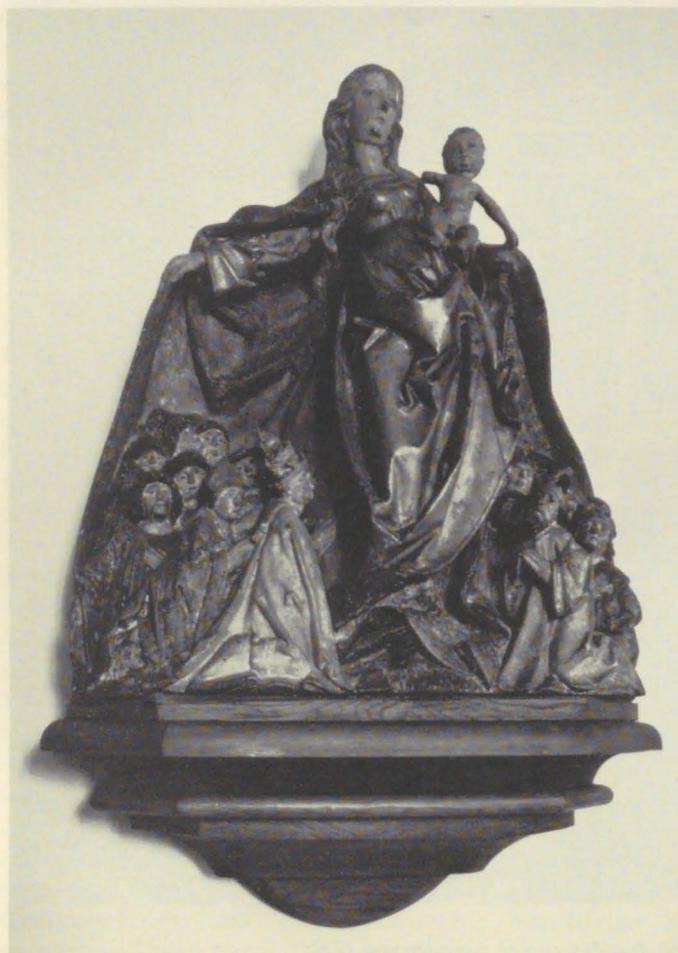
Inzwischen zeigten sich allerdings am Mu- seumsgebäude der Peterskapelle so schwere Gebäudeschäden, daß die Sammlungen ernsthaft gefährdet waren. Die vorgeschicht-

liche Sammlung wurde daher ins Gymnasium und Ende 1929 die übrigen Museumsstücke in einen Raum der Volksschule ausgelagert. Anfang August 1928 hatte der Gemeinderat den Beschluß gefaßt, aus Kostenersparnis- gründen die alte Peterskapelle nicht mehr zu restaurieren: „Für die baufällige Peterska- pelle werden von der Stadt zur Instandset- zung Aufwendungen nicht mehr gemacht“ (7. 8. 1928). Damit wäre alles bislang Er- reichte in Frage gestellt gewesen. In den Kampf um die Erhaltung dieses historischen Gebäudes, das, wie sich später zeigte, z. T. noch in die romanische Zeit zurückreichte, griffen schließlich der kirchliche Konservator Universitätsprofessor Dr. Josef Sauer von Freiburg und das Ministerium des Kultus und Unterrichts, Karlsruhe, ein, wobei der Stadt bitterste Vorwürfe gemacht wurden wegen mangelnder Bereitschaft zur Denk- malspflege und das Ministerium gleichzeitig seine finanzielle Beteiligung an den Restau- rierungskosten mit 50% in Aussicht stellte. Trotz dieser großzügigen Geste von seiten des Staates und trotz des nunmehrigen Be- schlusses des Gemeinderates mit 6 gegen 3 Stimmen, die Peterskirche zu erhalten, schob die Stadtverwaltung die Restaurierung noch einige Zeit vor sich her. Als sich Direktor Grein im April 1931 nach Freiburg versetzen ließ, war die Instandsetzung endlich in Gang gekommen, die Neueinrichtung der Peters- kapelle als Museum aber blieb seinem Nach- folger Stadtpfarrer Erich Weick vorbehalten. Immerhin erinnert neben dem erfolgreichen Kampf um die Erhaltung der Peterskapelle der Erwerb zweier schöngeschnitzter Faßriegel aus dem ehemaligen Abendanzschen Weinhändlerhaus in Distelhausen an Direk- tor Grein als dritten Museumsleiter.

Hier stellt sich nun die Frage, was inzwi- schen aus dem Bezirksverein für Heimat- pflege geworden war und ob die Übertra- gung von Amt und Aufgabe an Stadtpfarrer Erich Weick durch eine Mitgliederversamm- lung erfolgte. Darüber erfahren wir im Ge- gensatz zu früheren Vorgängen nichts aus

der Presse. Am 21. April 1931 bringt der Tauber- und Frankenbote eine ausführliche Würdigung von Direktor Grein anlässlich seines Weggangs nach Freiburg, bei der auch seine Verdienste um die Heimatpflege angesprochen werden und daß in Stadtpfarrer Weick „eine würdige Kraft als Nachfolger auf diesem Posten gefunden worden“ sei. Als Direktor Grein Ende 1929 die erwähnten zwei Faßriegel für das Museum erwarb, hatte er auf dem Wege des schriftlichen Umlaufs die Zustimmung von Professor J. Müller, Oberregierungsrat Schmitt, Apotheker

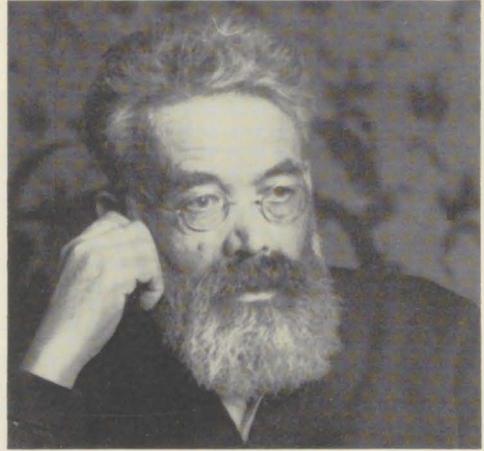
Dr. Barthels, Bürgermeister Diebold, Redakteur Kiefer, Weinhändler Max Rincker, Spitalverwalter Schauber, Landrat Vesenbeckh und Professor Weingärtner eingeholt. Sie werden es wohl auch gewesen sein, die bei Greins Wegzug Stadtpfarrer Weick mit der Aufgabe des Vereinsvorsitzenden und des Museumsleiters beauftragten, ohne daß eine Mitgliederversammlung einberufen worden war und ein entsprechender Eintrag im Vereinsregister erfolgte. Denn als das Amtsgericht mit Schreiben vom 2. Dezember 1937 beim Bürgermeister anfragte, ob der Bezirks-



*Schutzmantelmadonna,
um 1450*

verein für Heimatpflege noch bestehe, da seit 1924 entgegen den Statuten keine Eintragungen mehr über Änderungen im Vorstand erfolgt seien, antwortete Bürgermeister Vollrath mit Datum vom 23. Juli 1938: „Soweit diesseits bekannt, besteht der Bezirksverein für Heimatpflege noch. Leiter des Vereins ist meines Wissens Stadtpfarrer Erich Weick hier.“ Auffallend die Vagheit dieser Auskunft und noch auffallender, daß Stadtpfarrer Weick selbst auf die gleiche Anfrage von seiten des Amtsgerichts in seinem Antwortschreiben das Bestehen des Bezirksvereins mit keinem Wort bestätigt, sondern auf einen Erlaß des Ministers des Kultus und Unterrichts vom 8. Mai 1937 verweist, wonach der für Heimatmuseen zu bildende Museumsrat berufen worden sei mit dem Bürgermeister als Vorsitzendem, dem Landrat, dem Bezirkspfleger und den Leitern der Schulen als Mitgliedern. Faktisch gab es also zu diesem Zeitpunkt keine Aktivitäten des Bezirksvereins für Heimatpflege mehr. So wurde er schließlich mit Datum vom 14. Oktober 1953 zur Bereinigung des Vereinsregisters „von amtswegen“ gelöscht.

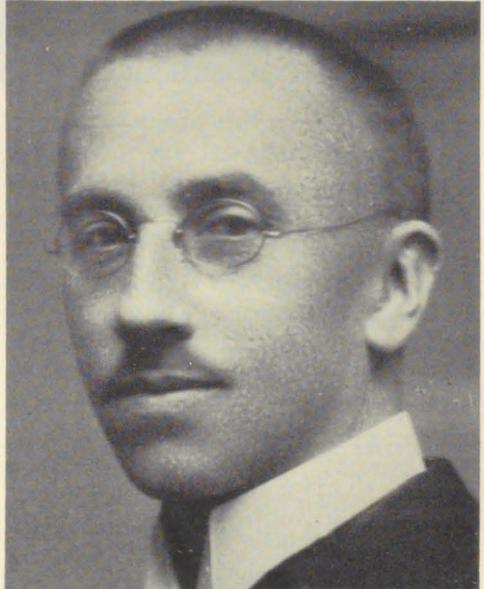
Dennoch stellt die Zeit von Stadtpfarrer Weick einen Höhepunkt in der Tauberbischofsheimer Museumsgeschichte dar. Am Sonntag, 17. Juli 1932, konnte das Museum in der restaurierten Peterskapelle wieder eröffnet werden vor einem Kreis „geladener besonders interessierter Personen“, wie es im Zeitungsbericht heißt, also nicht vor den Mitgliedern des früheren Bezirksvereins für Heimatpflege. Unter den Museumsbeständen neu waren in der Abteilung „fränkisch-kirchliche Kunst“ die beiden großen Holzfiguren „Christus am Ölberg“ und „Kreuztragender Christus“, um 1750, die man auf dem Speicher der Kinderschule gefunden hatte. Erwähnt werden im damaligen Bericht der Zeitung auch die Holzplastik „Mariä Krönung“ und zwei Engel in Hochbarock. Einen besonderen Anziehungspunkt bedeuten die neu aufgestellten vorgeschichtlichen Funde, wobei Professor Dr. Ernst Wahle von Hei-



Gymnasiumsdirektor Eduard Rach

delberg die Neuordnung fachmännisch besorgt hatte. Diese Abteilung zeigte Fundgut von der Jungsteinzeit und der Bronzezeit (Wahle), von der Hallstattzeit (Rach) und der Latènezeit (Weick) bis zur Merowingerzeit.

Auch Stadtpfarrer Erich Weick war zum erfolgreichen Ausgräber geworden, als beim Anlegen des heute nicht mehr existierenden



Direktor Wilhelm Grein



*Stadtpfarrer Erich Weick
und die 1932 neugeordnete
vorgeschichtliche Sammlung
(Ausschnitt)*

Sportplatzes an der Würzburger Straße für die katholische Sportjugend DJK im Jahre 1932 Reste einer ehemaligen keltischen Wohnsiedlung mit fünf hallstattzeitlichen und einer latènezeitlichen Herdstelle zutage kamen. Letztere gehörte der jüngeren Latènezeit an, aus der bis dahin noch keine Fundstücke vorhanden gewesen waren. Stadtpfarrer Weick war sehr stolz auf sein Museum, in das er auch erhebliche eigene Mittel investiert hatte, auch wenn noch nicht alle Sammlungsstücke so aufbereitet waren, daß sie zur Ausstellung gebracht werden konnten. In seinem Nachruf für Stadtpfarrer

Weick, der am 5. 5. 1946 verstarb, schreibt Professor Wahle: „... so ist das Museum in seiner heutigen Gestalt auch in finanzieller Hinsicht weitgehend das Werk des Dahingegangenen. Für Tausende ist es ein Erlebnis geworden, von ihm durch diese Sammlung geführt zu werden. Eine vortreffliche Kenntnis des Bezirks, ein weitreichendes, in einigen Auslandsreisen vertieftes Wissen und eine pädagogische Begabung vereinigten sich bei ihm in glücklicher Weise.“

Im Jahre 1947 richtete das Landesamt für Ur- und Frühgeschichte in Sorge um den Fortbestand des Museums und wegen eines

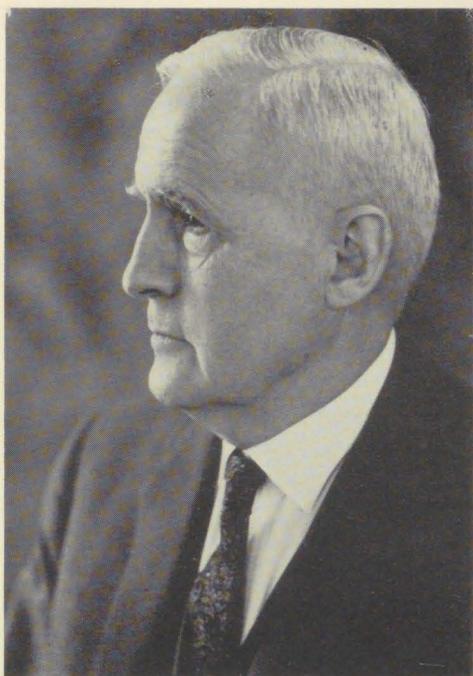
Nachfolgers für den verstorbenen Stadtpfarrer Weick ein Schreiben an den Bürgermeister der Stadt Tauberbischofsheim, in welchem es seinerseits feststellte: „Die Unterbringung des Heimatmuseums Tauberbischofsheim in der St. Peterskapelle konnte tatsächlich als ideal bezeichnet werden.“ Aber erst 1948 wurde in Studienrat Hugo Stang ein Nachfolger gefunden, womit das fast zweijährige Vakuum in der Museumsleitung zu Ende ging.

Die Meinung des neuen Museumsleiters über die Peterskapelle als Museumsgebäude deckte sich allerdings nicht mit der des Landesamtes, wie einem Brief Anfang 1952 an die Stadt wegen Neuaufstellung des Heimatmuseums zu entnehmen ist. Stang schreibt darin, daß „die Peterskapelle wegen ihrer Feuchtigkeit und den sehr schlechten Lichtverhältnissen denkbar ungeeignet ist. Vor allem fehlt es an Raum für die Neuaufstellung von Glasschränken. Seit vielen Jahren müssen sämtliche Funde und sonstige Neuzugänge in Kisten verpackt werden, da keine Möglichkeit für eine Aufstellung besteht.“ Sein erklärtes Ziel war es daher, wenigstens für die vor- und frühgeschichtliche Sammlung im Schloß eine Neuaufstellung zu erreichen. Diese Sammlung lag Studienrat Stang besonders am Herzen, hatte er doch schon als Schüler an den Ausgrabungen von Direktor Rach teilgenommen. Im Jahre 1949 zum ehrenamtlichen Bezirkspfleger für die Bodendenkmäler ernannt, hatte er selbst ebenfalls zahlreiche vorgeschichtliche Funde verschiedener Epochen geborgen, die im Rahmen der beginnenden großen Bautätigkeit nach dem Zweiten Weltkrieg zutage traten, u. a. in Gerlachsheim, Königshofen, Kulsheim, Dittwar, aber auch in den Neubaugebieten der Stadt Tauberbischofsheim, so an der Hochhäuserstraße, in der „Schlacht“ oder im Gewann „Krautgärten“. Mit Hilfe des Landesdenkmalamtes Karlsruhe konnten schließlich über den Werbefunk die Mittel für die Neuaufstellung beschafft und sechs Vitrinen bei einer örtlichen Schreinerei in

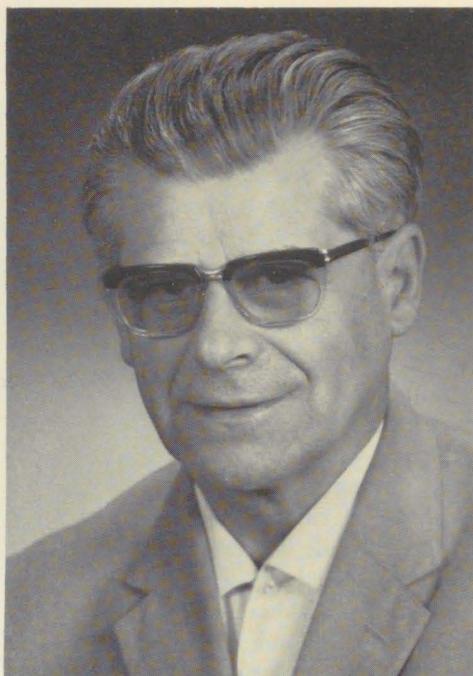


Mariä Krönung, spätgotisch

Auftrag gegeben werden. Mit fachlicher Unterstützung von Dr. Albrecht Dauber vom Staatl. Amt für Denkmalpflege, Karlsruhe, Abteilung Ur- und Frühgeschichte und mit Zustimmung des Gemeinderates wurde 1954 im Blick auf das bevorstehende Stadtjubiläum eine vorläufige Aufstellung der vorgeschichtlichen Sammlung auf der oberen Diele des Kurmainzischen Schlosses vorgenommen. Dies war ein erster Schritt in Richtung auf das Ziel, das ganze Schloß zu einem Museum zu machen. Die Verwirklichung dieses Schloßmuseums ließ allerdings noch viele Jahre auf sich warten, während die alte Peterskapelle von nun an geschlossen blieb. Zum großen Stadtjubiläum anlässlich der 1200-Jahrfeier 1955 erschien als Gemein-



Professor Dr. Ernst Wable, Heidelberg



Studienrat Hugo Stang

schaftswerk von Studienrat H. Stang, Stadtpfarrer A. Ullrich, Studienrat W. Ogiermann und Redakteur A. Haun eine Stadtgeschichte. Der Beitrag von Hugo Stang behandelt „Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung der Gemarkung Tauberbischofsheim und des Landkreises“. Dies war die erste große zusammenfassende Besiedlungsgeschichte des Landkreises Tauberbischofsheim, bei der alle bis dahin bekannten Funde mit einbezogen wurden. Eine im wahrsten Sinne exemplarische Arbeit, die auch heute noch zu den wissenschaftlichen Grundlagen der vorgeschichtlichen Sammlung im Kurmainzischen Schloß gehört.

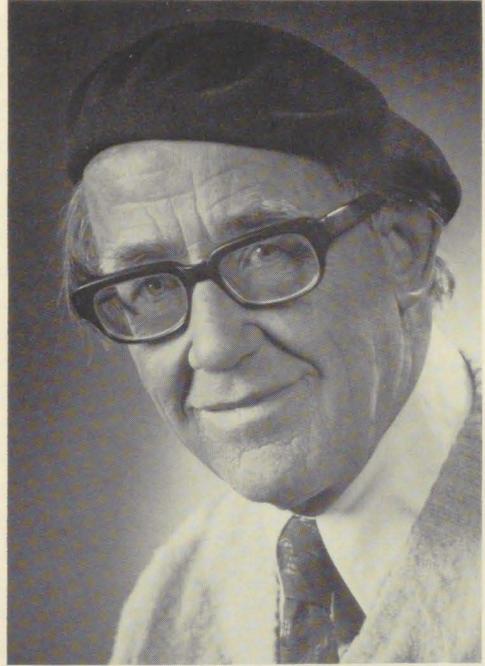
Im Jahre 1949, am 17. Januar, hatte man auch mit der Gründung eines neuen Museumsvereins einen hoffnungsvollen Schritt getan. Den Vorsitz der „Gesellschaft für Heimatpflege“ als Nachfolgeverein des ehe-

maligen Bezirksvereins für Heimatpflege übernahm Studienrat Stang. Eine Satzung wurde ausgearbeitet — aber dann unterblieb doch der Eintrag ins Vereinsregister mit der Verpflichtung eines eingetragenen Vereins zur Jahresversammlung, Rechnungslegung, Wahl eines Vorstandes in regelmäßigen Abständen, aber auch mit dem Recht, das alte Vereinsvermögen zu übernehmen und staatliche Zuschüsse zu erhalten. Damit war die Zukunft der Gesellschaft für Heimatpflege von Anfang an in Frage gestellt, und als das große Stadtjubiläum vorüber war, war es mehr oder weniger mit ihr auch zu Ende.

Zum 31. Dezember 1957 zog sich Studienrat Stang aus gesundheitlichen und beruflichen Gründen von der Museumsarbeit zurück und gab das Amt des Bezirkspflegers auf. Gleichzeitig übertrug er in einem persönlichen Akt die Leitung des Museums und den Vorsitz



Amtsgerichtsdirektor Dr. Otto H. Chrestin



Amtsinspektor Hugo Pahl

der Gesellschaft für Heimatpflege an Verwaltungsinspektor Hugo Pahl und teilte diese Entscheidung in einem Brief vom 18. Dezember dem Bürgermeister mit.

Hugo Pahl, der als Gründungsmitglied der Gesellschaft für Heimatpflege angehörte, war in einer vergleichbaren Situation wie ehemals Direktor Grein. Da das Schloß nach wie vor noch anderen Zwecken dienen mußte, erstreckte sich seine Tätigkeit als neuer und auch von der Stadtverwaltung akzeptierter Museumsleiter darauf, bewußt in der Stille die Museumsbestände zu mehren. Und dies geschah mit deutlichem Erfolg, u. a. durch den Erwerb von mehreren Portraits Würzburger Domherren aus ehemals Zobelschem Besitz und der qualitätvollen hölzernen Barockplastik des hl. Josef von der Fassade der Kirche von Ilmspan; die beiden anderen zugehörigen Holzplastiken des

hl. Michael und der hl. Anna Selbdritt kamen erst später ins Museum. Neben zahlreichen bäuerlichen Gerätschaften ist auch der Erwerb der Pfeifensammlung von Straßenbaumeister B. Wörner sein Verdienst. Aber auch die vorgeschichtliche Sammlung erfuhr durch ihn weitere Mehrung der Bestände und die schon 1922 begründete Museumsbibliothek bedeutenden Zuwachs.

Als sich schließlich das Freiwerden des Kurmainzischen Schlosses abzeichnete und damit die Neugestaltung des Tauberbischofsheimer Museums von Grund auf Realität werden konnte, bedurfte es einer tragfähigen Organisation. Stadtverwaltung und Landratsamt nahmen auf Drängen von Amtsgerichtsdirektor Dr. Otto H. Chrestin und Hauptkonservator Dr. Albrecht Dauber vom Landesdenkmalsamt Karlsruhe die entscheidenden Gespräche auf, die am 23. Januar



Kreisbaumeister Wilhelm Wamser

1964 zur Gründung des „Verein Tauberfränkische Heimatfreunde e. V.“ führten. Vorsitzender des neuen Heimat- und Museumsvereins wurde Dr. Chrestin, der als Nachlaßverwalter des verstorbenen Stadtpfarrers Erich Weick schon mit dem Tauberbischofsheimer Museum in Berührung gekommen war und dessen fachkundigen Rat auch Hugo Pahl bei Erwerbungen für das Museum einzuholen pflegte.

Amtsgerichtsdirektor Dr. Otto Heinrich Chrestin, 1907 in Gadebusch in Mecklenburg geboren und in Schwerin aufgewachsen, wurde am Ende des Zweiten Weltkrieges nach Süddeutschland verschlagen, wo er sofort in den nordbadischen Justizdienst als Richter übernommen wurde mit Hauptsitz in Tauberbischofsheim. Schon als Bub wollte er einmal Museumsdirektor werden, und als Schüler erhielt er Malunterricht bei dem da-

mals bekannten Landschaftsmaler Hermann Koenemann in Schwerin. Dr. Chrestin war ein hervorragender Kenner von Stilmöbel und besaß neben seiner künstlerischen Begabung auch große manuelle Geschicklichkeit, so daß er viele der aufgestellten Möbel selbst aufarbeitete. Als Sammler von Uhren, Zinn und Porzellan hat er zahlreiche wertvolle Sammlungsstücke als Leihgaben dem Museum zur Verfügung gestellt und diese dann bei seinem Tod Weihnachten 1984 testamentarisch dem Museum und der Stadt Tauberbischofsheim vermacht. Dazu gehören u. a. ein Renaissance-Halbschrank und ein frühbarocker Schrank, ehemals Zobelscher Besitz, eine prachtvolle Barockstanduhr mit Barocktisch, Barockstühlen und zweischübiger eichener Barockkommode, aber auch zwei imposante Kuhschwanzpendeluhren, mit querstehendem eisernem Räderwerk und mit hölzernem Räderwerk, sowie eine große Konsolenuhr im Louis-Seize-Stil, von Chronos (Kronos), dem Gott der Zeit bekrönt. Seine Gattin, Frau Dr. med. Gunhild Chrestin, die stets aktiven Anteil an der Museumsgestaltung nahm, erweiterte die Liste der Geschenke bei Auflösung ihrer Tauberbischofsheimer Wohnung mit weiteren, sehr wertvollen Geschenken.

Wenn die Besucher immer wieder von der Atmosphäre des Tauberbischofsheimer Landschaftsmuseums beeindruckt sind, dann ist dies dem Spürsinn seines sensiblen Museumsgründers zu verdanken, der den einzelnen Gegenständen ihren Platz anwies, als ob sie ihn schon immer so innegehabt hätten, und diese zugleich in vielfache Beziehungen zu einander setzte — ein Museum, das nicht ermüdet, sondern zu vielfachem Verweilen einlädt. Dr. Chrestin ist es gelungen, diesem Museum seinen unverwechselbaren Stempel aufzudrücken.

Neben Dr. Chrestin müssen aber noch zwei andere Männer genannt werden, die Entscheidendes zur Gestaltung des Tauberbischofsheimer Museums beigetragen haben. Kreisbaumeister Wilhelm Wamser war es,



Hauptkonservator Dr. Albrecht Dauber, Karlsruhe

der als Architekt das mittelalterliche Gebäude zunächst einmal exakt aufnahm und für seine neue Aufgabe richtete. Der unteren Diele verlieh er einen besonderen Akzent durch den Einbau des von einem Meerweibchen, um 1600, bekrönten Brunnens und der sechs als Türken und Römer gestalteten Kragsteine, beides vom ehemaligen Templershaus östlich der Stadtkirche St. Martin. Aber auch der Einbau der Rokoko-Stuckdecke mit Jagdfries, um 1750, aus dem 1957 abgerissenen Riedernhof in der bürgerlichen Wohnstube (EG) oder der Holzlamperie mit den zwei Rokoko-Türflügeln und dem Rokoko-Kamin von einem der Ortssanierung zum Opfer gefallenem Weinhändlerhaus zu Königshofen im Barockzimmer (OG) und der Entwurf der Wappenleuchten auf der oberen Diele ist sein Werk. Außerdem entwarf er die Vitrinen für die Vor- und Frühgeschichte und machte als Bezirkspfleger mit der Bergung eines Elbgermanischen Geschirrdepots, um 50 v. Chr., an der Bonifa-



Elbgermanisches Geschirrdepot aus Tauberbischofsheim, um 50 v. Chr.

tiusstraße einen wissenschaftlich außerordentlich bedeutsamen Fund. Dadurch konnte die früheste Anwesenheit von Germanen im Taubertal bislang nachgewiesen werden. Einen wichtigen Beitrag stellt auch seine Abhandlung im Museumsführer über „Die Baugeschichte des Bischofsheimer Schlosses und der alten Hofstatt“ dar.

Hauptkonservator Dr. Albrecht Dauber ist es schließlich gewesen, der die Konzeption für die auf vier Räume verteilte vor- und frühgeschichtliche Sammlung entwarf und durch-

führte. Durch erfolgreiche Grabungen in Tauberbischofsheim konnte er ebenfalls zur Abrundung der äußerst pädagogisch angelegten Sammlung beitragen, die nicht nur interessierte Erwachsene anzieht, sondern auch die Fantasie der Schüler beflügelt, wenn sie nach dem ersten Geschichtsunterricht mit ihrem Lehrer zur Überprüfung ihrer Kenntnisse am Original ins Museum kommen.

Alle drei am Aufbau und der Gestaltung des Tauberfränkischen Landschaftsmuseums maßgeblich Beteiligten wurden für ihre Lei-



*Oberstudiendirektor
Otmar Bischof*



Großer Saal mit Zimmerschem Lageplan, Möbel im Louis-Seize-Stil und Porträtbildern der Familien Harrich und Rincker

stung mit der goldenen Ehrenmedaille der Stadt Tauberbischofsheim ausgezeichnet, Dr. Otto H. Chrestin darüber hinaus mit der Verleihung der Ehrenbürgerwürde.

Im Frühjahr 1979 sah sich Dr. O. H. Chrestin aus gesundheitlichen Gründen gezwungen, Museumsleitung und Amt des Vereinsvorsitzenden abzugeben. In der Mitgliederversammlung vom 23. März wurde sein bisheriger Stellvertreter Oberstudiendirektor Otmar Bischof als Nachfolger gewählt und Stadtarchivar Hans W. Siegel zum 2. Vorsitzenden. Dr. Chrestin, zum Ehrenvorsitzenden ernannt, blieb dem Museum bis zu seinem Tode 1984 aufs engste verbunden, sein erfahrener Rat war bis zuletzt gerne gefragt. In der Folgezeit erfuhr das Museum Ergänzungen u. a. durch die Aufstellung zweier Münzsammlungen, deren Bestände zum größten Teil schon aus der Zeit des Vorgängermuseums stammten. Den Anstoß dazu gab ein unter dem Mainzer Kurfürsten Adolf I. von Nassau, 1371—1390, in Tauberbischofsheim geprägter Silberpfennig, den die Sparkasse Tauberbischofsheim auf einer Auktion erworben und 1983 dem Museum einschließlich einer Münzvitrine übereignete. Die römische Münzsammlung wurde von Herrn Gerhard Hieronymus aufbereitet und zeigt Münzen der römischen Kaiserzeit von Augustus bis Theodosius I., d. h. von der Gründung des Kaiserreiches bis zu dessen Teilung im Jahre 395 n. Chr. Die zweite Münzsammlung mit Münzen aus der Zeit des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation präsentiert zum einen Münzen aus dem Erzbistum Mainz, zu dem Tauberbischofsheim wohl schon seit der Zeit des hl. Bonifatius gehörte, auch wenn es, in späterer Zeit an die Staufer verpfändet, erst 1237 endgültig zum Kurfürstentum Mainz zurückkehrte und bis zur Säkularisation 1803 dort verblieb. Aber auch Würzburger Münzen machen einen beachtlichen Teil dieser zweiten Münzsammlung aus, die von dem aus Tauberbischofsheim stammenden Numismatiker Philipp Hügel geordnet

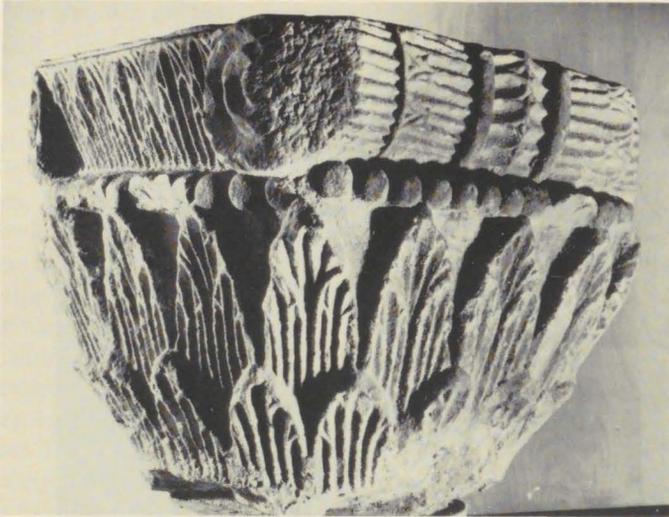
wurde und deren älteste Münzen als Leihgabe der Gemeinde Krensheim aus der Regierungszeit des Bischofs Otto I. von Lobdeburg, 1207—1223, stammen.

Zur Soiree im November 1979 hatte endlich auch die schon erwähnte Tauberbischofsheimer Schutzmantelmadonna, um 1450, Werk eines fränkischen Bildhauers, vom Pfarrhaus ins Museum zurückgefunden. Dazu gesellten sich als Leihgabe der Pfarrgemeinde Distelhausen 1984 zwei spätgotische „Krippenfiguren“, Hochreliefs einer knienden Maria und eines hl. Josef, um 1450, die neben dem Kapellenerker ihren gesicherten Platz gefunden haben. Im gleichen Jahr schenkte auch Herr Otto Harrich, Bad Reichenhall, Nachkomme des letzten Mainzer Amtsvogts und Stadtschultheissen zu Tauberbischofsheim Josef Anton Harrich, 1782—1803, dem Museum sieben Ölporträts von Mitgliedern der Familien Harrich und Rincker aus der Zeit von 1750 bis 1870, welche jetzt, was Haartracht und Kleidung anbelangt, das Pendant zum Stilmöbel des großen Saales bilden.

Kunstwerke eigener Art stellen die beiden Tafelbilder der „Kreuztragung“ und der „Kreuzigung“ des Tauberbischofsheimer Grünewaldaltars dar, Kopien, die 1984 und 1985 durch den Kunstmaler Matthias Hickel im Auftrag des Vereins der Tauberfränkischen Heimatfreunde in Originalgröße und in der Maltechnik Grünewalds für die Schloßdiele geschaffen wurden. Die Originale hatte der Katholische Stiftungsrat unter Vorsitz von Stadtpfarrer Freidhof und Bürgermeister Alois Kachel im Jahre 1900 an die Großherzogliche Kunsthalle in Karlsruhe für 40 000 Mark verkauft zur Beschaffung von Geldmitteln für den geplanten Neubau der Stadtkirche St. Martin. Für Kunstfahrten durch das Taubertal gewinnen diese beiden in Karlsruhe neben den Originalen entstandenen Kopien zunehmend Interesse, nicht zuletzt im Hinblick auf das Grünewald-Originalbild der Madonna von Stuppach bei Bad Mergentheim.



Obere Diele des Kurmainzischen Schlosses mit den beiden Grünewald-Kopien



*Tauberbischofsheimer Kapitell,
um 810, karolingisch.
Höhe 76 cm,
obere Breite 90 cm,
unterer Durchmesser ca. 56 cm*

Auch die Museumsbibliothek, in ihren Anfängen noch in die Zeit des Verschönerungsvereins und in das Gründungsjahr 1922 zurückreichend und jüngst bereichert durch die Überlassung des gesamten dichterischen Werkes des aus Gissigheim stammenden fränkischen Dichters Wilhelm Weigand (1862—1949) durch Pfarrer i. R. Franz Gehrig, erhielt 1986 im Turmzimmer eine neue Heimat und erfuhr eine Neuaufstellung. Mit ihren ca. 800 Büchern enthält sie in etwa die gesamte heimatgeschichtliche Literatur von Tauberbischofsheim und Umgebung.

Erwähnt sei schließlich noch die Schriftenreihe des Museumsvereins betreut von OStD O. Bischof mit bislang 5 Titeln: „Die süddeutschen Staaten im Krieg von 1866 und die Gefechte im Taubergrund“ von Dr. Ernst Clotz (1966), „Das Tauberbischofsheimer Kapitell lüftet sein Geheimnis“ von Otmar Bischof mit Beiträgen von Jochen Lepper und Rolf Eigenfeld (1970), „Das Kurmainzische Schloß“ (Museumsführer) von Otmar Bischof, Wilhelm Wamser, Otto H. Chrestin und Ludwig Wamser (1974, 1987), „Die mittelalterlichen Dorfkirchen im Frankenland“ von Wolfgang Müller (1978), „Zwischen

Tag und Dunkel — Sagen und Geschichten aus dem Taubergrund“ von Hans W. Siegel mit Holzschnitten von Hugo Pahl (1982, 1983).

Ein wesentliches Stück der Aktivitäten des Vereins der Tauberfränkischen Heimatfreunde stellen außerdem seit Beginn die jährlichen zwei Museumsfahrten im Frühjahr und im Herbst dar, ferner die Vortragsveranstaltungen anlässlich der Mitgliederversammlung und bei der Soiree zum Ende der Museumssaison sowie die monatlichen Treffen von Stadtarchivar H. W. Siegel. Ein ehrenamtlicher Museumsdienst, dem z. Z. 25 Damen und Herren angehören, sorgt dafür, daß jeweils von Ostern bis Allerheiligen das Tauberbischofsheimer Museum der Öffentlichkeit zugänglich ist und daß die Mittel für die erforderlichen Maßnahmen aufgebracht werden können. Auf diese Weise konnten auch die beiden Kopien des Tauberbischofsheimer Grünewaldaltares beschafft werden.

Für die bereitwillige Beschaffung von Unterlagen für diese Darstellung dankt der Verfasser Herrn Stadtarchivar H. W. Siegel.

Vom „Blecker“, „Kröten“ und „Strumpfkappen“

Fränkischer Volkshumor in Ortsneckereien

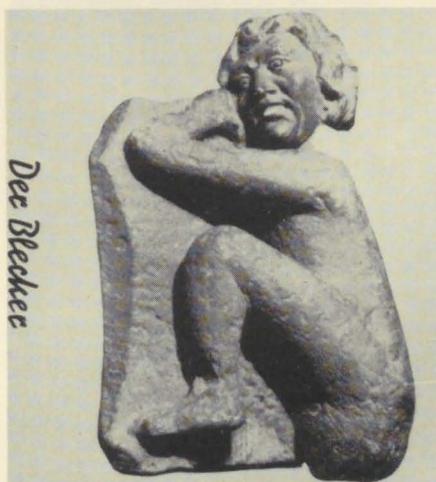
Gernot Umminger, Emmendingen

Der Alemanne Emil Baader trat seine erste Unterlehrerstelle in Bretzingen im badischen Frankenland an und wußte, daß er jetzt in „Badisch-Sibirien“ gelandet war. „Do hinne im Hinnerland, wo sich Fuchs un Has gud Nacht sage“! Aber wie wuchs dem Schwarzwälder das badische Frankenland, Odenwald, Bauland und Taubergrund, als zweite Heimat zu. Hier wurde der Grundstein gelegt für den späteren „Stuben-Baader“ der „Badischen Heimat“. „Badisch-Sibirien“ und „Stuben-Baader“ sollen der Ausgangspunkt für unseren kleinen volkssprachlichen Necknamenausflug in Odenwald, Bauland und Taubergrund sein.

„Gänschmauserland“ werden der badische Odenwald und das Bauland¹⁾ neben „Badisch-Sibirien“ von den alemannischen Oberländern und den rheinfränkischen Pfälzern genannt. Bei dieser volkssprachlichen Necknamenwortung spielt gerade die Aussprache aller aus- und inlautenden „s“ als „sch“ mit der beispielhaften Zusammenstellung von „Gäsen“ und „Mäusen“ die Hauptrolle. „Die Sprache der badischen Hinterländer wird durch gewisse Mundarten charakterisiert, die für s ein ‚sch‘, für tz ein ‚tsch‘ eintreten lassen...“ schrieb O. Heilig 1906²⁾ und B. Kahle betonte 1908: „Den ganzen Odenwald nennt man das ‚Gänsseckelland‘, nach anderer Angabe trägt nur der badische Odenwald und das Bauland diesen Namen, oder sie werden auch das ‚Gänschmauserland‘ genannt, wohl mit Anspielung auf die Aussprache des ‚s‘.“³⁾

Neben dem durch sprachlichen Spott⁴⁾ bedingten „Gänschmauserland“⁵⁾ nennt

B. Kahle noch das „Gänsseckelland“⁶⁾ und der gebürtige Ostfranke und „Hinterländer“ J. Künzig bringt auch noch das „Gänschriemeland“⁷⁾. Diesen ganzen regionalen Necknamenkomplex wollen wir mit K. Hofmann abschließen: „Solche Namen geringschätziger oder gar beleidigender Art im Munde des Pfälzers oder Oberländers sind: ‚Hinterland‘, ‚Badisch-Sibirien‘, ‚Gänschmauserland‘, ‚Gänssäckelland‘ und ‚Buchfinkenland‘. Alle diese Ausdrücke sind erst im 19. Jahrhundert entstanden, seitdem das Frankenland dem Großherzogtum Baden einverleibt ist; sie bilden somit das Freundschaftsgeschenk das die alemannischen Altbadner und rheinfränkischen Pfälzer ihren



Das Wahrzeichen von Buchen: „Der Blecker“

neuen Volksgenossen im Norden Badens, den Ostfranken, dargebracht haben. Die Benennung ‚Hinterland‘ ist in der Pfalz in der Gegend von Mannheim und Heidelberg zuerst aufgekommen . . . Der Ausdruck ‚Hinterland‘, wenn auch ohne irgend welchen Beigeschmack, tritt auch in der neueren badischen Literatur auf, wie bei Hesselbacher⁸⁾: ‚Silhouetten badischer Dichter‘ (Seite 2). Der letztere meint sogar, ‚daß der Neckartäler Franke den ‚Gänschmauscher‘ des badischen Hinterlandes . . . wie eine fremde Rasse mit seinem Volkswitz karikiert‘. . . Der Spitzname ist weiter nichts als eine Kasernenhofblüte der gewöhnlichsten Art; er entstand erst in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als die Rekruten des badischen Frankenlandes in den Garnisonen Heidelberg, Mannheim, Bruchsal und Karlsruhe mit den Pfälzern und Alemannen zusammenkamen. Durch eine Zusammensetzung der beiden im Munde des Ostfranken dem Ohr des Pfälzers auffallend erscheinenden Tiernamen ‚Gänsch‘ (= Gänse) und ‚Mausch‘ (= Maus) nannte der rheinfränkische Pfälzer seinen ostfränkischen Bruder einen ‚Gänsch-Mauscher‘ d. h. einen, der statt Gäns und Maus ‚Gänsch‘ und ‚Mausch‘ spricht. Eine Weiterbildung dieses Wortes ist der Ausdruck ‚Gänsch-Mauscherland‘, der zur nämlichen Zeit, aus dem gleichen Anlaß, auf demselben Boden gedieh . . .“⁹⁾

Mit dem „Buchfinkenland“ kommen wir jetzt in die Heimat des „Bleckers“.

„An den Waldreichtum knüpft die Bezeichnung ‚Buchfinkenland‘ an. Das Wort ist wohl in der Kaserne entstanden, wo man vor einigen Jahrzehnten die Leute aus Buchen und Umgebung als aus dem ‚Buchfinkenland‘ stammend bezeichnete . . .“¹⁰⁾ Nun, die Stadt Buchen — der Name ist vereinfacht aus Buch-heim und bedeutet „Heim im Buchwald“ — liegt in der geologischen Übergangszone vom Buntsandsteinodenwald zum Muschelkalk des Baulandes. „Eine Linie Lohrbach — Neckarburken — Großscholzheim — Bödigheim — Buchen — Walldürn

— Hardheim trennt das Buntsandsteinland des Odenwaldes vom Muschelkalkgebiet . . .“ stellte Friedrich Metz heraus¹¹⁾. Seit alters her tragen die Buchener den Necknamen „Blecker“. Auf den „Blecker“ haben wir in unserer Überschrift besonders abgehoben. „Der Blecker ist eine uralte Steinfigur und stellt einen Mann dar, der die Zunge herausstreckt und seinen Gesäßteil zur Schau stellt. Sie stand einst mit noch anderen, gleichgearbeteten auf der Stadtmauer in der Nähe der Tore, wurde später als ‚finsterner Zeuge des Mittelalters‘ entfernt, als Mauerstein vermauert und gelangte nach mancherlei Irrfahrten durch verständnisvolle Heimatfreunde in seine Heimat zurück zur bleibenden Ruhestätte im Bezirksmuseum. Mit dieser Figur und ihrer ursprünglichen Bedeutung haben sich in den letzten Jahrzehnten verschiedene Stellen befaßt. Ein Teil der Forscher sieht im Blecker eine Spottfigur, ein anderer hält sie als einer Laune des Steinmetzen entsprungen, ja man hat sogar von einem Buchener Eulenspiegel gesprochen. Namhafte Heimatforscher aber wie Max Walther, Gotthilde Güterbock, Heiner Heimberger, die bei diesen Dingen Denken und Fühlen unserer Ahnen vor Augen haben und in die Volksseele unserer Zeit hineinhorchen, betrachten nicht die Figur als solche, sondern die von ihr dargestellte Geste. Dabei begegnet man einem uralten, auch heute noch nicht überwundenen Volksglauben. Nach diesem Glauben bestehen unsichtbare Mächte, die dem Menschen übel gesinnt und bestrebt sind, in dessen Schicksal störend einzugreifen und ihm größtmöglichen Schaden zuzufügen. Diese Dämonen aber werden durch die Geste des Bleckers abgeschreckt, und da sie wie die Menschen nur durch die Tore ins Innere der ringsum mit Mauern umgebenen Stadt gelangen können, hat man hier das Abwehrmittel angebracht. Dem gleichen Zweck wie die Geste des Bleckers dienen auch die zahlreichen Fratzen, mancherorts Neidköpfe, in Buchen Maulaffen genannt. Sie stellen ein ins Häßliche verzerrtes

Gesicht mit rollenden Augen, herausgestreckter Zunge und abstehenden Ohren dar und sind an den Eckpfosten der Häuser an Ein- und Durchgängen angebracht. Wie tief dieser Volksglaube im Volk verwurzelt ist, zeigt der Umstand, daß neben den altherwürdigen christlichen Hausschutzbildern an den Hauswänden und über Türstürzen auch Dämonenschreckfiguren bis in die Neuzeit in Gebrauch geblieben sind. Im Volksmund der Umgebung wird der Buchener spottweise als ‚Blecker‘ bezeichnet, und wenn der Nachbar schlechter Laune ist, setzt er wohl auch noch eine Silbe davor¹²⁾. Daß aber unsere Vorfahren infolge ihres Reichtums mit der Bleckergeste die umwohnenden Zeitgenossen verhöhnten, gehört ins Reich der Fabel, denn Hochmut und Überheblichkeit liegen ihrem Charakter so fern wie die nie vorhanden gewesenener Taler im Straßenpflaster des ‚Talerstädtchens‘¹³⁾.

Mit der Nennung des „Talerstädtchens“ denken wir an die Volkssage. August Schnetzler bringt in seinem „Badischen Sagenbuch“ 1846 in der Abteilung „Odenwäldisches Bauland“ die Volkssage von „Buchens Hochmuth und Strafe“: „Die Stadt Buchen war früher so reich, daß sie ‚das Thalerstädtchen‘ genannt wurde und ihre Bürger sich rühmten, sie könnten die Straßen mit lauter Kronenthalern pflastern. Wegen dieses Prahlens und Stolzes suchten mehrere Orte der Umgegend sich von Buchen unabhängiger zu machen; worauf Die von Buchen auf ihre beiden Thore, die nach Osten und Westen führen, einige nach Außen spottende Affen und überdies auf das letztere Thor einen dem Odenwald den bloßen H- weisenden Mann aushauen ließen. Von diesen Steinbildern wurde der Mann unter dem Namen ‚A . . . blecker‘ das Wahrzeichen der Stadt und Die von Buchen wollten damit anzeigen, daß sie bei ihrem Reichtum sowohl die erwähnten Orte als überhaupt die Welt gering schätzten. Zur Strafe für diesen Uebermuth gerieth Buchen alsbald in Vermögensabnahme und kam endlich zu einem blutarmen

Städtchen herunter. Diese Sage ist aus der Erklärung des Wahrzeichens der Stadt entstanden. Es gibt ähnliche Wahrzeichen an anderen Orten, z. B. an der Kirche zu Wöchingen bei Boxberg, unter deren Bildwerken sich auch zwei sitzende Affen befinden, welche den H- aneinanderstoßen. Die Sage deutet solche Bildereien aus Beweggründen, die ursprünglich selten darin lagen. (Siehe Mone's ‚Anzeiger‘ Jahrg. 1839.)“¹⁴⁾

„Buchens Hochmuth und Strafe“ bringt auch Bernhard Baader in geringfügigen Abweichungen: „Die Stadt Buchen war früher so reich, daß sie das Thalerstädtchen genannt wurde, und ihre Bürger sich rühmten, sie könnten die Straßen mit Kronenthalern pflastern. Wegen dieses Prahlens und Stolzes suchten mehrere Orte der Umgegend, vorzüglich des Odenwaldes, sich von Buchen



Die „Bischemer Kröt“

unabhängiger zu machen; worauf die von Buchen auf ihre beiden Thore gegen das Bauland und den Odenwald einige nach Außen spottende Affen, und überdies auf das letztere Thor einen gegen den Odenwald kackenden Mann setzen ließen. Durch diese Steinbilder (von denen der Mann unter dem Namen Arschblecker das Wahrzeichen der Stadt wurde) wollten sie anzeigen, daß sie bei ihrem Reichthum, sowohl die erwähnten Orte als überhaupt die ganze Welt gering schätzten. Zur Strafe für diesen Uebermuth gerieth Buchen alsbald in Vermögensabnahme und kam endlich bis zum blutarmen Städtchen herunter¹⁵⁾. Schließlich bringt Bernhard Kahle das Folgende: „Da ich nicht recht weiß, wo einzureihen, stelle ich noch die Buchener ‚A . . . blöcker‘ hierher. Sie heißen so, weil sie einst den Feinden, die ihr Städtchen belagert, einen Mann, der auf dem Gesicht liegt und seinen vergoldeten H . . . n zeigt, hingestellt haben sollen. (Vgl. Baader 1, 376). Nach mündlicher Mitteilung war diese Figur bis vor kurzem in der Grundmauer eines Hauses in Buchen eingemauert, ist aber jetzt herausgenommen worden und befindet sich in Privatbesitz. Mein Gewährsmann erklärte, die Buchener, stolz auf ihren Reichtum, hätten die Figur als Wahrzeichen der Stadt gehabt und ihr die Bedeutung unterlegt, sie solle den bekannten Wunsch Götz

von Berlichingens der Nachbarschaft gegenüber ausdrücken. Wegen ihres Reichthums habe man die Stadt auch ‚Talerstädtchen‘ genannt¹⁶⁾. „Der Buchener Arschblecker die Sandsteinfigur mit nacktem Hintern im Buchener Bezirksmuseum“ zitiert Ernst Ochs¹⁷⁾ und dann bei „Blecker“: „b) eine Sandsteinfigur, die den nackten Hintern zeigt Buchen. Wird jetzt im Bezirksmuseum aufbewahrt; abgebildet Bad. Heim. 1917, 50. Nach diesem Wahrzeichen haben die Buchener den Spottnamen Blecker, häufiger Arschblecker oder Bleckarsch (letztere Form ungern gehört, weil sie auf große Armut anspiele). Humorvoll nennt sich ein dortiger Verein Blecker-Klub“¹⁸⁾.

Und damit kommen wir zu den „Bischemer Kröten“! Daß auch die Tauberbischofsheimer Spaß verstehen zeigt sich — wie beim „Buchener Blecker-Klub“ — bei der Tauberbischofsheimer Fastnachtsgesellschaft „Bischemer Kröten“. Schließlich haben ja auch die Eberbacher aus ihrem Ortsnecknamen „Kuckucksfresser“ oder einfach „Kuckuck“, das größte Fest im Jahr in Eberbach gemacht, den „Kuckucksmarkt“.

In Tauberbischofsheim hat man auf den von Kröten umgebenen Liobabrunnen 1954 das Zitat aus der Lioba-Vita des Mönches Rudolf um 835 gesetzt: „Trans Flumen Quod Voeatur Tuberaha Portaverunt“. In der

Die Tauberbischofsheimer sind stolz auf ihre „Kröt“

FASTNACHT 1987

Der Kröterich

Jubiläumsausgabe
125 Jahre Bischemer Fastnacht

AMTSBLATT DER FASTNACHTGESELLSCHAFT BISCHMER KRÖTEN E. V.



Alfred Wöppel, origineller Laudaer „Strumpfkapp“-Träger
(Foto-Besserer, 6970 Lauda-Tauber)

sumpfigen Talaue der Tauber waren wohl zu Liobas Zeiten — dieses Zitat wird immer als Beleg angesehen, daß Lioba in Bischofsheim an der Tauber lebte¹⁹⁾ — Kröten heimisch. Allerdings kann man von einer so frühen Zeit keine Verbindung zum Tauberbischofsheimer Necknamen „Kröten“ herstellen, sondern Kröten gab es eben an der Tauber und im ehemaligen Stadtgraben bis zur Trockenlegung in den 30er Jahren durch Bürgermeister Hans Knab, in Massen.²⁰⁾

Die Laudaer „Strumpfkappen“ (Art Mütze)²¹⁾ werden einmal mit der Bett- und Schlafmütze des „Deutschen Michel“ in Verbindung gebracht, dann aber auch betont vom Laudaer originellen „Strumpfkapp“-Träger Alfred Wöppel²²⁾ mit der Freiheitsmütze, Jakobinermütze, der Französischen Revolution. In Lauda hält die Fastnachtsgesellschaft „Laudemer Strumpfkapp“ die Tradition des Laudaer Necknamens hoch!

„Die landläufige badische Spottlust hat für das ‚Hinterland‘ nordöstlich des Neckarknies nicht nur die Namen ‚Gänschmauscher-‘ und ‚Gänschriemeland‘ parat, sondern ulkt seit je auch gerne mit dem ‚Heiligen Land‘, und als es galt, für das Autokennzeichen ‚BCH‘ des früheren Landkreises Bu-



Auch die Laudaer halten ihre „Strumpfkapp“ hoch

Bilder 1, 2, 3, 5: Umminger

chen eine scherzhafte Auflösung zu finden, konnte sie natürlich nicht anders lauten als „Betont Christliches Hinterland“ stellten Rudolf Lehr und Adolf Gängel 1976 heraus²⁴⁾. Wir selbst schließen unsere Betrachtung mit der Feststellung, daß die Straße des Volkshumors nicht ohne „Schlaglöcher“ ist, einen kleinen Puff muß man dabei schon ertragen und einstecken können. Das Volk nimmt eben kein Blatt vor den Mund, aber Übelnehmen gilt dabei nicht, wie es auch der Verfasser einer Bäuerin vor Jahren nicht übel nahm, daß sie ihn für den „Konradsmann“ hielt auf einer volkskundlichen Feldforschungs-Aufnahmefahrt.

Literatur

- ¹⁾ Assion, Peter, „Odenwald“ und „Bauland“ — Zur Geschichte der beiden Begriffsbildungen. Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften II. Festschrift für Hans H. Weber. Hrsg. im Auftrag des Breuberg-Bundes von Winfried Wackerfuß. Breuberg-Neustadt 1977, S. 23—36.
- ²⁾ Heilig, Otto, Die Ortsnamen des Großherzogtums Baden gemeinfaßlich dargestellt. Ein Beitrag zur Heimatkunde. Karlsruhe 1906. S. 128.
- ³⁾ Kahle, Bernhard, Ortsneckereien und allerlei Volkshumor aus dem badischen Unterland. Freiburg im Breisgau 1908. S. 4.
- ⁴⁾ Maurer, Friedrich, Volkssprache. Abhandlungen über Mundart und Volkskunde. Fränkische Forschungen. Arbeiten zur Sprachgeographie und zur Volkskunde, besonders der rhein- und ostfränkischen Gebiete. 1. Erlangen 1933. S. 29/30.
- ⁵⁾ Badisches Wörterbuch. Bearbeitet von Ernst Ochs. Fortgesetzt von Karl Friedrich Müller und Gerhard W. Baur. Zweiter Band. Lahr/Schwarzwald. 1942—1974. S. 290. Gansmauser
- ⁶⁾ Kahle, Bernhard, a. a. O., S. 4; Badisches Wörterbuch, a. a. O. S. 290.
- ⁷⁾ Künzig, Johannes, Lieder der badischen Soldaten. Leipzig 1927. S. 40—41. Nr. 25, Der Postillon vom Gänschriemeland. (Gansriemenland lautlich verdrückt.)

⁸⁾ Hesselbacher, Karl, Silhouetten neuerer badischer Dichter. Baden, seine Kunst und Kultur. Hrsg. von Geiger, Albert. Dritter Band. Heilbronn 1910. S. 2.

⁹⁾ Hofmann, Karl, Die Sagen des badischen Frankenlandes. Als Beitrag zur Heimatkunde. S. 6—13. Das badische Frankenland. (Land und Leute). Bes. S. 6—9.

¹⁰⁾ Walter, Max, Der hintere Odenwald im badischen Volkshumor. Mein Heimatland. 14. Jg., Heft 8, November 1927. S. 321; Badisches Wörterbuch, a. a. O., Erster Band, S. 357.

¹¹⁾ Land und Leute. Gesammelte Beiträge zur deutschen Landes- und Volksforschung von Friedrich Metz. Festschrift zum 70. Geburtstag. Hrsg. von E. Meynen und R. Oehme. Landschaft und Siedlung im badischen Frankenland. S. 549—557, S. 550.

¹²⁾ Badisches Wörterbuch, a. a. O., Erster Band, S. 73.

¹³⁾ Tschamber, K., Der Blecker, Baden. Monographie einer Landschaft. Vom Odenwald ins Bauland. 5. Jg., Ausgabe 6, Karlsruhe 1953. S. 18.

¹⁴⁾ Schnetzler, August, Badisches Sagenbuch. 1.2. Fotomechanischer Nachdruck der Originalausgabe. Rostock. 1846. S. 623.

¹⁵⁾ Baader, Bernhard, Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden. Nachdruck der Ausgaben Karlsruhe 1951 und 1859. Nr. 376. S. 333/334.

¹⁶⁾ Kahle, Bernhard, a. a. O. S. 59; Blätter des Badischen Vereins für Volkskunde, Heft 7, 1908, S. 211.

¹⁷⁾ Badisches Wörterbuch, a. a. O., Erster Band, S. 356.

¹⁸⁾ Badisches Wörterbuch, a. a. O., Erster Band, S. 258.

¹⁹⁾ Freundliche schriftliche Mitteilung von Bischof, Otmar, Vorsitzender des Vereins Tauberfränkischer Heimatfreunde e. V. Tauberbischofsheim vom 10. 06. 1987.

²⁰⁾ Wie oben.

²¹⁾ Heilig, Otto, a. a. O., S. 123.

²²⁾ Vgl. hierzu, Hauffen, Adolf, Geschichte des deutschen Michel, Prag 1918.

²³⁾ Freundliche persönliche Mitteilung von Wöppel, Alfred, origineller Laudaer „Strumpfkapp“-Träger, am 2. Mai 1987 in Lauda.

²⁴⁾ Lehr, Rudolf / Gängel Adolf, Vom Rhein zum Taubergrund. Ereignisse und Gestalten. Sandhausen/Heidelberg 1976. S. 205.

Ludwig Schwerin, ein fränkischer Maler in Israel

Helmut Brosch, Buchen

Am 10. Juli dieses Jahres wäre Ludwig Schwerin, ein bedeutender Künstler des heutigen Israel, 90 Jahre alt geworden. Als jüngstes der drei Kinder eines jüdischen Religionslehrers wurde er am 10. Juli 1897 in Buchen geboren. Der Vater war ein bei Juden wie Christen geachteter und beliebter Mitbürger, ein vorbildlicher Erzieher auch der eigenen Kinder. Er lehrte sie im Glauben, in der Achtung vor dem Mitmenschen und vor der Natur. Die Mutter war eine mehr in sich gekehrte, stille und ernste Frau. Ihr zurückhaltendes Wesen wurde durch die freundliche Offenheit des Vaters jedermann gegenüber ausgeglichen. Hart traf daher die Kinder der frühe Tod des Vaters. Ludwig schloß sich nun um so mehr an seinen fünf Jahre älteren Bruder Alfred an.

Nach dem Besuch des Gymnasiums sollte Ludwig nach dem Rat von Freunden der Familie Lehrer werden. Das war nun gar nicht nach seinem Sinn, denn er wollte Maler werden. Die Schulzeit hinterließ gemischte Gefühle bei ihm, und der Gedanke, sein ganzes Leben dort zu verbringen, brachte ihn in Aufruhr. Er legte es regelrecht darauf an, die Aufnahmeprüfung am Karlsruher Lehrerseminar nicht zu bestehen. Lieber wollte er Handwerker werden. Tatsächlich ging er nun zu einem Buchener Schreiner in die Lehre. Der Erste Weltkrieg unterbrach die Lehre, denn der Meister wurde zu den Waffen gerufen und schloß die Werkstatt. Bis zu seiner eigenen Einberufung tat Schwerin Dienst als Schreibgehilfe erst bei der Ortskrankenkasse, dann beim Amtsgericht Buchen.

Der Krieg, den er an vorderster Front mitmachte, blieb nicht ohne tiefe Eindrücke für sein ganzes weiteres Leben und Schaffen. Es war für ihn eine selbstverständliche Pflicht, ein guter Soldat zu sein. Er diente an der Westfront, wo der Krieg am härtesten war: an der Somme, bei Cambrai (die berühmte Tankschlacht!) und vor Verdun. Mehrfach wurde er ausgezeichnet, gegen Kriegsende erlitt er eine Verwundung. Die Revolution erlebte er in Buchen.

Zwei Anschauungsprinzipien machte er sich in der Zeit seines Frontdienstes zu eigen, die für das Bestehen seiner Lebensaufgaben, aber auch für das spätere Werk von Bedeutung werden sollten: die Ausbildung seines Bewußtseins, d. h., alles mit vollem Bewußtsein, mit allen Sinnen aufzunehmen, zum unverlierbaren Erlebnis werden zu lassen. Damit brachte er sein Seelenleben in Ordnung — nichts wurde verdrängt — und außerdem verdankte er dieser Haltung sein außerordentlichen Gedächtnis. Dann übte er sich darin, einen Standpunkt außerhalb seines Ichs einzunehmen, ja sich selbst von außen zu betrachten. Das diente der Objektivierung und Relativierung dort, wo Gefahr von innen her drohte.

1919 ging er zum Studium nach Karlsruhe. Die Akademie war im Umbruch begriffen. 1920 wurde sie mit der Kunstgewerbeschule zusammengelegt und nannte sich „Badische Landeskunstschule“. ¹⁾ Leider sind im Zweiten Weltkrieg sämtliche Akten zugrunde gegangen, so daß sich über Schwerins Studiengang keine Nachforschungen mehr anstellen lassen²⁾. Schwerin selbst nennt als seine wich-



1. Ludwig Schwerin 1943
in Tel Aviv (Besitz von Dr.
Donald A. Prater/Genf)

tigsten Lehrer dort Gustav Wolf (1887—1947) und Hermann Gehri (1879—1944). Wolf hatte eine Fachklasse für Graphik (Holzschnitt und Buchillustration), Gehri unterrichtete figürliches Zeichnen. Der ebenfalls aus Buchen stammende Wilhelm Schnarrenberger (1892—1966) war mit einer Fachklasse für Gebrauchsgraphik betraut worden³). Auch die Mitglieder der „Hollerbacher Malerkolonie“ traf Schwerin dort wieder, etwa Arthur Grimm

(1883—1948) und Wilhelm Guntermann (1887—1976)⁴).

Vorkenntnisse brachte Schwerin aus seiner Gymnasialzeit mit. Karl Tschamber (1878—1958), sein Zeichenlehrer, hatte ihn schon tüchtig in das Fach eingeführt. Die Schreinerlehre mag ein gut Teil dazu beigetragen haben, daß er viele Jahre den Holzschnitt als sein Hauptwerk betrachtete. Den späteren Porträtisten ahnen wir schon aus einem Skizzenbuch des Soldaten Schwerin,

das er mit Köpfen von Kameraden füllte⁵). Finanzielle Hilfe erhielt er immer wieder von seinem älteren Bruder Alfred.

Dann zog es ihn in die große Kunstmetropole Deutschlands, nach München. Bei Peter von Halm (1854—1923)⁶), der die Radierschule hatte, schrieb er sich ein. Allein es gab für ihn und sein Fach hier nichts mehr zu lernen. So gab er das Studium ganz auf und betätigte sich in München als freischaffender Künstler. Dem Porträtisten saßen in München u. a. die Schriftsteller Thomas Mann⁷) und Stefan Zweig⁸), der Friedensnobelpreis-

träger Ludwig Quidde⁹) und der Begründer des Deutschen Museums in München, Oskar von Miller¹⁰). Da Schwerin die Gewohnheit hatte, sich während der Arbeit mit den Porträtierten zu unterhalten, reizte es ihn bald, das Gehörte auch niederzuschreiben.

Hier zeigte sich nun eine weitere Begabung Schwerins. Er hätte auch Schriftsteller werden können. Doch schwankte er nicht zwischen beiden Künsten, sondern suchte sie auf seine Weise zu verbinden. Gelesenes verdichtete sich ihm zu Bildern, er wurde und blieb bis in seine späten Jahre ein ausgezeichnete



2. Ludwig Schwerin,
Das wilde Heer,
(Holzschnitt 1927)

und gesuchter Illustrator. Zu seinen eigenen Bildern schuf er oft poetische Texte, schließlich dichtete er auch selbst, z.B. die Fabel „Tag der Tiere“, die er auf große Blätter niederschrieb und mit vielen Federzeichnungen schmückte¹¹⁾.

Den von ihm porträtierten Quidde (Abbildung) beschreibt er so: „Mächtig wölbt sich der kahle Schädel, umrahmt von weißem Haar, das an den Rändern kampflustig absteht. Die Augen sind nicht groß, aber ganz hell und leuchtend blau. Die Nase ist gut geformt, der Mund unter weißem Schnurrbart halb verdeckt, ein weißer Knebelbart flammt auf dem Kinn, ein schmaler Backenbart läuft vom Ohr in die Kinnhaare. Es ist ein stilles Gesicht, mehr das eines Gelehrten als das eines Kämpfers. Die Stirne zeigt fast parallele Falten, horizontal und senkrecht; die Wangen keine starke Modellierung, ziemlich ebenmäßig ausgeglichen“¹²⁾.

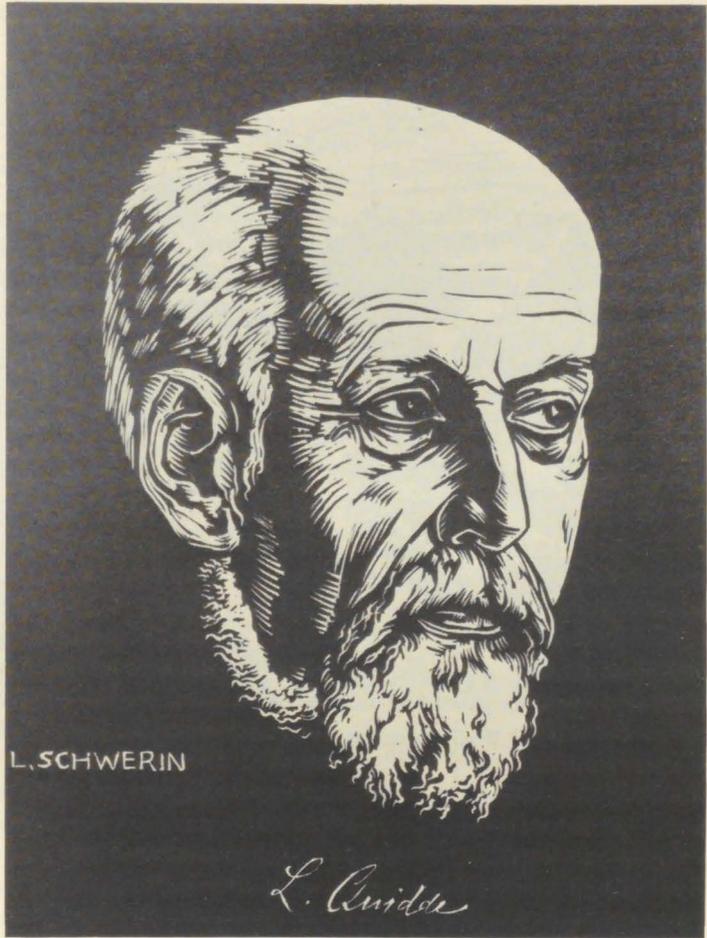
Schon als Münchner Student bekam er Aufträge für Buchillustrationen in Liebhaberausgaben: Stifters „Hochwald“ und „Brigitta“, Eichendorffs „Die Entführung“, Tiecks „Pietro von Abano“. Wahrscheinlich mit Empfehlungen Stefan Zweigs, der von seinen Holzschnitten begeistert war¹³⁾, ging Schwerin 1932 in die Reichshauptstadt Berlin. Finanziell war er nun selbständig, richtete sich ein Atelier gleich beim Kurfürstendamm ein — und ging auf Reisen. In Schweden besuchte und porträtierte er Selma Lagerlöf¹⁴⁾. Über die Reisebeschreibung „Värmländischer Sommer“ urteilt Thomas Mann: „Der Bericht ist so natürlich, schlicht und warm geschrieben, als wäre er von der Lagerlöf selbst.“¹⁵⁾ 1937 führte ihn eine Reise nach Palästina, ins Land der Väter, wo sich seine Frau seit 1936 aufhielt.

Als er von dort zurückkehrte, waren Juden aus dem Kulturleben in Deutschland schon weitgehend ausgeschaltet. 1938 wurde sein Atelier von Nazistoßtrupps vernichtet. Nun betrieb auch er seine Ausreise nach Palästina. Ende November überschritt er mit falschen Papieren die Schweizer Grenze. Aber: mit

seinen Ausreisepapieren wurde inzwischen ein anderer Jude gerettet und Schwerin saß in der Schweiz fest. Die Fluchtgeschichte „Spiel der Vorsehung“¹⁶⁾ bezeichnet Schwerin als seine beste literarische Arbeit. „Dramatisch“, „spannend“ würde man sagen, scheut sich jedoch angesichts der harten erlebten Wirklichkeit, die hier „dargestellt“, „geschildert“ wird, Ausdrücke aus der Welt des Theaters, der Literatur und der bildenden Kunst zu gebrauchen.

Den Schweizer Zwischenaufenthalt — erst Ende März 1939 konnte er nach Palästina weiterreisen — benutzte er für kleinere Arbeiten und Studien. Im graphischen Kabinett in Basel ließ er sich die Blätter alter Meister vorlegen. Er studierte sie so gründlich, daß er später behaupten konnte, er könne sagen, welchen Strich Rembrandt bei einer seiner Radierungen zuerst machte.

Nun ist es ein anderes, Palästina als Tourist zu besuchen und: seine Heimat verlassen, dort eine neue zu suchen und sein Brot zu verdienen. Schwerin meisterte dies und mehr: er schuf sich einen geachteten Platz auch im neuen Staate Israel. Der Neuanfang gelang. Das grelle Licht meisterte er zunächst in Schwarz und Weiß, als Graphik, einer Kunstgattung, der er treu blieb, wenn er auch nun vom Holzschnitt abrückte. Bis sein Auge wieder Farben sah; ja, es beginnt nun erst die Periode seiner großen Ölbilder. Tote Gegenstände wählte er zuerst als Motive, etwa Muscheln, dann Pflanzen mit ihren Früchten, Landschaften, von Tieren vor allem Esel, mit Vorliebe Esel. Gern erzählte Schwerin die Anekdote von der Besucherin, die sich nach dem Betrachten seiner neuesten Werke von ihm mit den Worten verabschiedete: „Immer, wenn ich einen Esel sehe, werde ich an Sie denken!“ Spät erst wendet er sich wieder dem Menschen zu. Seltsam zunächst: der Porträtist, dem jeder Gesichtszug wichtig war, der — für sich allein — eine „Stirnfaltenkunde“ entwickelte, malt Menschen ohne Gesichter, scheut Publizität.



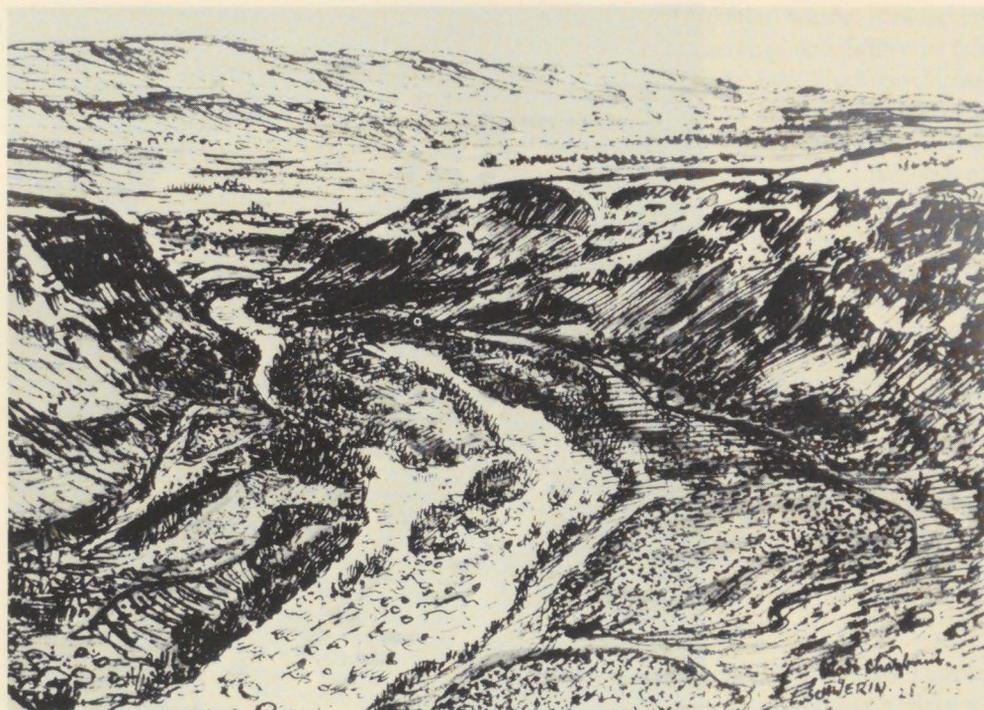
3. Ludwig Schwerin, Ludwig Quidde, Friedensnobelpreisträger, Holzschnitt 1928

Und doch schrieb er mir einmal: „Was mir etwas bedeutet, sind Menschen!“¹⁷⁾

Er hing an seiner alten Heimat, sprach und schrieb oft von ihr, doch als er in Palästina ankam und seine Frau wiedersah, schrieb er: „Es gibt nur eine Heimkehr — dahin, wo man sich geliebt weiß.“¹⁸⁾ Sein ausgezeichnetes Gedächtnis befähigte ihn, präzise und wertvolle Jugenderinnerungen zu verfassen, die nun zusammen mit denen an den Ersten Weltkrieg veröffentlicht werden (siehe Literatur!).

Ein Meister der Landschaftszeichnung und des Porträts wird er genannt, der alles Exotische meidet, auch keinen nationalen Stil kreierte, sondern sich selbst treu bleibt, ein internationaler Künstler, in dieselbe vornehme Tradition zu rücken wie Rembrandt und die japanischen Holzschnittkünstler¹⁹⁾.

Als Romantiker und Lyriker wird er bezeichnet, doch seine nüchterne, scharfe Beobachtungsgabe vermeidet Süßlichkeit auf der einen und exaltiertes Pathos auf der anderen Seite²⁰⁾. „Die wie hingehauchten, oft dicht



4. Ludwig Schwerin, Wadi Chatzbant, Federzeichnung, laviert, 1945

nebeneinander gesetzten Striche scheinen Licht, Stimmung, atmosphärische Erscheinungen aus dem Papier herauszustricheln“, schreibt eine Kritikerin²¹).

Vieles war ihm anfangs in Palästina fremd: nicht nur die Landschaft, auch das Ostjudentum. Jiddische Schriftsteller beschäftigten ihn nun, ihn, der ja selbst auch ein ausgezeichnete Schreiber war. Sie beschrieben ländliches, kleinstädtisches Judentum. Schwerin kam selbst aus solchen Verhältnissen, allerdings westlichen, mit weitgehender Assimilation der Juden. Doch sein Vater war jüdischer Religionslehrer, die jüdischen Riten wurden im Elternhaus streng befolgt. Eine Reihe von Büchern jiddischer Autoren kamen in Israel mit Illustrationen von Schwerin heraus²²). Mit vielen kam er noch persönlich zusammen, nahm auch mit Martin Buber, den er

von früher kannte, wieder Kontakt auf und lernte Chagall kennen.

Schwerins Stil kann man zusammenfassend eine Art persönlichen Expressionismus nennen, der keine Vorbilder kennt, aber auch nicht einfach nachgeahmt werden kann. Er gehörte keiner „Schule“ an, hat auch keine begründet. Wohl hat er eine Zeitlang an der Bezalelschule unterrichtet, gab es dann aber wieder auf: um seiner eigenen Freiheit willen, wohl auch um die der anderen: Kunst ist eine jeweils eigene. Schwerin behielt seine Freiheit auch einem in der neuen Heimat vorgefundenen Kunstestablishment gegenüber.

Ausstellungen seiner Werke, die in aller Welt verstreut sind (das meiste in Privatbesitz), fanden schon früh statt: die erste 1928 in Köln, dann 1931 in Berlin, Tel Aviv (1939,

1956, 1971, 1973, 1985), London (1950), Zürich (1950, 1955, 1959, 1974), Amsterdam (1950, 1955), Tokio (1957), Montevideo (1961), Moskau (1969), Oslo (1958, 1968), Jerusalem (1958), Wien (1959), München (1959), USA (mehrfach in Kollektivausstellungen), Ramat Gan (1984).

Ramat Gan, wo er zuletzt wohnte und arbeitete, ernannte ihn zum Ehrenbürger, 1973 erhielt er das Bundesverdienstkreuz. Seine Heimatstadt Buchen hat eine Straße nach ihm benannt. Gute Beziehungen pflegte Schwerin von früh an zum Bezirksmuseum Buchen, dessen Gründer, Karl Trunzer (1856—1927), sein erster Lehrer war und dem er auch erste Begriffe von Kunst verdankte. Seine ersten Werke gab er dorthin, für die Zeitschrift „Der Wartturm“ schuf er den Titelkopf. Der Verein Bezirksmuseum, Träger des Museums, ernannte ihn zum Ehrenmitglied. 1977, anlässlich seines 80. Geburtstages, stiftete er dem Museum ein großes Selbstporträt. Nach seinem Tode — er starb am 2. Juli 1983 in Ramat Gan — kamen zahlreiche weitere Werke (darunter fast alle schriftstellerischen) dazu.

„Ein Platz in der Ehrenreihe der bildenden Künstler ist ihm sicher“, heißt es in einem Nachruf aus Israel²⁴). Sein Werk verdient, auch in Deutschland besser bekannt gemacht zu werden. Die noch hier geschaffenen Werke müssen, sofern sie das Dritte Reich überstanden haben, z.T. erst wieder aufgesucht werden. Doch auch das in Israel Geschaffene kann uns interessieren, nicht nur, weil es internationalen Rang besitzt. Es ist zeitlos gültige Kunst eines Deutschen, der sein Deutschein und seine Heimat nie verleugnet hat, auch wenn er sich von ihr trennen mußte.

Anmerkungen

1) Siegfried Wichmann, Von der Großherzoglich-Badischen Akademie zur Landeskunstschule der 20er Jahre. In: Staatliche Akademie der Bildenden

Künste Karlsruhe. Karlsruhe 1979, S. 46—59.

2) Freundliche Mitteilung von Herrn Prof. Dr. Joachim Heusinger von Waldegg vom 14. Juli 1986.

3) Leo Mulfahrt, Kleines Lexikon Karlsruher Maler. Karlsruhe 1980.

4) Michael Sieber, Die Hollerbacher Malerkolonie. Buchen 1980. ds., in: Badische Heimat, Heft 2 1980, S. 167 ff.

5) Heute im Bezirksmuseum Buchen.

6) Neue Deutsche Biographie, Bd. 7 Berlin 1966 S. 567.

7) Helmut Brosch, Ludwig Schwerin und Thomas Mann. In: Der Wartturm Nr. 4, Buchen 1985.

8) Menoran 10. Jg. Berlin 1932 Nr. 1/2.

Donald A. Prater und Volker Michels, Stefan Zweig, Leben und Werk im Bild. Frankfurt 1981, S. 199.

9) Holzschnitt 1928, Bezirksmuseum Buchen.

10) Kohle und Deckweiß 1930, Bezirksmuseum Buchen.

11) Tel Aviv, Universitätsbibliothek.

12) Ludwig Schwerin, Bei dem Nobelpreisträger Professor Quidde.

Manuskript im Bezirksmuseum Buchen (siehe Literaturanhang!).

13) Die Briefe Stefan Zweigs an Schwerin werden von mir demnächst herausgegeben (s. Literaturanhang!).

14) Privatbesitz Ramat Gan. Abb. wie Anm. 7.

15) Wie Anm. 7.

16) In: Tribüne 16. Jg. Frankfurt 1977 Heft 64 S. 117—148.

17) Ramat Gan, 3. Juni 1982.

18) Wie Anm. 16 S. 147.

19) G. S. Wittet, The Studio, London 1948.

20) D. A. Friedman, Vorwort zu „Landscapes in Israel“ Tel Aviv 1954.

21) Erna Stein in: Neueste Nachrichten (deutsche Zeitung Israels) 4. Juni 1971.

22) M. S. Mendele (1835—1917), A. Scholem (1859—1916), D. Shimoni (1886—1956), J. Lamdan (1899—1954), S. Meltzer (geb. 1909), Max Brod (1884—1968) u. a.

23) Fichman, Barasch, Burla, Schofman, Berkovitz, Lamdan, Steinberg, Agnon, Schlonsky u. a.

Literatur

Es gibt noch keine Monographie über Ludwig Schwerin, kein Werkverzeichnis. Zeitschriften- und Zeitungsartikel, meist aus besonderem Anlaß geschrieben, heben, wie auch Gedenkartikel und Nachrufe, mal diese, mal jene Leistungen Schwerins hervor. Sie scheinen daher oft einseitig zu

sein. Die Einordnung Schwerins fällt selbst Fachleuten schwer.

Ein einziges deutsches Nachschlagewerk verzeichnet Schwerin: Hans Vollmer, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler des XX. Jahrhunderts. Bd. 6 Leipzig 1962 S. 410

Schwerin zeigte sich einigermassen überrascht über die Aufnahme in:

Rainer Zimmermann, Die Kunst der verschollenen Generation. Düsseldorf—Wien 1980

Dazu wollte der Erfolgreiche und bis zuletzt Tätige denn doch nicht gezählt werden.

Nach einem Bericht von Freunden, die Schwerin besucht hatten, schrieb

Robert Hensle, Einer der größten Maler Israels stammt aus Buchen.

In: Der Wartturm 7. Jg. Buchen 1972, Nr. 7 und 8 Größere Würdigungen enthalten:

D. A. Friedman, Einführung in die Schwerin-Mappe „Landscapes in Israel“, Tel Aviv 1954 u. ö.

Eugene Kolb, Einführung in eine weitere Schwerin-Mappe „Views of Israel“, Tel Aviv 1958 u. ö.

Anna Martina Gottschick, Ein Maler aus Israel. In: Neue Schau 8 Kassel 1959

Karl Schwarz, Jewish Artists of the 19th and 20th Centuries. Reprint New York 1970

Haim Gamzu, Painting and Sculpture in Israel. Tel Aviv 1951

Kataloge und Prospekte zu diversen Ausstellungen Autobiographisches ist in Israel in hebräischer Sprache erschienen. Aus den deutschen Originalfassungen erscheint demnächst: Alfred und Ludwig Schwerin, Jahresringe. Hrsg. Helmut Brosch mit einem Beitrag von Donald A. Prater. Zwischen Neckar und Main, Bd. 24 Bezirksmuseum Buchen. Der Band enthält Lebenserinnerungen der beiden Brüder, Berichte Schwerins über seine Besuche bei Zweig und Quidde, Zweigs Briefe an ihn, eine Biographie Ludwig Schwerins, Werk- und Literaturverzeichnis

Heimat- und Wallfahrtsmuseum Walldürn

Peter Assion, Walldürn/Marburg

Heimatmuseen gibt es viele im badischen Land, aber ein Heimat- und Wallfahrtsmuseum dürfte nur einmal existieren: in Walldürn, dem bekannten Wallfahrtsort im Odenwald. Man findet es dort im Zentrum der Altstadt, direkt beim Ausgang zur Pfarr- und Wallfahrtskirche, wo 1960 ein altes Bürgerhaus in städtischen Besitz übernommen und in der Folgezeit für Museumszwecke hergerichtet wurde. Dieses Gebäude ist eine Sehenswürdigkeit für sich. Als eines der wenigen damaligen Steinhäuser ist es 1588 von dem reichen Handelsbürger Valentin Stumpf erbaut und „Zum Güldenem Engel“ benannt worden. Stumpf ließ es auch im Inneren ausmalen, wobei im ersten Obergeschoß die Wände von mindestens drei Räumen mit umfangreichem Spruchgut beschriftet wurden. Als das Haus 1963/64 renoviert wurde, erwiesen sich diese Verse moraldidaktischen Inhalts¹⁾ als überraschender und willkommener Fund, zumal vermutet werden konnte, daß sie von dem Pfarrer Jodokus Hoffius — dem Erneuerer der Walldürner Wallfahrt um 1600 — zusammengestellt worden sind²⁾. In späterer Zeit, d. h. von 1858 bis 1960, befand sich in dem Haus eine Wachszieherei, in der unter anderem Opferkerzen und Opferfiguren (Wachsvotive) für die Bedürfnisse der Pilger hergestellt wurden. Davon blieb im Erdgeschoß die „Wachsküche“ mit originalen Gerätschaften erhalten: übernommen in ein Museum, das zwar die gesamte Geschichte der Stadt Walldürn dokumentieren will, aber am stärksten von allen Entwicklungsfaktoren die Wallfahrt betont. Und dies — wie schon die Geschichte des Museumsgebäudes zeigt — nicht ohne Grund. Denn jahrhundertlang bestimmte die Verehrung des Heiligen Blutes zu Walldürn, die auf ein

Wunderereignis des späten Mittelalters zurückgeführt wird, das gesamte Stadtgeschehen mit, in kultureller wie in wirtschaftlicher Hinsicht. Neuere Forschungen hoben dies stärker hervor³⁾, als es früher bewußt war, und so nennt sich Walldürn nicht nur „Wallfahrtsstadt“, sondern stellt sich als solche auch geschichtlich dar, wobei das Museum den Auftrag übernommen hat, entsprechende Zeugnisse zu sammeln und mit deren Hilfe das Werden von Stadt und Wallfahrt zu dokumentieren und zu interpretieren. Am gelegenen Ort — in nächster Nähe zum aktuellen Wallfahrtsgeschehen⁴⁾ — entstand so eine kulturelle Einrichtung, die nicht nur die Einheimischen anspricht, sondern auch den vielen auswärtigen Kirchenbesuchern — ob Pilger oder Touristen oder beides zusammen — die Möglichkeit bietet zu historischer Information.

Das Heimat- und Wallfahrtsmuseum im Haus „Zum Güldenem Engel“ ist am Pfingstsonntag 1965 eröffnet worden. Dabei konnte zugleich eine Wiedereröffnung gefeiert werden: diejenige des alten Walldürner Heimatmuseums, dem eine recht wechselvolle Geschichte beschieden war. Schon Ende des vorigen Jahrhunderts trug der verdiente Bürgermeister Wilhelm Hildenbrand (1828—1919) Funde aus Walldürns römischer Vergangenheit, Relikte der ehemaligen Zünfte und sonstigen „Altertümer“ im Rathaus zusammen, um den Grundstock für ein stadtgeschichtliches Museum zu bilden. Ein 1912 gegründeter Altertumsverein übernahm dieses Erbe und berief im gleichen Jahr den Lehrer und späteren Rektor der Walldürner Volksschule Hans Eckstein (1867—1948) zum Leiter eines kleinen Museums, das zunächst in der Schule untergebracht war,

dann ins Feuerwehrhaus umzog und schließlich 1928 in der Städtischen Turnhalle, im Obergeschoß des Vorderbaues, angemessene Räume erhielt. Hier schuf dann Eckstein mit Beständen, die er beträchtlich vermehrt hatte und weiterhin ergänzte, ein echtes Heimatmuseum seiner Zeit: mit altväterlichem Hausrat im Mittelpunkt, um den sich Handwerksgerät, Trachten, Rechtsaltertümer, eine Waffensammlung und die Römerfunde gruppierten⁵). Die Maßstäbe für solch ein Museum hatten das 1911 in der Nachbarstadt Buchen gegründete Bezirksmuseum und die volkkundlichen Forschungen Max Walters (Amorbach) gesetzt, vermittelt durch gegenseitigen Austausch und Walters wichtigste Schrift, die 1927 herausgebrachte „Volkskunst im badischen Frankenland“. Fast zwangsläufig kam man damals im Museumswesen der Landschaft zu ähnlichen Ergebnissen. Da aber Eckstein fast nur Objekte aus der Wallfahrtsstadt selbst aufnahm und gerade Walter es war, der auf Walldürner Besonderheiten hinwies, blieb auch nicht aus, daß sich schon in den seinerzeitigen „Heimatgeschichtlichen Sammlungen“ die Heilig-Blut-Wallfahrt zu spiegeln begann: mit Zeugnissen religiöser Volkskunst und mit Geräten des typischen Walldürner Wallfahrtsgewerbes (Wachszieherei, Lebküchenei, Devotionalienherstellung). Doch folgte dieser günstigen Entwicklung 1945 die Katastrophe. Nach Kriegsende plünderten freigelassene polnische Zwangsarbeiter das Museum. Nur noch Reste des Sammelgutes blieben übrig und wurden auf dem Speicher der Volksschule gelagert. Dort blieben sie unbeachtet liegen, bis sie 1950 durch Dr. Rudolf Schick⁶) entdeckt wurden, der im gleichen Jahr als Geschichts- und Deutschlehrer an die Handelslehranstalt Walldürn gekommen war.

Zum bleibenden Verdienst Dr. Schicks (1897—1970) wurde dann der Neuaufbau der Sammlungen⁷). Der bald auch in der Heimatforschung und im Vereinsleben tätige Pädagoge füllte mit Stiftungen aus Walldür-

ner Privatbesitz die Lücken auf, so gut es ging, und mit städtischer Hilfe konnte er auch manches Stück ankaufen. Was günstig noch in Nachbarorten zu haben war, wurde dabei nicht verschmäht, und als das Museum 1954 in den alten Räumen wiedereröffnet wurde, war dort u.a. ein „Alt-Walldürner Zimmer“ zu sehen⁹), dessen bemalte Möbel fast sämtlich aus der Mudauer Gegend stammten. Das zeigt, daß auch noch Dr. Schick den gängigen Vorstellungen von einheimischer Volkskunst verpflichtet war und für den Bereich des Wohnens wie auch der Kleidung (Volkstracht) und des ganzen Alltags von einer Einheitskultur des hinteren Odenwaldes in vorindustrieller Zeit ausging, die im Museum zu bergen als Hauptaufgabe empfunden wurde. Dem Ecksteinschen Erbe und der lebendigen Anschauung vor Ort verdankte Schick jedoch auch den Blick für das besondere Gewerbeleben der Stadt Walldürn. Dazu setzten seine eigenen Forschungen bei der Museumsarbeit neue stadtschichtliche Akzente, indem Text- und Bildquellen zur Herrschaftsgeschichte, zur baulichen Entwicklung und zum Wirken berühmter Persönlichkeiten gesammelt wurden. Und nicht zuletzt war es Schick, der als erster von der Notwendigkeit eines „Wallfahrtsmuseums“ sprach und im alten Museum den größten Raum — später dann gelegentlich schon als „Wallfahrtsmuseum“ bezeichnet — ganz der Wallfahrtsgeschichte widmete. Mitangeregt wurde er hierzu durch den Frankfurter Volkskundler Wolfgang Brückner, als dieser 1953/56 sein Wallfahrtsbuch erarbeitete und bei Aufenthalt in Walldürn immer auch mit Dr. Schick ins Gespräch kam⁹).

1960 wurde das Museum in der Turnhalle geschlossen: im Hinblick auf den Umzug in das Haus „Zum Guldernen Engel“. Mit dem Ankauf dieses geräumigen Gebäudes in zentraler Lage gaben Bürgermeister Dr. Arthur Trautmann und sein Gemeinderat Dr. Schick noch einmal eine ganz neue Perspektive für die Museumsarbeit. Doch hieß dies auch, in veränderten Raumverhältnissen, behindert



Das Patrizierhaus „Zum Goldenen Engel“ in der Walldürner Hauptstraße, heute Heimat- und Wallfahrtsmuseum.

Foto: B. Sommer

durch noch laufende Renovierungsarbeiten, ganz neu beginnen zu müssen. Mit der ihm eigenen Unverdrossenheit stellte sich Schick der Aufgabe, entwarf ein Konzept für die Nutzung der Räume und wirkte bei deren Einrichtung mit: beraten und unterstützt von einigen Helfern, zu denen erneut Wolfgang Brückner sowie (als Heidelberger Student und Walldürner) der Verfasser dieser Zeilen gehörte. Von Anfang an stand fest, daß auf die Wallfahrts-geschichte der Hauptakzent des neuen Museums zu setzen sei. Aber auch Abteilungen des traditionellen „Heimatmuseums“ sollten ausgebaut und bisher fehlende Sammlungsbestände angegliedert werden. Folglich wurde ein gezieltes Nachsammeln von Gegenständen erforderlich, das auch mit Erfolg durchgeführt werden konnte¹⁰). Es brachte dem Museum u. a. bürgerliches Möbel des 18. und 19. Jahrhunderts aus Walldürner Besitz, eine Sammlung landwirtschaftlichen Geräts und weitere Gewerbezeugnisse ein. Das bemalte Odenwälder Bauernmöbel ergänzten Schränke, von denen einer aus dem Heidelberger Antiquitätenhandel zurückgekauft wurde. Der Walldürner Ehrenbürger Oscar Stalf, Seniorchef der Firma Loden-Frey in München, gab seine sämtlichen familiären Erbstücke an das Museum der Vaterstadt, stiftete sonstigen Kunstbesitz hinzu¹¹) und kleidete sechs Figürchen in die „Walldürner Tracht um 1840“ ein. Er bereicherte auch die Wallfahrtsammlung, die im wesentlichen jedoch durch Gaben des Pfarramtes sowie durch Ankäufe Zuwachs bekam. Da die Walldürner Wallfahrt seit langem ein Einzugsgebiet besitzt, das weit über das badische Frankenland hinausreicht, und da das Wallfahrtsmuseum — so neuartige Überlegungen nach 1960 — auch dies dokumentieren sollte, hatte es sich empfohlen, den Antiquitätenmarkt im weiteren Umkreis im Auge zu behalten. Und dadurch konnte dann in Stuttgart eine besonders schöne Heilig-Blut-Relieftafel ersteigert werden, während zwei gemalte Darstellungen des Wallfahrtsmotivs — Vortragsbilder frän-

kischer Walldürn-Prozessionen — in Würzburg erworben wurden. Das geschnitzte Vortragsbild von Erlabrunn bei Würzburg folgte auf dem gleichen Weg.

Und seit 1965 hatte Walldürn dann ein Museum, das über die älteren Ansätze bedeutend hinausgekommen war. In den Grundzügen existiert dieses heute noch so, wie es in den 1960er Jahren konzipiert wurde, auch wenn die Bestände weiter gewachsen sind und gerade neuerdings, d. h. 1986/87, die Neueinrichtung mehrerer Räume erfolgte. Betritt der Besucher im Erdgeschoß den langen Hausgang, so findet er hier Bilder, Pläne und Gegenstände, die die Geschichte der Stadt vom Mittelalter bis ins 17. Jahrhundert dokumentieren. Daneben fanden alte Grab- und Grenzsteine ihren Platz, und auch der „Männchenstein“ von Walldürn ist hier aufgestellt: ein Fundstück aus dem Marsbachtal¹²), bei dem es sich um ein keltisches Kultbild, vielleicht aber auch nur um eine mittelalterliche Steinmetzarbeit handelt. Seitlich öffnen sich Zugänge zu fünf größeren Ausstellungsräumen. Deren erster barg bis vor kurzem die Kunst- und Andenkensammlung von Oscar Stalf, ist aber jetzt zusammen mit dem Empfangsraum auf der gegenüberliegenden Seite des Hauses für die Abteilung „Römerzeit“ freigemacht worden. Am hinteren Ende des Ganges betritt man links die Wachszieherei, die schon erwähnt wurde. Man sieht noch das Wachsbad und die großen Holztrommeln als Vorrichtungen zum Kerzenziehen. Glasschränke enthalten kleinere Geräte sowie eine wertvolle Sammlung von Motivgußmodellen aus Ton, Holz und Gips, die mit Einzelstücken ins 17. Jahrhundert zurückreicht. Bilder an den Wänden erinnern an die Wachszieherfamilie Ehemann, der das Haus einstmals gehört hat. In den Räumen gegenüber ergeben sich dann weitere Einblicke ins Walldürner Wallfahrtsgewerbe, das seinen wirtschaftlichen Rückhalt im Fremdenverkehr der Wallfahrt besaß und im 19. Jahrhundert seine Produkte auch durch einen weitverzweigten Hausierhandel

vertreiben ließ¹²⁾. Zeugnisse des Backgewerbes füllen den einen Raum, wobei die Holzmodellen der Lebküchner und Zuckerbäcker besonders hervorgehoben werden müssen, darunter ein Reitermodell mit der Jahreszahl 1654. Tragkörbe für Backwaren erinnern eindringlich an das zugehörige Wandergewerbe. Weniger gelungen ist die Rekonstruktion eines Brotbackofens, dem eine Backmulde, Backnäpfe usw. zugeordnet sind. Im Raum daneben findet der Besucher die Blumenmacherei: das jüngste der Wallfahrtsgerwerbe, das erst um 1820 aufkam, aber nach 1870 zum wichtigsten Industriezweig der Stadt expandierte¹⁴⁾. Die Anfänge dieser Entwicklung sind mit Ausschlageisen für Papierblumen, Blumenpressen usw. dokumentiert. Auch eine Mustersammlung von Walldürner Papierblumen fehlt nicht. Daß im gleichen Raum auch noch Geräte der Blaufärberei und des Zeugdrucks untergebracht wurden, ergab sich aus dem Bedürfnis, alle Räumlichkeiten voll auszunützen.

Verläßt der Besucher die Etage, so hat er dann nicht nur einen Rundgang durch die Walldürner Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts vor sich. Er wechselt aus Handwerkerstuben auch in die Sphäre der Wohn-

kultur, der Volksfrömmigkeit und des Wallfahrtskultes über. Im Treppenhaus erinnern die Porträts von Mainzer Erzbischöfen an die Tatsache, daß Walldürn von 1294 bis 1803 kurmainzisch gewesen ist und auch in seinen Wallfahrtsbelangen von Mainz aus gefördert wurde. Eine Windfahne vom Rathaus zeigt noch das Rad als mainzisches Staatswappen: in der Nachbarschaft schmiedeiserner Wirtshaus schilder, die aus Platzgründen hier hängen, aber auch auf die Vielzahl ehemaliger Gasthäuser (Pilgerherbergen) hinweisen. Die erste Türe oben führt in den Hauptwohnraum des Hauses, der durch seine Größe, seine mächtige Balkendecke und die eingangs erwähnten Wandbeschriftungen überrascht. Auch ergibt sich von hier aus ein reizvoller Ausblick in die fachwerkgesäumte Walldürner Hauptstraße.

Im Hauptraum standen bis 1986 drei bemalte Bauernschränke, ein dazu passendes Himmelbett und weiteres Mobiliar, das dem „Alt-Walldürner Zimmer“ des Heimatmuseums in der Turnhalle entstammte. Der patrizische Charakter der großen Stube war dadurch beeinträchtigt, weshalb eine Neueinrichtung mit sparsamer Möblierung vorgenommen wurde. Zwei große Barockschränke aus der



Blick in die Trachtenvitrine des Museums, die eine Walldürner Familie der Zeit um 1840 zeigt

Foto: A. Dertinger

Stadt — davon einer aus dem ehemaligen Bettendorfschen Palais („Zum Riesen“) — sind jetzt die einzigen größeren Ausstattungsstücke. In Vitrinen aber können die ältesten (in Kopie ausgelegten) Schriftquellen zur Walldürner Wallfahrt studiert werden: die 1445 erlassene päpstliche Ablassbulle in der Abschrift von 1571, das Mirakelbuchfragment von ca. 1480, die für die Wallfahrt werbenden Druckschriften des Pfarrers Hofius von 1589 und 1608. Alte Meßbücher und kirchliches Kultgerät verweisen dazu auf den Mittelpunkt der Wallfahrt, auf die Wallfahrtskirche und ihre Heilig-Blut-Reliquie, während die von dort ausgegangenen Wirkungen im Kirchenvolk und das Echo auf gegenreformatorische Kultpropaganda dann in Nebenräumen weiterzuverfolgen sind. Die im Erker des Hauptraumes aufgestellten Vortragsbilder mit dem Wallfahrtsmotiv sind Beleg für die barocken Fußprozessionen nach Walldürn. Eine Karte verdeutlicht das Einzugsgebiet der Wallfahrt, das noch heute bis an den Niederrhein und ins thüringische Eichsfeld reicht, das bayerische Unterfranken miteinschließt und im Süden seine Ausläufer in Baden und im Elsaß hat. Fotos vom Brauchtum der Pilgergruppen leiten vom Flur ins eigentliche „Wallfahrtszimmer“ (mit Ausblick zur Kirche) über, und hier ist dann breit die Verbindung dokumentiert, die Heilig-Blut-Verehrung, Volkskunst und auch noch industrielle Massenkunst miteinander eingegangen sind. Demgemäß begegnet hier das Blutbild von Walldürn auf Bildstöcken, kleinen Andachtsbildern, Blutstüchlein und Wandbildern aller Art. Daneben ziehen größere Heiligenfiguren, Vesperbilder und Madonnen den Blick auf sich, und in der Klausecke des Raumes ist Kleinkunst aus dem Kapuzinerkloster ausgestellt, das von 1658 bis 1830 in Walldürn bestanden hat und dessen Patres die Wallfahrtsseelsorge mittrugen¹⁵).

Im übrigen bot die Etage noch Platz, um hier auch Wohn-Arrangements unterzubringen und die Lebensverhältnisse des besseren Bür-

gertums in der Zeit zwischen 1780 und 1850 zu vergegenwärtigen. Die Nebenstube des Hauptraumes wird durch eine Glaswand halbiert, hinter der die Stalfsche Trachtengruppe¹⁶) aufgestellt ist und Einrichtungsgegenstände einen Wohnraum um 1840 andeuten. Vor dieser Großvitrine verdienen ein spätbarocker Sekretär und ein runder Biedermeiertisch mit Schaufelstühlen Beachtung. Dunkle Eichenholzmöbel mit klassizistischer Flachschnitzerei (Schrank, Kommode, Bett und Tisch) zeigt hingegen die Wohn- und Schlafstube am hinteren Ende des Ganges. Sie läuft in eine Essecke aus, in der ein Barocktisch, Brettstühle und eine „Sittel“ (aufklappbare Lehnbank) stehen¹⁷). Ein kleiner Nebenraum ohne Außenfenster wurde als Küche eingerichtet und ist reichlich mit irdenem und eisernem Geschirr gefüllt. Der gemauerte Herd mit offenem Rauchfang wurde nachgebaut.

Zwei im Flur aufgestellte Bauernschränke — ein auf 1712 datiertes Stück mit farbig gefaßter Schnitzerei aus Hornbach und ein sogenannter „Baier-Schrank“ von 1836 aus Langenelz — verweisen dann schon auf die Abteilung „Odenwälder und Bauländer Möbelmalerei“, die im zweiten Obergeschoß zu finden ist. Nach dem Auszug des Stadtarchives, das zeitweise im „Gülden Engel“ mituntergebracht war, gewann das Museum oben zwei Räume hinzu, und es empfahl sich, darin Volkskunst-Zeugnisse geschlossen zu präsentieren, die früher den unteren Hauptraum füllten bzw. im ganzen Haus verteilt waren. In einem Möbel-Zimmer kann nun nachvollzogen werden, wie die Odenwälder Möbelmalerei durch den Schreiner und Maler Johannes Baier (1758—1824) von Langenelz zu einem ersten Höhepunkt geführt wurde und wie sie sich bei dessen Sohn Franz Baier (1795—1861) weiterentwickelte¹⁸). Und daneben sind Vergleiche mit der Bauländer Möbelmalerei möglich, die mit Erzeugnissen unbekannter Meister aus der Zeit zwischen 1815 und ca. 1840 vertreten ist. Vier Schränke, drei Truhen, ein



Das Heilige Blut von Walldürn auf einer Relieftafel des 18. Jahrhunderts. Aus dem umgestürzten Messkelch fließt der konsekrierte Wein aus und formt auf dem Kelchtuch, das als Walldürner Wunderkorporale verehrt wird, das Bild des Gekreuzigten, umgeben von elf Christushäuptern

Foto: B. Sommer

Himmelbett und eine Wiege sind bewußt so aufgereiht worden, daß sich nicht die Illusion einer alten Bauernstube einstellt, sondern die Beschäftigung mit den Einzelobjekten naheliegt. Im zweiten Raum, der neu eingerichtet wurde, sind in ähnlicher Weise keramische Erzeugnisse präsentiert: irdenes Gebrauchs- und Schaugeschirr aus Hafneien im weiteren Umkreis¹⁹⁾ sowie tönene Heiligenfiguren, wie sie speziell in Walldürn gefertigt wurden, und zwar mit Hilfe von Tonmodellen²⁰⁾, von denen eine stattliche Sammlung gezeigt werden kann. Die Hafnerfamilie Eckardt beschäftigte sich schon im 18. Jahrhundert mit der Figurentöpferei und brachte außerdem einen bekannten Maler hervor: den leiningisch-coburgischen Hofmaler Sebastian Eckardt (1782—1846). Einen Ausblick auf dessen Schaffen gibt im gleichen Raum eine Anzahl von Zeichnungen, die dem Museum 1975 geschenkt wurden²¹⁾ und zu denen mittlerweile auch noch ein Ölbild („Freudenfeuer bei Nacht 1813“) hinzukam.

Ein dritter Raum auf der Etage zeigt für die Zeit um 1860/70 die Weiterentwicklung bürgerlicher Wohnkultur und enthält außerdem Bilder und Notendrucke, die an den Walldürner Komponisten Otto Hefner (1864—1940) erinnern. Und ein vierter Raum führt vor, wie sich zur Gründerzeit das Walldürner Vereinsleben entfaltete. Daneben sind jedoch auch die sozialen Probleme des mittleren und späten 19. Jahrhunderts nicht übergangen, indem die Revolution von 1848/49 angesprochen wird und die Auswanderung nach Amerika aufscheint. Nachdem der barocke Höhepunkt der Wallfahrt überschritten war, rechnete das 1806 badisch gewordene Walldürn zusammen mit dem ganzen hinteren Odenwald zu den Armut- und Krisengebieten des Großherzogtums: Fotos vom baulichen Zustand der Stadt und vom Armutsgewerbe der Steinhauerei sind eine weitere Erinnerung daran. Steigt der Besucher aber auch noch ins Speichergeschoß hinauf, so rundet sich das Bild

vom wirtschaftlichen Leben Walldürns in älterer Zeit. Denn dort findet er weitere Handwerksgeräte ausgebreitet: des Schreiners, Wagners, Drechslers, Hufschmieds, Nagelschmieds, Metzgers, Schusters, Zieglers usw. Und daneben dokumentiert die Sammlung landwirtschaftlicher Geräte, daß es stets auch ein starkes Bauerntum in der Stadt gegeben hat und das ganze Umland von der Landwirtschaft geprägt war. Ins allgemeine Bewußtsein trat dies immer wieder durch die Grünkernerzeugung des badischen Frankensandes. Alte Geräte dieser Sonderkultur fehlen selbstverständlich auch in der Walldürner Sammlung nicht.

Wer das Museum in den letzten Jahren wiederholt besuchte, der konnte verfolgen, daß die Museumsarbeit nicht stehen blieb. Dr. Schick hatte noch die Freude, 1966 die Neugründung eines Heimat- und Museumsvereins zu erleben, dessen Vorsitzender bis heute der Bürgermeister der Stadt Robert Hollerbach ist. Der Verein betreut seither die — im städtischen Besitz befindlichen — Museumssammlungen und gibt auch die „Walldürner Museumsschriften“ (begründet 1964/65) weiter heraus: das wissenschaftliche Forum für Forschungen, die die praktische Museumsarbeit begleiten²²⁾. Die Museumsleitung übernahm nach dem Tod Dr. Schicks 1970, den Verfasser dieser Zeilen im „Nebenamt“, d.h. neben seiner beruflichen Tätigkeit. Mit Unterstützung von örtlichen Helfern wurde kontinuierlich weitergesammelt, und es wurden Umstellungen des Museumsgutes vorgenommen (vgl. oben), so gut dies die Museumstradition und die Raumverhältnisse zuließen. Daß ein modernes Heimatmuseum auch die neuere Geschichte (nach 1900) seines lokalen Umfeldes darzustellen und der früheren Vergangenheit weitere Perspektiven abzugewinnen hätte, blieb als Aufgabe bewußt. Doch zeigt sich immer mehr, daß ein historisches Museumsgebäude — so attraktiv es an und für sich ist — der Museumsarbeit auch Grenzen setzt. Denn Erweiterungen sind nur durch Umstrukturie-



Im „Wallfahrtszimmer“ ist vielerlei religiöse Kleinkunst ausgestellt. Links oben ein gemaltes Bild des heiligen Blutes von Walldürn, das einst einer Prozession aus Mainfranken als Vortragsbild diente Foto: H. W. Ströbel

zung der bestehenden Abteilungen möglich, und entsprechenden Maßnahmen gibt die historische Raumaufteilung ein relativ enges Konzept kleinkammeriger Ausstellungseinheiten vor, das zumal auch die didaktische Aufbereitung des Gezeigten (durch Texte, Graphiken, vergrößerte Fotos usw.) behindert. So war es bisher auch nicht möglich, die Weiterentwicklung des Wallfahrtsgewerbes zur Wachs-, Blumen-, Lebkuchen- und Devotionalienindustrie darzustellen. Dem Museum angebotene Maschinen aus örtlichen Fabriken konnten meist nicht einmal fürs Magazin übernommen werden, da größere Magazinräume fehlen. Um einen Ausgleich zu schaffen, ist der Gedanke aufgetaucht, an gesondertem Ort ein kleines Museum zur Kunstblumenindustrie anzugliedern. Entlastung von der Aufgabe, die Mechanisierung der Landwirtschaft zu dokumentieren, hat jetzt schon das Odenwälder Freilandmuseum in Gottersdorf bei Walldürn gebracht, das von einem eigenen Verein mit überregionaler Mitgliedschaft getragen wird.



St. Josef mit dem Jesusknaben, eine Holzschnitzerei aus der Barockzeit Foto: G. Bräuchle

In Gottersdorf soll in Zukunft alles, was die Landwirtschaft und das Landhandwerk betrifft, seinen Ort haben.

Gleichwohl soll auch das Heimat- und Wallfahrtmuseum weiter verbessert und noch mit mehr schriftlicher Information angereichert werden. Durch Hinzukauf eines kleinen Fachwerkhauses im Hof hinter dem Museum ist es außerdem möglich geworden, Sonderausstellungen zu veranstalten. 1982 ist das Zweitegebäude, das sogenannte „Kleinbürgerhaus“, mit einer Ausstellung über die Auswanderung aus Walldürn und dem Odenwald eröffnet worden, die der Verfasser zusammen mit Marburger Studenten gestaltete. Eine Kunstaussstellung und 1986/87 eine Dokumentation zur Situation religiöser Flurdenkmäler („Kleindenkmale — Gefährdung und Bewahrung“) folgten. Demnächst soll „Alt-Walldürn im Bild“ gezeigt werden, wobei die bedeutend gewachsene Sammlung alter Fotografien aus der Stadt vorzustellen sein wird. Weiteres, was bisher nur in Schränken ruht, bietet sich ebenfalls für die Gestaltung von Sonderausstellungen an: so etwa auch die Sammlung populären Wand schmucks aus dem 19. und 20. Jahrhundert, die auf Anregung Wolfgang Brückners angelegt wurde und von der Leihgaben schon auf dessen Frankfurter Ausstellung „Die Bilderfabrik“ zu sehen waren²³⁾. Eine stetige Verlebendigung des Gesammelten wäre jedoch schon Aufgabe eines hauptamtlichen Museumsleiters. Die Anstellung eines solchen ist vorläufig noch Wunschziel, aber gewiß kein abwegiger Gedanke. Denn die Aufgaben sind in verschiedener Hinsicht im Wachsen. Das zeigte sich auch, als 1972/73 das Römerbad bei der Walldürner Marsbachquelle freigelegt wurde²⁴⁾ und Ausgrabungen beim danebenliegenden Kastell sowie am Limes neue wissenschaftliche Erkenntnisse und neue Fundobjekte brachten. Das Badische Landesmuseum und die Denkmalpflege regten daraufhin an, im Museum die Abteilung „Römerzeit“ ganz neu einzurichten, und stellten Leihgaben dazu in Aussicht. Der

Neuaufbau der römischen Sammlung erfolgt zur Zeit in den beiden ersten Räumen im Erdgeschoß des „Güldenengels“.

Zum Schluß sei darauf hingewiesen, daß das Walldürner Museum von Mai bis Ende September jeweils dienstags, donnerstags und sonntags von 14 bis 16 Uhr geöffnet ist. Außerhalb dieser Zeiten sind ganzjährig Sonderführungen möglich, die am Ort auch kurzfristig das Städt. Verkehrsamt vermittelt.

Anmerkungen:

¹⁾ Ein Abdruck der Verse findet sich bei *Heinrich Köllenberger*, Die Inschriften der Landkreise Mosbach, Buchen und Miltenberg (= Die deutschen Inschriften, 8), Stuttgart 1964, S. 263—267.

²⁾ Siehe dazu: Das Haus zum Güldenengels (= Walldürner Museumsschriften, 1), Walldürn 1964/65, S. 13—25.

³⁾ *Wolfgang Brückner*, Die Verehrung des Heiligen Blutes in Walldürn. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen zum Strukturwandel barocken Wallfahrtens (= Veröffentlichungen des Geschichts- und Kunstvereins Aschaffenburg e.V., 3), Aschaffenburg 1958. Siehe auch *Peter Assion* (Hrsg.), 650 Jahre Wallfahrt Walldürn, Karlsruhe 1980.

⁴⁾ Die Walldürner Wallfahrt beginnt jährlich am ersten Sonntag nach Pfingsten (Dreifaltigkeitssonntag) und dauert vier Wochen.

⁵⁾ Siehe die Beschreibung von *Bruno Walter*, Die kleineren Heimatmuseen im badischen Frankenland, in: *Badische Heimat* 20 (= Das badische Frankenland), 1933, S. 134—141, hier S. 138—140.

⁶⁾ Vgl. zu diesem: *Badische Biographien*, Neue Folge, Bd. II, Stuttgart 1987, S. 237 f.

⁷⁾ Vgl. *Rudolf Schick*, Unser Heimatmuseum, in: *Stadt Walldürn, Wallfahrtsort*, Bad Kissingen o.J. (ca. 1954), S. 10.

⁸⁾ *Rudolf Schick*, Geschichte des Walldürner Heimatmuseums, in: *Das Städtische Heimatmuseum Walldürn* (= Walldürner Museumsschriften, 2), Walldürn 1965, S. 5—13, hier S. 10.

⁹⁾ Vgl. *Brückner* (wie Anm. 3), S. 14 im Vorwort.

¹⁰⁾ Was bis 1965 zusammenkam, ist zusammen mit den Altbeständen vom Verfasser auch katalogisiert worden. Der Katalog findet sich abgedruckt in: *Das Städtische Heimatmuseum Walldürn* (wie Anm. 8), S. 15—76.

¹¹⁾ Oscar Stalf stiftete außerdem seiner Vaterstadt ein „Elfenbeinmuseum“ mit Elfenbeinschnitz-

kunst, das im Katholischen Pfarrheim untergebracht ist. Die bisher im „Stalfzimmer“ des Heimatmuseums gezeigten Objekte sind neuerdings auf andere Räume verteilt und in Fällen, wo es sich um Stücke ohne Ortsbezug handelte, z. T. auch magaziniert worden. Vgl. unten.

¹²⁾ Siehe *Peter Assion*, Ein unbekannter „Männchenstein“ bei Walldürn, in: *Der Odenwald* 17 (1970), S. 67–82.

¹³⁾ *Peter Assion*, Das Wandergewerbe der Stadt Walldürn, in: *Badische Heimat* 66 (1986), S. 403–424.

¹⁴⁾ *Richard Elsishans*, Die Entwicklung der Kunstblumenindustrie in Walldürn, Diss. (Masch.) Frankfurt/Main 1921.

¹⁵⁾ Vgl. *Brückner* (wie Anm. 3) sowie neuerdings *Waltherr Hümmerich*, Anfänge des kapuzinischen Klosterbaues (= Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte, 58), Mainz 1987, S. 470–477.

¹⁶⁾ Die Trachten sind z. T. nachgeschneidert: nach Originalen, die in einer Vitrine im Gang ausgestellt sind sowie nach der Beschreibung der Walldürner Tracht, die *Wilhelm Hildenbrand*, Volksüberlieferungen von Walldürn, in: *Alemannia* 34 (1906), S. 255–279, hier S. 265, gegeben hat.

¹⁷⁾ Siehe Abb. in: Das Städtische Heimatmuseum Walldürn (wie Anm. 8), S. 41. Einzelstücke aus dem Museum auch bei *Albert Walzer*, Baden-Württembergische Bauernmöbel, Teil II (= Der Museumsfreund, 10/11), Stuttgart 1969, Abb. 6, 7, 29, 30, 54 und 198.

¹⁸⁾ Abbildungen der bemalten Möbel des Walldürner Museums z. T. bei *Wolfram Metzger* und *Hubert Vaculik*, Auf der Stör. Bemalte Möbel aus dem badischen Odenwald (= Zeugnisse der Volkskul-

tur, 1 A), Nr. 24, 30, 36, 54, 87, 103 und 118. Siehe auch *Gotthilde Güterbock*, Die Odenwälder Schreiner-Maler-Sippe Baier und ihre Werke, in: Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften II, Breuberg-Neustadt 1977, S. 215–236, Farbtafel 4 sowie Abb. 10.

¹⁹⁾ Zur Hafnerei der Gegend vgl. *Peter Assion*, Die letzten Hafner am Ostrand des Odenwaldes, in: *Zu Kultur und Geschichte des Odenwaldes*. Festgabe für Gotthilde Güterbock, Breuberg-Neustadt 1976, S. 155–198. Siehe außerdem *ders.*, Zwei Spruchschüsseln aus dem Odenwald im Museum Walldürn, in: *Der Odenwald* 28 (1981), S. 126–132.

²⁰⁾ Vgl. *Peter Assion*, Werkstattstudien zur Figurentöpferei in Walldürn/Odenwald, in: *Keramos*, Heft 96 (März 1982), S. 131–136.

²¹⁾ Dazu *Peter Assion*, Ein Bilderfund aus dem Sebastian-Eckardt-Nachlaß, in: *Ekkhart* 1977, S. 37–45. Aus dem älteren Walldürner Heimatmuseum blieben nur wenige kleine Werke des Künstlers erhalten.

²²⁾ Bisher erschienen sechs Hefte. Außer den in Anm. 2 und 8 genannten Ausgaben sind zu nennen: Beiträge zur Walldürner Stadtgeschichte I (1974); Walldürn im 19. Jahrhundert (1977); Walldürn zwischen Mittelalter und Neuzeit (1982); Die Charles-Haas-Story — Zur Geschichte der Auswanderung von Walldürn nach Amerika (1984).

²³⁾ Vgl. *Wolfgang Brückner*, Elfenreigen, Hochzeitstraum. Die Öldruckfabrikation 1880–1940 (= dumont-kunst-taschenbücher, 22), Köln 1974.

²⁴⁾ Siehe *Dietwulf Baatz*, Das Badegebäude des Limeskastells Walldürn (Odenwaldkreis), in: *Saalburg-Jahrbuch* 35 (1978), S. 61–107.

Landesgeschichtliche Vereinigungen in Baden-Württemberg

Eberhard Gönner hat im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg ein Verzeichnis „*Landesgeschichtlicher Vereinigungen in Baden-Württemberg*“ im *W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart*, herausgebracht. Das Verzeichnis soll einen Überblick über die Vereinigungen geben, die sich in Baden-Württemberg mit Landes-, Orts- und Familiengeschichte befassen. Das Verzeichnis führt in einem 13-Punkte-Schema mit Stand vom 1. Januar 1986 (1. Name der Vereinigung, 2. Aufgabenstellung, 3. Anschrift der Geschäftsstelle, 4. Name und Anschrift des Vorsitzenden, 5. Name und Anschrift des stellv. Vorsitzenden, 6. Name und Anschrift des Geschäftsführers, 7. Gründungsdatum, 8. Datum der Satzung, 9. Zahl der Mitglieder, 10. Höhe des Jahresbeitrages, 11. Veranstaltungen pro Jahr, 12. Veröffentlichungen, 13. Literatur zur Geschichte der Vereinigung) die wissenswertesten Daten der Vereinigungen auf. „Es ist gedacht als ein handliches Informations- und Hilfsmittel wie auch als Aufforderung zu Kommunikation und Zusammenarbeit.“ Für den badischen Landesteil ist die Publikation insofern bemerkenswert, als nun erstmals die badischen Vereinigungen systematisch erfaßt sind.

Die *Badische Heimat* nimmt die Herausgabe des Verzeichnisses zum Anlaß, in Zukunft den landesgeschichtlichen Vereinigungen in Baden Gelegenheit zu geben, auf ihre Publikationen hinzuweisen und damit „Kommunikation und Zusammenarbeit“ über die Region hinaus zu ermöglichen.

Heinrich Hauß, Schriftleiter

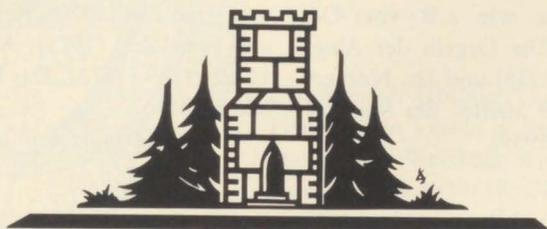
Landesgeschichtliche Vereinigungen in Baden

I. Buchen (Odenwald)

Verein Bezirksmuseum e. V. Buchen
Kellereistr. 25—29, Postfach 1422, 6967 Buchen,
Tel.: 06281/2640
Vorsitzender: Hans Th. Vleugels, Heinrich-Lauer-Str. 54,
6967 Buchen



Veröffentlichungen des Vereins Bezirksmuseum e. V. Buchen



Der Wartturm

Der Verein Bezirksmuseum e. V. Buchen gibt zur Zeit zwei Publikationsorgane heraus: die viermal jährlich erscheinenden Heimatblätter „Der Wartturm“ und die in unregelmäßiger Folge herausgegebene Schriftenreihe „Zwischen Neckar und Main“.

Seit 1981 wird die 3. Folge des „Wartturm“ vom Verein Bezirksmuseum e. V. Buchen herausgegeben. Die Herausgabe der 1. Folge in den Jahren 1925 bis 1936 war Aufgabe des Pressevereins Buchen gewesen, die 2. Folge in den Jahren 1966 bis 1975 war ebenfalls durch den Verein Bezirksmuseum herausgegeben worden, damals noch in monatlicher Erscheinungsweise.

„Der Wartturm“ enthält zum einen heimatkundliche, stadt- und regionalgeschichtliche Veröffentlichungen, zum andern Mitteilungen für die Vereinsmitglieder, Buchbesprechungen und Stadtchronik. Im Rahmen ihrer Mitgliedschaft erhalten die Mitglieder den „Wartturm“ kostenlos, so daß die Heimatblätter ein wichtiges Bindeglied zwischen dem Verein und seinen Mitgliedern darstellen. Da sich der Verein Bezirksmuseum nicht

nur die Betreuung seiner umfangreichen Sammlungen zur Aufgabe gemacht hat, sondern gleichzeitig Aufgaben eines Geschichtsvereins übernimmt, bietet „Der Wartturm“ ein Forum zur Veröffentlichung heimatkundlicher Beiträge und Mitteilungen für die Stadt Buchen und ihre Umgebung.

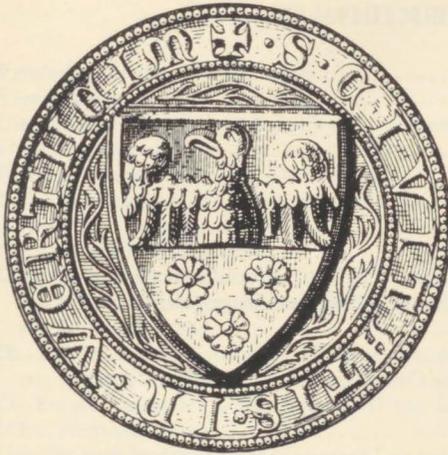
Im gleichen Zusammenhang ist auch die Veröffentlichung der Schriftenreihe „Zwischen Neckar und Main“ zu sehen, deren erstes Heft bereits 1920, also nur neun Jahre nach der Gründung des Vereins erschienen ist. Bis 1939 sind immerhin 18 Hefte dieser Schriftenreihe erschienen, nach einer längeren Unterbrechung wurde 1972 wieder mit der Herausgabe dieser Hefte in unregelmäßiger Folge begonnen. Im vergangenen Jahr, zum 75jährigen Bestehen des Vereins Bezirksmuseum e. V. Buchen erschien Heft 23 „Das Bezirksmuseum Buchen und seine Sammlungen“, konzipiert als Führer und Beschreibung der einzelnen Sammlungsteile. Heft 24 mit Kindheits- und Jugenderinnerungen einer jüdischen Familie ist derzeit in Vorbereitung, ebenso Heft 25 mit Referaten einer Ta-

gung über mittelalterliche Siedlungsentwicklung und Herrschaftsbildung im badischen Franken.

Die Schriftenreihe „*Zwischen Neckar und Main*“ beinhaltet umfangreichere Veröffentlichungen regionalgeschichtlicher Art, die weit über die Grenzen des alten Amtsbezirks Buchen hinausreichen, wie z.B. von Dr. Ernst Fritz Schmid: *Die Orgeln der Abtei Amorbach* (Heft 17, 1938) und Dr. Norbert Höbelheinrich: *Die „9 Städte“ des Mainzer Oberstiftes* (Heft 18, 1939).

Neben der Veröffentlichung dieser Schriftenreihen gibt der Verein Bezirksmuseum e.V. Buchen auch Kataloge zu seinen Sonderausstellungen heraus, insbesondere zu Graphikausstellungen, die in Zusammenarbeit mit Stift Göttweig/Niederösterreich erarbeitet wurden: *Albrecht Dürer, sein Kreis und seine Zeit* (1970); *Rembrandt, sein Kreis und seine Zeit* (1971); *Abt Gottfried Bessel 1672—1749* (1972); *Das Schöne Madonnenbild* (1975).

Gerlinde Trunk, Geschäftsführerin



II. Historischer Verein Wertheim e.V.

Stadtarchiv Wertheim, Mühlenstr. 26,
6980 Wertheim, Tel.: 09342/37237

Vorsitzender: Jörg Paczkowski, Mühlenstr. 38,
6980 Wertheim

„Wertheimer Jahrbuch“ herausgegeben vom
Historischen Verein in Verbindung mit dem
Staatsarchiv Wertheim seit 1977/78.

Von 1904 bis 1938/39: „Wertheimer Jahrbuch“,
alte Folge; 1947 bis 1963/64 als neue Folge

WERTHEIMER JAHRBUCH

Der Leiter der Volkshochschule Wertheim, Hans-Dieter Schmidt, hat anlässlich der Feier zum 75jährigen Bestehen des Historischen Vereins Wertheim 1979 die Aufgabe eines solchen Vereins heute in folgenden Sätzen anschaulich gemacht: „Geschichte wird beispielhaft erkennbar für uns alle dort, wo wir ihr unmittelbar begegnen können: in der Stadt, in der wir leben, in ihren Bauten, den Hinterlassenschaften früherer Mitmenschen, in den Aufzeichnungen, die auf uns gekommen sind. Ich erfahre Geschichte, wenn ich die alte Familienbibel aufschlage und darin lese, welche Schrecken die Hungerjahre 1816 und 1817 mit sich gebracht haben. Im Federstrich des Historiographen einer vergangenen Zeit erkenne ich die Angst, mit der sie geführt wurde, weil er die Bedrohung, die für die Stadt bestand, vielleicht schon atmosphärisch verspürte. Es ist ein Anwesendsein dieses Menschen, auch jetzt noch, nachdem der Staub vieler Jahrzehnte darüber hinwegging. Hier in Franken, im Lande des Bauernkrieges, bietet sich uns, wie ich meine, diese Chance. Geschichte ist in dem, was der Historische Verein geleistet hat, in vielfältiger Weise wieder greifbar geworden“ (Wertheimer Jahrbuch 1979, S. 11).

Mit dem Jahrbuch 1977/78 begann der Historische Verein Wertheim mit einer Neuen Folge von Jahrbüchern unter der Schriftleitung des Leiters des Staatsarchivs Wertheim, Dr. Hermann Ehmer. Seither sind sechs Jahrbücher erschienen: die Jahrbücher 1977/78, 1979, 1980, 1981/82, 1983, 1984/85. Um einen Überblick über die behandelten Themengebiete zu geben, drucken wir im folgenden die Inhaltsverzeichnisse der letzten drei Jahrbücher ab:

WERTHEIMER JAHRBUCH 1981/82

Vereinsbericht über das Jahr 1981	5
Vereinsbericht über das Jahr 1982	7
Geistiges Leben am spätmittelalterlichen Hof von Wertheim	
von Otto Meyer	11
Hans Beheim — ein Vorläufer des Bauernkriegs?	
von Hans-Dieter Schmidt	25
Die Kartause Grünau	
von James Hogg	
Aus dem Englischen übersetzt von Hermann Ehmer	37
Häcker und Bauern — Höhefelds Einwohner um 1600. Ein sozial- und familiengeschichtlicher Beitrag zur Orts- und Grafschaftsgeschichte	
von Erich Langguth	55
Ländliche Betriebsgrößen in der Grafschaft Wertheim. Die Orte Hasselberg und Hasloch in den wertheimischen Lagerbüchern von 1710	
von Wilhelm Störmer	133
„Ältere“ und „Altfürstliche Linie“. Der Kurztitel der Fürsten zu Löwenstein-Wertheim und die Fürstenerhebung der Linie Löwenstein-Wertheim-Freudenberg	
von Norbert Hofmann	149
Capitain Heinrich Hofmann und das kulturelle Leben im Wertheim des 19. Jahrhunderts	
von Jörg Paczkowski	173
Silberpfennige unserer Region aus der 2. Hälfte des XIV. Jahrhunderts	
von Philipp Hügel	205
Buchbesprechungen	299

WERTHEIMER JAHRBUCH 1983

Vereinsbericht über das Jahr 1983	5
Der Wolf von Reichholzheim	
Ein Beitrag zum Reicholzheimer Ortsadel und zur Gamburger Burgmannschaft	
von Norbert Hofmann	9
Das <i>hoche werck</i> zu Bronnbach	
von Leonhard Scherg	23
Johann Eberlin von Günzburg in Wittenberg 1522—1524	
von Martin Brecht	47
Johann Eberlin von Günzburg in Wertheim	
von Hermann Ehmer	55
Einmütig in der neuen Lehre: Dr. Johann Eberlin — Graf Michael II.	
— Dr. Andreas Hoffrichter. Der Wechsel im Wertheimer Pfarramt 1530	
von Erich Langguth	73
Ländliche Betriebsgrößen in der Grafschaft Wertheim II:	
Die Orte Kreuzwertheim, Oberwittbach, Altfeld, Glasofen, Eichenfürst und Steinmark in den wertheimischen Lagerbüchern um 1710	
von Wilhelm Störmer	103
Die Baumeisterfamilie Streiter aus Mainz	
von Hermann Reidel	125
Baumeister Friedrich Streiter in Wertheim und Kleinheubach	
von Falk Krebs	141
Wertheimer Literatur 1983	
zusammengestellt von Rainer Trunk und Ingeborg Hermann	177
Buchbesprechungen	185

WERTHEIMER JAHRBUCH 1984/85

Vereinsbericht über das Jahr 1984	5
Vereinsbericht über das Jahr 1985	8
Die Stifter der Wertheimer Stiftskirche von Hermann Ehmer	13
Pfarrer, Vikarier, Altaristen, Chorherren Zur Entwicklungs- und Personengeschichte von Pfarrei und Stift Wertheim im Mittelalter von Erich Langguth	31
<i>Hic venerabilis pater esificavit</i> Baumaßnahmen des Klosters Bronnbach zwischen 1452 und 1514. Ein Beitrag zur Baugeschichte und Zisterzienserabtei Bronnbach (2) von Leonhard Scherg	55
Der Reicholzheimer Satzenberg im Mittelalter und in der frühen Neuzeit von Norbert Hofmann	67
Die Brautwerbung des Grafen Ludwig III. von Löwenstein von Hermann Ehmer	127
Drei Wertheimer Bach-Sippen Eine Umschau unter Namensvettern des großen Musikus im Bach-Jahr 1985 von Erich Langguth	133
Wertheim und die Maingrenze Die Folgen der napoleonischen Grenzziehung für die Stadt Wertheim von Hermann Ehmer	157
„Freie Bäckerinnung zu Wertheim a. Main“ 1910—1934 von Ludwig Braun	169
Der Kampf um Nassig am 30./31. März und die Besetzung Wertheims am 1. April 1945 von Hermann Ehmer	195
Wertheimer Literatur 1984—1985 zusammengestellt von Ingeborg Hermann	217
Buchbesprechungen	229

Schriftenreihe „Wertheimer Museumsschriften“

Verfasser/Hrsg.	Titel
Mielke, Heinz-Peter Wertheimer Museumsschriften, Heft 1	Die Kunst des Scherenschnittes mit Werken von Elisabeth Emmler (und 625 Abb.) 1978
Mielke, Heinz-Peter Wertheimer Museumsschriften, Heft 2	Federzeichnungen von Alfred Ritmaster 1978, . vergriffen
Lehmann, Benno K. Wertheimer Museumsschriften, Heft 3	Karl Weysser (1833—1904) — Seine Wertheimer Gemälde und Zeichnungen 1981
Daxelmüller, Christoph Wertheimer Museumsschriften, Heft 4	Krippen aus aller Welt (Sammlung Christoph Daxelmüller) 1982
Heidelmann, Hilde; Paczkowski, Jörg Wertheimer Museumsschriften, Heft 5	Wertheimer Mustertücher 1982
Historisches Museum für Stadt und Grafschaft Wertheim Wertheimer Museumsschriften, Heft 6	Karl Fröhlich (1821—1898) Scherenschnitte 1983
Braun, Ludwig; Paczkowski, Jörg Wertheimer Museumsschriften, Heft 7	Wertheimer Backmodel zur Ausstellung „... und das nicht nur zur Weihnachtszeit“ — Backmodel an Main und Tauber — 1984

Historisches Museum für Stadt und Grafschaft
Wertheim
Wertheimer Museumsschriften, Heft 8
Wehnert, Hans
Wertheimer Museumsschriften, Heft 9
Historisches Museum für Stadt und Grafschaft
Wertheim
Wertheimer Museumsschriften, Heft 10

Otto Modersohn 1865—1943 und seine Reisen in
dem Süden Deutschlands 1985

Photographie in Wertheim 1985

August Futterer (1865—1927) und die Meggen-
dorfer Blätter 1986

Hefte 5, 7 und 10 ebenfalls vergriffen; eventuell Neuauflage.

Publikationsverzeichnis des Historischen Vereins mit Historischem Museum Wertheim

Verfasser/Hrsg.	Titel
Bernhard Sprotte; Historischer Verein, Bd. 1 Hermann Weinzmann; Historischer Verein, Bd. 2	Geleit im Taubertal, 1975, vergriffen Wertheim und Miltenberg. Die parallelen und divergierenden Entwicklungsphasen zweier Klein- städte. Ein Stadtgeographischer Vergleich 1979 Niklashausen 1476; Quellen und Untersuchungen zur sozialreligiösen Bewegung des Hans Behem . . . 1975
Klaus Arnold Historischer Verein, Bd. 3	Aufstieg und Machtergreifung des National- sozialismus in Wertheim am Main Geschichte der Kirchenbibliothek Wertheim
Ellen Scheurich Historischer Verein, Bd. 4 Wilhelm Stoll Historischer Verein, Bd 5; mit Freunde Mainfrän- kischer Kunst und Geschichte e.V., Bd. 31 und Historischer Verein Schweinfurt e.V.	

Das Wertheimer Jahrbuch erschien von 1904 bis 1938/39 (alte Folge),
dann von 1947 bis 1963/64 als neue Folge Band 1 ff.
und in Verbindung mit dem Staatsarchiv Wertheim seit 1977/78 ff.

Fränkische Literaturschau

Peter Assion, Walldürn/Marburg

Die Literatur über das badische Frankenland, seine Geschichte und Kultur ist in den letzten Jahren erfreulich angewachsen. Neben ältere Standardwerke der Wissenschaft traten neue von grundlegender Bedeutung. Vielstimmig hat sich die gediegene Heimatforschung und Heimatpflege artikuliert. Und auch das Interesse am Populären und Unterhaltssamen kam zu seinem Recht.

Wer sich von der Eigenart des Frankenlandes und seinen Sehenswürdigkeiten einen ersten Eindruck verschaffen möchte, greift am besten zu dem neuen Frankenland-Buch von **Heinz Bischof** (Badenia-Verlag, Karlsruhe) oder dem Bild- und Textband „Neckar, Odenwald, Bauland“, den **Werner Kieser** 1980 im Stuttgarter Theiss-Verlag herausgebracht hat. Mit beiden Autoren kann der Leser die reizvolle, abwechslungsreiche Landschaft vom Neckartal und dem hinteren Odenwald bis zum Tauber- und Maintal durchwandern, kann Städte, Dörfer und Burgen kennenlernen und sich mit dem Wesen von Land und Leuten vertraut machen. Als gebürtige Franken haben sich die Autoren gerade darum bemüht, auch „Innenansichten“ vom Frankenland zu vermitteln und mehr zu bieten als einen Baedeker. **Heinz Bischofs** „Fränkische Dorfbilder“ von 1986 (Verlag der Fränkischen Nachrichten, Tauberbischofsheim) sind in dieser Hinsicht anzureihen.

Ein ebenso handliches und gut lesbares, dazu zuverlässiges und mit historischem Sachverstand geschriebenes Geschichtsbuch fehlte dem Frankenland lange Zeit. Doch liegt auch ein solches jetzt vor, verfaßt von dem in Buchen tätigen Lehrer und Historiker **Günther Ebersold** und 1986 mit dem Titel „Wingarteiba. Geschichte des östlichen Odenwalds und des Baulands“ herausgege-

ben (Verlag Buchhandlung Karl Volk, Buchen). Mit „Wingarteiba“ nahm Ebersold eine frühmittelalterliche Gaubezeichnung neu auf, um dem Gebiet zwischen Jagst und Main, Itter und Schüpf einen einheitlichen Namen zu geben. Doch greift seine Darstellung geschichtlicher Entwicklungen in diesem Raum weit über das Mittelalter hinaus, durchmißt die gesamte Neuzeit und reicht bis ca. 1950, wobei auch die Zeit des „Dritten Reiches“ nicht übergangen wird. Die gesamte ältere Literatur ist eingearbeitet, und dennoch bleibt die Faktenfülle übersichtlich. Daß die Geschichte des Frankenlandes auch auf Karten nachvollzogen werden kann, ist den Bemühungen von Dipl.-Ing. **Franz Meszmer** zu danken, der langjährige Vorarbeiten für ein historisches Kartenwerk leistete. Die von ihm entworfenen und gezeichneten Karten gibt seit 1978 der Geschichts- und Museumsverein Mosbach e.V. als „Historischer Atlas der Region Mosbach“ heraus. Mit der 1986 erschienenen 6. Lieferung ist das Werk bereits auf 66 Blätter — darunter auch Faksimiles von alten Karten — angewachsen: eine wertvolle Ergänzung zum „Historischen Atlas von Baden-Württemberg“, der aus maßstäblichen und darstellerischen Gründen nicht die gleiche Detailfülle bieten kann wie die Mosbacher Karten. Diese erfassen den gesamten nordostbadischen Raum und sind einem breiten Themenspektrum gewidmet. Die Besitzungen des Klosters Amorbach und die territoriale Entwicklung unter verschiedenen Herrschaften sind ebenso zu ersehen wie etwa die Streuung der israelitischen Bevölkerung um 1880 und der Schnellzugsverkehr der Badischen Odenwaldbahn 1842/43. Auch historische Ortsgrundrisse sind wiedergegeben, darunter derjenige von Königshofen an der Tauber

um 1900, also aus der Zeit vor den Verwüstungen zu Ende des Zweiten Weltkriegs.

Bei den historischen Spezialstudien ist immer noch das Werk „Die Herrschaft Dürn und ihre Entwicklung bis zum Ende der Hohenstaufen“ wichtig, das der Walldürner **Werner Eichhorn** (jetzt Professor in Freiburg/Schweiz) als Dissertation verfaßte und 1966 herausgab (Verlag P. G. Keller, Winterthur). Aufgrund eingehenden Urkundenstudiums wird hier der einzige — unter den Dynasten von Dürn (Walldürn) erfolgte — Versuch zur Territoriums-bildung aus der fränkischen Landschaft heraus behandelt. Was dabei auch die Geschichte des Klosters Amorbach betrifft, deren Schutzzvögte die Dürner waren, wird jetzt durch ein neues Sammelwerk ergänzt und bereichert: durch die Festschrift „Die Abtei Amorbach im Odenwald“ (Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen), die 1984 zur 1250-Jahrfeier der Klostergründung von dem Amorbacher Archivar **Friedrich Oswald** und dem Münchner Geschichtspräsidenten **Wilhelm Störmer** herausgebracht wurde. Amorbach liegt zwar heute im bayerischen Odenwald, doch waren große Teile des Frankenlandes, die 1806 badisch wurden, jahrhundertlang mit dem dortigen Benediktinerkloster verbunden gewesen. Die Festschrift dokumentiert dies in beeindruckendem Umfang. So wird die klösterliche Rodungsarbeit im hinteren Odenwald nachgezeichnet, der nahezu 30 Siedlungen ihre Existenz verdanken, und es werden die weit gestreuten Pfarrei- und Zehntrechte des (1803 aufgelösten) Klosters rekonstruiert.

Der Ritterschaft des Frankenlandes sind zwei Dissertationen gewidmet worden, die neue Einsichten in die Rechts- und Herrschaftsverhältnisse sowie in die Kirchengeschichte brachten. **Wolfgang von Stetten** schrieb über „Die Rechtsstellung der unmittelbaren freien Reichsritterschaft“, und **Helmut Neumaier** (jetzt Lehrer und Geschichtsforscher in Osterburken) behandelte „Reformation und Gegenreformation im Bauland unter besonderer Berücksichtigung der Rit-

terschaft“. Die beiden Arbeiten erschienen 1973 und 1978 als Band 8 und Band 13 der Reihe „Forschungen aus Württembergisch-Franken“ (Historischer Verein für Württembergisch-Franken, Schwäbisch Hall).

Zunehmend nimmt sich die Geschichtswissenschaft auch der jüngeren Vergangenheit des Frankenlandes an, wobei Impulse nicht zu verkennen sind, die vom Mannheimer Museum für Arbeit und Technik ausgehen. Für das Industriezentrum Mannheim waren Odenwald und Bauland nach 1860/70 Hauptreservoir zur Gewinnung von Arbeitskräften, und diesem Tatbestand hat **Wolfgang Kromer**, ein Mitarbeiter des Museums, eine aufschlußreiche Untersuchung gewidmet, erschienen 1986 in der Heidelberger Verlagsanstalt: „Ich wollt' auch einmal in die Stadt — Zuwanderungen nach Mannheim vor dem Zweiten Weltkrieg, illustriert an Wanderungsbiographien aus dem badischen Odenwald.“ Kromer gibt zuerst einen historischen Abriß zum Wanderungsverhalten der Odenwälder und geht dann auf jüngere biographische Beispiele ein, die er aufgrund von „Oral History“-Erhebungen in Schloßau bei Mudau gewonnen hat. Noch näher an die Gegenwart reicht eine kleine, doch inhaltsreiche Schrift heran, die **Elmar Weiß** (Osterburken) als Veröffentlichung der Landeszentrale für politische Bildung, Außenstelle Nordbaden, 1979 vorlegte. Sie trägt den Titel „Jüdisches Schicksal im Gebiet zwischen Neckar und Tauber“ und konfrontiert den Leser mit einer langen Abfolge von Judenpogromen, insbesondere aber mit der Judenverfolgung und -vernichtung im „Dritten Reich“.

Elmar Weiß hat 1984 auch eine Monographie über den „Pfeifer von Niklashausen“ und die revolutionäre Bewegung geschrieben, die der Pfeiferhans am Vorabend des Bauernkrieges auslöste (Verlag der Fränkischen Nachrichten, Tauberbischofsheim). Die für breitere Leserkreise bestimmte Veröffentlichung ist in der Aufmachung dem Buch „Der Bauernkrieg in Franken“ ähnlich,

das schon 1975 von **Carlheinz Gräter** herausgebracht wurde (Stürtz Verlag, Würzburg). Über Herrschaftsverhältnisse, fränkische Adelsgeschlechter, Pfarrei- und Kirchengeschichtliches, Kultur und Lebensweise der Bevölkerung steckt eine Fülle von Informationen zugleich in den Ortschroniken und Heimatbüchern, deren Zahl sich beträchtlich vermehrt hat. Es ist nicht möglich, hier auf alle Neuerscheinungen einzugehen. Aber es sei doch wenigstens versucht, die neueren Ortsmonographien in chronologischer Folge zu nennen: Adelsheim von **Gottlieb Graef** und **Heiner Heimberger** (1969), Gissigheim von **Franz Gehrig** (1969), Erfeld von **Robert Hensle** (1970), Lauda von **Karl Schreck** (1973), Dallau im Elztal von **Bruno König** (1974), Hettingen von **Peter Assion** und **Gerhard Schneider** (1974), Rosenberg von **Max Löffler** (1974), Hainstadt (1975), Oberwittstadt von **Walter Brecht** (1975), Mosbach von **Ernst** und **Dorothee Brüche** (1978), Eubigheim von **Franz Gehrig** (1978), Buch am Ahornwald von **Ernst Honeck** (1983), Osterburken von **Elmar Weiß** und **Helmut Neumaier** (1986), Götzingen von **Walter Jaufmann** und **Willi Biemer** (1987).

Hingewiesen werden muß auch auf die vier Sammelbände „Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften“, die von 1972 bis 1986 der Breuberg-Bund mit Sitz in Breuberg-Neustadt (hessischer Odenwald) herausgegeben hat. Die dickleibigen Bände enthalten Aufsätze verschiedener Autoren, die mit ihren Untersuchungen auch weit ins Badische ausgriffen, darunter Studien von grundlegender Bedeutung. Auch Freunde der Volkskunde kommen zu ihrem Recht und finden wichtige Beiträge zum

Odenwälder Brauchtum, zur Möbelmalerei, zu Steinkreuz und Bildstock, zu alten Handwerkszeichen usw.

Volkskundlich ist auch sonst eifrig gearbeitet worden, doch hat sich dies mehr in Zeitschriften als in Monographien niedergeschlagen. Immerhin hat die Möbelmalerei des badischen Odenwaldes in dem Band „Auf der Stör“ von **Wolfram Metzger** und **Hubert Valulik** (Böhler Verlag, Würzburg 1983) eine breite, gut mit Farbaufnahmen bebilderte Dokumentation gefunden. Und aus hinterlassenen Notizen des Odenwälder Volkskundlers Max Walter gestaltete **Christiane Landgraf** 1986 eine Geschichte der „Hafnerei im hinteren Odenwald und Bauland“ (im Verlag der Bayer. Blätter für Volkskunde, Würzburg, beim Volkskundeseminar der Universität). Den Erzeugnissen der Mosbacher Fayencemanufaktur hat **Erika Brücheschwab** 1980 einen reich bebilderten Band gewidmet. Die Walldürner Wallfahrt erhielt 1980 anlässlich des Wallfahrtsjubiläums mit dem Sammelband „650 Jahre Wallfahrt Walldürn“ (Badenia-Verlag, Karlsruhe) literarische Bereicherung. Zum Hausbau sei auf das Buch „Bauen und Wohnen im deutschen Südwesten“ von **Peter Assion** und **Rolf Wilhelm Brednich** (W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1984) verwiesen, das einschlägige Kapitel über Odenwald und Bauland enthält. Diese Literaturschau könnte noch erweitert werden, doch dürften die gegebenen Hinweise genügen, um einen ersten Überblick über die Neuerscheinungen der letzten Jahre zu vermitteln und demjenigen, der sich näher mit dem Frankenland beschäftigen möchte, eine bibliographische Hilfe zu bieten.

Wettbewerb 1987/88

HEIMAT - LEBENSRAUM FÜR ALLE

Bundesgremium für Schulphotographie

Natürlich wird der Mensch im Mittelpunkt unserer Betrachtungen stehen: die Jugend und das Alter, die Berufe und der Sport, die Gesunden und die Kranken, der Mensch in Freude und Trauer. Aber auch Tiere und Pflanzen gehören zum Lebensraum unserer Heimat; so wie Berge und Täler, Städte und Dörfer, Felder und Wiesen, Flüsse und Seen, Schulen und Fabriken unsere Heimat prägen.

Was ist eigentlich „Heimat“?

Vielleicht läßt sich das in Bildern besser ausdrücken als in Worten. Wir wollen es versuchen und laden alle zwischen 6 und 24 Jahren zum Mittun ein.

Gruppen können sich mit Gemeinschaftsleistungen mehrerer Autoren beteiligen.

PREISE

für **Foto, Film und Video** werden in 3 Altersgruppen vergeben.

Gruppe 1: bis 10 Jahre

Gruppe 2: 11 bis 16 Jahre

Gruppe 3: 17 bis 24 Jahre

In jeder Sparte und für jede Altersgruppe wird

ein 1. Preis mit DM 500,-

ein 2. Preis mit DM 250,-

ein 3. Preis mit DM 150,-

vergeben.

Erstmalig wird bei diesem Wettbewerb der Dr. Gerhard-Graeb-Wanderpreis als Sonderpreis verliehen;

für Tonbildschauen

1. Preis: DM 1000,-

2. Preis: DM 500,-

3. Preis: DM 300,-

für alle Altersgruppen.

Außerdem werden für alle Teilnehmer 100 Sachpreise, Sonderpreise und Einladungen zu einem Workshop mit einem bekannten Fotografen vergeben.

Ein gemeinsamer Wettbewerb von:

Bundesgremium für Schulphotographie

Deutscher Heimatbund

Deutscher Landkreistag

Deutscher Städtetag

Deutscher Städte- und Gemeindebund

Institut für Film und Bild in Wissenschaft
und Unterricht

Landesbildstellen, Stadt- und Kreisbildstellen

FOTO

Mindestformat 13 x 18 cm, bei Dias 24 x 36 mm, das gewählte Thema ist anzugeben, Gruppen oder Einzelautoren mit mehreren Bildern numerieren die Bilder, falls sie nicht aufgezogen eingesandt werden.

FILM

Jeder Einzeleinsender oder jede Filmgruppe kann nur einen Film im Format SUPER-8 einreichen. Die Laufzeit des Films darf 15 Minuten nicht überschreiten. Die Vorführgeschwindigkeit und die Laufzeit des Films müssen auf Filmspule und Filmdose stehen.

VIDEO

Maximale Laufzeit: 15 Minuten. Titel, Laufzeit und System der Aufnahme, Namen und Anschrift von Autoren auf Kassette und Hülle.

TONBILDSCHAUEN

dürfen bei einer maximalen Laufzeit von 15 Minuten nicht mehr als 160 Dias umfassen. Vorführgeräte (nicht mehr als 2 Projektoren) und System des Steuergerätes sind anzugeben.

Alle Einsendungen müssen Vor- und Familiennamen bzw. Namen der Schule/Fotogruppe, Anschrift und Geburtsdatum enthalten.

Mit der Einsendung bestätigt der Einsender, daß die eingesandten Arbeiten von ihm selbst gefertigt wurden und daß die Bildrechte bei ihm liegen.

JURY

Die Zusammensetzung der Jury wird in Heft 1/88 der Zeitschrift „Kamera und Schule“ bekanntgegeben. Die Entscheidung der Jury ist endgültig und unanfechtbar, der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Gewinner werden in „Kamera und Schule“ 3/88 veröffentlicht.

Schirmherrschaft:

Jürgen Möllemann

Bundesminister für Bildung und Wissenschaft

Einsendungen an:

Bundesgremium für Schulphotographie,
Postfach 510220, 7500 KARLSRUHE 51

Einsendeschluß: 1. März 1988

Rede anlässlich der Präsentation der Hansjakob-Festschrift am 5. 6. 1987

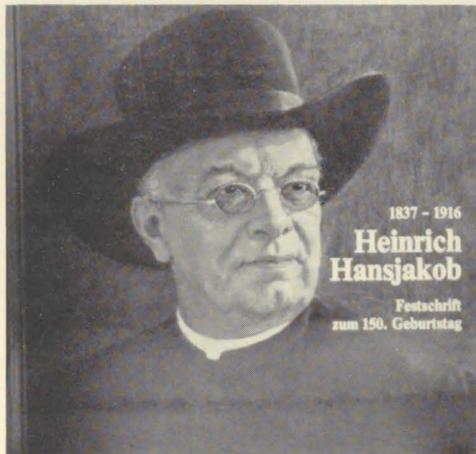
Manfred Hildenbrand, Hofstetten

Nicht jedes große Jubiläumsfest hat zwangsläufig zur Folge, daß eine umfangreiche Festschrift erscheint. Das große Hansjakobfest anlässlich des 100jährigen Geburtstages Heinrich Hansjakobs beweist das. Trotzdem: die Entstehungsgeschichte einer Hansjakob-Festschrift geht bis ins Jahr 1936 zurück. Schon damals — vor nunmehr 51 Jahren — plante man, zum großen Jubiläumsfest anlässlich des 100. Geburtstages Hansjakobs, das 1937 in Haslach veranstaltet wurde, eine umfangreiche, wissenschaftliche Festschrift zu veröffentlichen. Als Herausgeber war der Direktor der Caritas-Bibliothek in Freiburg, Heinrich Auer, vorgesehen. Im August 1936 traf sich auf dem Haslacher Rathaus ein Kreis von 22 Hansjakobfreunden, um die Vorbereitungen für die Festlichkeiten anlässlich des 100. Geburtstages von Hansjakob sowie für die großangelegte Festschrift zu treffen. Sie sollte den Titel tragen „Hansjakobs Wege und Ziel. Eine Freundesgabe zu seinem 100. Geburtstag“.

Doch auf Weisung der damaligen NS-Gewaltigen mußte das Projekt Hansjakob-Festschrift unter der Redaktion von Heinrich Auer aufgegeben werden. Heinrich Auer und die ehemaligen Kooperatoren (Kapläne) Hansjakobs, Dr. Joseph Anton Trunz und Benedikt Kreutz, die als Mitherausgeber vorgesehen waren, wurden auf Anordnung der Gaukulturstelle der NSDAP aus dem Festkomitee ausgeschlossen. Statt einer umfangreichen, wissenschaftlichen Hansjakob-Festschrift erschien 1937 ein zwanzigseitiges

Büchlein, das ebenfalls „Festschrift“ genannt wurde. In ihm konnte man lesen, was die NS-Gaukulturstelle damals erwartete: Hansjakobs Ansichten und Bestrebungen würden „heute in unserem deutschen Vaterlande in die Tat umgesetzt“. Hansjakobs Werke entsprächen der nationalsozialistischen Gegenwart.

Wenn 1987 zum 150. Geburtstag von Heinrich Hansjakob eine umfangreiche Festschrift veröffentlicht werden kann, so ist dies in erster Linie der Aufgeschlossenheit



Heinrich Hansjakob 1837—1916. Festschrift zum 150. Geburtstag. Hrsg. v. Manfred Hildenbrand und Werner Scheurer.

276 Seiten mit 246 Abbildungen. Selbstverlag der Stadt Haslach i. K., DM 25,—

des Haslacher Gemeinderats, des Kulturausschusses und der beiden Haslacher Bürgermeister Josef Rau und Heinz Winkler zu verdanken, die Herrn Scheurer und mich beauftragt hatten, eine Festschrift in Angriff zu nehmen und die uns als Herausgeber keinerlei Beschränkungen auferlegt hatten, so daß eine Festschrift entstehen konnte, die möglichst viele Bereiche von Hansjakobs Leben und Wirken untersucht.

Die nun vorliegende Hansjakobfestschrift hat 276 doppelspaltige Seiten und 246 Abbildungen, die zum Teil auch farbig sind. Wir haben bewußt so viele Bilder eingeplant, damit die Festschrift auch optisch attraktiv ist. Dabei kam uns der Umstand zugute, daß sich Hansjakob sehr oft fotografieren ließ. Er war mit zwei hervorragenden Fotografen seiner Zeit sehr gut bekannt: dem Hoffotografen Carl Ruf aus Freiburg und dem Haslacher Buchdrucker und Fotografen Wilhelm Engelberg. Beide haben Hansjakob immer wieder fotografiert, so daß wir aus allen Phasen seines langen Lebens ein reiches Bildmaterial besitzen. Als bildliche Dokumente wurden selbstverständlich auch viele Illustrationen, welche die beiden Schwarzwalddmaler Professor Wilhelm Hasemann und Professor Curt Liebich zu Hansjakobs Büchern fertigten, herangezogen.

Der Reigen der Aufsätze in der Festschrift wird eröffnet durch eine Übersicht über Heinrich Hansjakobs Leben und Werk, die ich verfaßt habe. Werner Scheurer hat in einem Beitrag die Vorfahren Hansjakobs aufgelistet und ihnen bis ins frühe 17. Jahrhundert nachgespürt.

Wir haben in der Festschrift bewußt auch den Theologen Hansjakob herausgestellt. Immerhin war der Beruf des Priesters ja Hansjakobs Hauptberuf, wenn er ihn auch als junger Mann nicht unbedingt als „Berufung“ ansah. Untersuchungen über Hansjakob als Theologen gibt es in der umfangreichen Sekundärliteratur über Hansjakob so gut wie keine. Deshalb war es wichtig, diesen Aspekt von Hansjakobs Wirken besonders

zu betonen. Zwei hervorragende Wissenschaftler haben verschiedene Aspekte von Hansjakobs Theologie untersucht: Der Ordinarius für Kirchengeschichte an der Universität Freiburg, Professor Dr. Remigius Bäumler, schrieb einen Beitrag über „Die Marienfrömmigkeit von Pfarrer Dr. Heinrich Hansjakob“. Die Marienfrömmigkeit läßt sich in vielen seiner Werke nachweisen, besonders eindrucksvoll in seinem Buch „In Frankreich“. Die marianische Grundhaltung von Hansjakob zeigt sich vor allem in seinen Reisebeschreibungen, was Professor Bäumler überzeugend darstellt, aber auch in seinen Predigten, die Hansjakob unter dem Titel „Sancta Maria“ im Herder Verlag veröffentlichte. Pater Dr. Leonhard Lehmann, Dozent an der Philosophisch-theologischen Hochschule der Franziskaner und Kapuziner in Münster i. W. setzt sich in seinem Aufsatz „Hansjakobs Schrift ‚Die Toleranz und die Intoleranz der katholischen Kirche‘“ mit einer theologischen Arbeit Hansjakobs auseinander, die eine Sonderstellung unter seinen theologischen Büchern besitzt. Während Hansjakobs übrige theologische Werke mehr innerkirchlichen Themen, dem Kirchenjahr und der Liturgie gewidmet sind, greift sein Buch zur Toleranz ein „heißes Eisen“ an, das den kirchlichen Raum übersteigt. Den großen katholischen Religionsphilosophen und Theologen Professor Dr. Romano Guardini stellt Werner Scheurer in seinem Aufsatz „Heinrich Hansjakob und Romano Guardini“ vor. Ausgehend von einem Brief Guardinis an Hansjakob aus dem Jahre 1904, schildert er was Guardini mit Hansjakob verband: nämlich seine Liebe zur Tierwelt, sein Mitfühlen mit der tierischen Kreatur.

Mit Hansjakob als Pfarrer von St. Martin in Freiburg beschäftigt sich der umfangreiche Aufsatz von Professor Hermann Brommer, einem der besten Kunstkenner unserer Region. Er hat den Titel „Heinrich Hansjakob und die Freiburger St. Martinskirche. Ein Beitrag zur Biographie“. Von 1884 bis 1913 versuchte Hansjakob durch ständige Verbes-



Eine schöne Idee der Werbung hat sich die Stadt Haslach zum „Stadtfest 1987“ einfallen lassen: Eine Hansjakob-Hut-Plakette.

serungen und Renovierungen Pfarrhaus und Kirche von St. Martin zu verschönern. Durch seine oft selbstherrlichen Entscheidungen kam es fortwährend zu Konflikten mit dem Ordinariat in Freiburg und dem Oberstiftungsrat in Karlsruhe. Diese Konflikte führten 1901 fast zu seiner freiwilligen Demission als Pfarrer von St. Martin. Diese dauernden Auseinandersetzungen schildert Professor Brommer anhand eines umfangreichen Quellenmaterials, wobei er zum erstenmal auch die Hansjakobdenkschrift „Aus dem Leben eines mißliebigen Pfarrers. Ein Notschrei“ aus dem Jahre 1901 veröffentlicht.

Den Volksmann, Volksschriftsteller, Chronisten des bäuerlichen Lebens und des bäuerlichen Brauchtums beschreibt der Kreisarchivar des Ortenaukreises und Direktor des Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ in Gutach, Dr. Dieter Kauß, in seinem umfangreichen Beitrag „Heinrich Hansjakob und die bäuerliche Welt des endenden 19. Jahrhunderts“, wobei besonders der Alltag des Landvolkes in unserer Region in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr eindrucksvoll anhand der Beschreibungen Hansjakobs dargestellt

wird. Weitgespannte Themen des bäuerlichen Lebens in genialen schriftstellerischen Würfen wechselten sich in Hansjakobs Volksbüchern, so Dr. Kauß, mit liebevollem und kenntnisreichem Blick ins Detail ab. Dr. Kauß weist vor allem auch auf die bei Hansjakob nahezu ideologisch geprägte Spannung zwischen der „Poesie“ und der „Kultur“ hin. Den greisen Schriftsteller Hansjakob spiegelt der Aufsatz von Alois Krafczyk über den „Freihof“ in Haslach wider. Er geht der Baugeschichte von Hansjakobs Alterssitz nach und schildert Hansjakobs letzten drei Lebensjahre, die er in seiner Vaterstadt Haslach verlebte. Auch die heutige Zweckbestimmung des „Freihofs“ als regionales Kulturzentrum mit Hansjakobmuseum und Ausstellungsstätten der Maler Carl Sandhaas, Louis Blum und Otto Laible wird ausführlich beschrieben.

Ein volkskundliches Thema behandelt der Aufsatz von Dr. Helmut Bender, dem Präsidenten der Hansjakob-Gesellschaft. Er trägt den Titel „Über die Zerevis-Käppchen. Ein Beispiel Hansjakobscher (nicht nur) volkskundlicher Detailbeschreibung“. Die Bedeutung des Zerviskäppchen, das Hansjakobs Vater und Hansjakob als Gymnasiast trugen, wird untersucht, und auch über die Aussagekraft der Zipfelmütze, die der Eselsbeck und Hansjakob selbst im Alter gerne trugen, wird nachgedacht. Ein volkskundliches Thema behandelt auch die Nestorin der Hansjakobforschung, Maria Schaettgen, mit ihrem Aufsatz „Die Sympathielehre und die Sympathiedoktoren in Heinrich Hansjakobs Werk“. Darin stellt sie eine stattliche Reihe von Sympathiedoktoren bzw. Volksärzten aus der Zeit Hansjakobs und ihre Heilmethoden vor. Daß Hansjakob selbst eine Heilbegabung besaß und durch Magnetismus und Wasserkuren Menschen in seiner Hagnauer Zeit heilte, wird von Frau Schaettgen beschrieben. Allerdings wurde ihm die Ausübung dieser Heilkuren dann vom Ordinariat verboten. Die Reihe der volkskundlichen Aufsätze wird abgeschlossen durch meinen Aufsatz

über „Heinrich Hansjakob und die Volkstrachten“. Ich versuche, darin Hansjakobs Verdienste um die Erhaltung des Trachtenwesens aufzuzeigen. Hansjakob war 1895 Mitbegründer des badischen Volkstrachtenvereins und Mitinitiator des ersten badischen Trachtenfestes, das ebenfalls 1895 in Feiburg stattfand.

Daß Hansjakob eine große Vorliebe für die Kapuziner und ihre Klöster hatte ist allgemein bekannt. In ihrem Aufsatz „Heinrich Hansjakob und die Kapuziner“ schildert Waltraud Remusch, die engagierte Hansjakobforscherin aus Bremerhaven, die mannigfaltigen Beziehungen Hansjakobs zu den Kapuzinern. Nicht nur im „Leutnant von Hasle“, sondern in fast allen seinen Reisetagebüchern spielen die Kapuziner eine wichtige Rolle. Im süddeutschen, schweizerischen, bayerischen und österreichischen Raum kannte Hansjakob wohl jedes Kapuzinerkloster und hat es auf seinen Reisen aufgesucht. Auch Hansjakobs Bemühen um das Haslacher Kapuzinerkloster und die dazu gehörende Loretokapelle, wo Hansjakob 1913 sein goldenes Priesterjubiläum feierte, werden von Frau Remusch eingehend untersucht.

Mehrere Beiträge der Festschrift beschäftigen sich mit Hansjakob als Politiker und Publizisten. Thomas Lehner, Rundfunkjournalist und Fernsehreporter, untersucht in seinem Aufsatz „Hansjakob und die Salpeterer“ Hansjakobs erste schriftstellerische Versuche in der historisch-wissenschaftlichen Publizistik, die vor allem in seiner Schrift „Die Salpeterer — eine politisch-religiöse Sekte auf dem südöstlichen Schwarzwald“ zum Ausdruck kommen. Hansjakobs Beschäftigung mit diesen Rebellen aus dem Hotzenwald war der erste Stein des Anstoßes bei der liberalen badischen Regierung und ihres Innenministers Jolly. Ich selbst versuche, in meinem Aufsatz „Der Freiheit und dem Frieden...“ Über Heinrich Hansjakobs politisches Denken“ Hansjakobs Denken als Politiker und Publizist zu analysieren, wobei

zwei Komponenten seines Denkens entscheidend sind: Hansjakobs unbändige Freiheitsliebe und seine lebenslange pazifistische Grundhaltung. Sein ständiges Eintreten für die Freiheit, vor allem für Gewissensfreiheit auch im kirchlichen Raum, brachten ihm große Schwierigkeiten mit der kirchlichen Obrigkeit ein. Seine Vorliebe für die Demokratie und seine Kritik am Imperialismus, Kolonialismus und Großkapitalismus seiner Zeit machten ihn bei den staatlichen Obrigkeiten im Wilhelminischen Kaiserreich höchst verdächtig.

Auch Dr. Erwin Dittler hat in seinem Beitrag über „Adolf Geck und Heinrich Hansjakob“ diese Grundzüge in Hansjakobs politischen Denken und Handeln untersucht. Der Offenburger Journalist Adolf Geck, Sozialist und Reichstagsabgeordneter der SPD, war viele Jahre mit Hansjakob eng verbunden, was ein umfangreicher Briefwechsel bezeugt. Hansjakobs revolutionärer Geist, sein Pazifismus, sein Eintreten für Demokratie und Volkssouveränität, aber auch sein Bemühen um das Landvolk und dessen Brauchtum wurden von Adolf Geck immer wieder in seiner Zeitschrift „D'r alt Offenburger“ gewürdigt. Besonders freundschaftlich war Hansjakob mit Marie Geck, der Ehefrau von Adolf Geck, verbunden — und das, obwohl beide Adolf wie Marie Geck konfessionslos und nicht kirchlich getraut waren und sich als überzeugte Marxisten als Atheisten verstanden. Hansjakob nahm daran offensichtlich keinen Anstoß. Er zeigte — wie so oft in seinem Leben — hier Toleranz und geistige Unabhängigkeit.

Daß Hansjakob kein großer Freund der Preußen und alles preußischen war, ist bekannt. Professor Dr. Waldemar Kampf, emeritierter Professor für Geschichte an der Pädagogischen Hochschule in Karlsruhe, geht in seinem Aufsatz „Hansjakob und die Preußen“ den Wurzeln dieser Einstellung nach. Er weist aber auch nach, daß Hansjakob die Preußen zuweilen auch schätzte. Besonders die Erfolge des Urpreußen Bismarck hat

Hansjakob in seinen späteren Jahren positiv bewertet. In seiner Studierstube im Pfarrhaus von St. Martin ließ Hansjakob sogar ein Bismarckbild als äußeres Zeichen seiner Verehrung für den eisernen Kanzler aufhängen.

Über die beiden Schwarzwaldmaler Professor Wilhelm Hasemann und Professor Curt Liebich als Illustratoren von Hansjakobs Werken verfaßte Werner Liebich, Enkel von Liebich und Großneffe von Hasemann, einen umfangreichen Aufsatz mit dem Titel „Hansjakob und seine Illustratoren Liebich und Hasemann“. In ihm wird nicht nur das künstlerische Werk der beiden Gutacher Maler gewürdigt, sondern auch die Affinität zwischen Hansjakob sowie Hasemann und Liebich analysiert.

Was Hansjakob mit den beiden Malern so stark verband, sei, so Werner Liebich, die tiefe Liebe zu Natur gewesen. Aus ihrem umfassenden Verständnis von Natur, Kunst und Glaube als Auftrag und Aufgabe erkläre sich ihr Zusammenwirken, ihr innerer Gleichklang auf vielen Gebieten, so z. B. auf dem Gebiet der Volkskunde, der Volkskunst, der Erhaltung der Trachten, der Sitten und Gebräuche, der Denkmalpflege, der Verbesserung der sozialen Verhältnisse.

Um das Erbe Heinrich Hansjakobs kümmert sich vor allem auch die Hansjakob-Gesellschaft in Freiburg. Die Geschichte und die Aufgaben dieser Institution schildert der Vorsitzende der Hansjakob-Gesellschaft Franz Nadler in seinem Aufsatz mit dem Titel „Die Gesellschaft der Freunde Heinrich Hansjakobs“. Die Verdienste zahlreicher Persönlichkeiten, die in der Hansjakob-Gesellschaft gewirkt haben und noch wirken, werden darin gewürdigt: Professor Dr. Max Müller, Dr. Karl Motsch, Bernhard Kreermann, Franz Schmider, Maria Schaettgen, Professor Dr. Max Weber, Bürgermeister Josef Rau, Dr. Helmut Bender, um nur einige zu nennen. Die heutige Aktualität Hansjakobs und seines Werkes beschreibt Kurt Klein in seinem Beitrag „Heinrich Hansjakob — heute noch aktuell?“ Er schildert die

Hansjakobrezeption, die Mitte der fünfziger Jahre wieder einsetzte und mit der Neuherausgabe seiner Werke durch die Stadt Haslach im Jahre 1960 zu einer Hansjakobrenaissance führte. Auch die Initiative des Schwarzwaldvereins, der die beiden Hansjakobwege schuf, auf denen man auf den Spuren Hansjakobs die Landschaft des Kinzigtales erwandern kann, wird von Kurt Klein ausführlich gewürdigt.

Sie haben nun aus meiner kurzen Charakteristik der Beiträge dieser Festschrift gesehen: diese Hansjakob-Festschrift spannt einen weiten Bogen und versucht, die vielschichtige Persönlichkeit und das umfangreiche Werk Heinrich Hansjakobs in Wort und Bild in möglichst vielen Bereichen und auf zahlreichen Ebenen darzustellen. Ich meine, diese Hansjakob-Festschrift wird für viele Jahre *das Standardwerk* für jeden sein, der sich mit Hansjakob und seinem Werk näher beschäftigen will.

Zum Schluß darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch die Haslacher Druckerei Engelberg und Hempelmann, der die Gesamtherstellung der Festschrift oblag, sich in vorbildlicher Weise bemüht hat, daß diese Festschrift als Buch attraktiv und qualitativ wertvoll wurde. Der Besitzer der Druckerei, Hermann Köhrer, hat persönlich die Gestaltung des Buches übernommen. Dafür gebührt ihm herzlichen Dank. Herzlichen Dank auch an Werner Scheurer, der mit mir die Festschrift herausgegeben hat. Er war mir stets ein kritischer und konstruktiver Ratgeber und hat sich gerade für die sachgerechte Gestaltung der Festschrift sehr eingesetzt. Herzlichen Dank auch Herrn Oberstudienrat Bernward Becker, der als Germanist und Altphilologe ein optimaler Korrektor war. Sein Rotstift hat zahlreiche sprachliche und auch sachliche Ungereimtheiten und Fehler beseitigt.

Zum Schluß darf ich dieser Hansjakob-Festschrift viele aufmerksame Leser wünschen und der Stadt Haslach, dem Gemeinderat und ihrem Bürgermeister für dieses Buch nochmals herzlich danken. Sie alle haben im

Hansjakob-Jubiläumsjahr durch diese Festschrift sich als würdige Bewahrer des Erbes Heinrich Hansjakobs erwiesen.

Nun darf ich Ihnen, sehr geehrter Herr Bürgermeister Winkler, das *erste Exemplar* der Hansjakob-Festschrift überreichen!

Inhalt

Grußwort

Lothar Späth

Vorwort

Heinz Winkler

Einleitung

Manfred Hildenbrand

Heinrich Hansjakobs Leben und Werk

Manfred Hildenbrand

Die Marienfrömmigkeit von Pfarrer Dr. Heinrich Hansjakob

Remigius Bäumer

Über die Zerevis-Käppchen. Ein Beispiel Hansjakobscher (nicht nur) volkskundlicher Detailbeschreibung

Helmut Bender

Heinrich Hansjakob und die Freiburger St. Martinskirche. Ein Beitrag zur Biographie

Hermann Brommer

Adolf Geck und Heinrich Hansjakob

Erwin Dittler

Der Freiheit und dem Frieden . . .

Über Heinrich Hansjakobs politisches Denken

Manfred Hildenbrand

Heinrich Hansjakob und die Volkstrachten

Manfred Hildenbrand

Hansjakob und die Preußen

Waldemar Kampf

Heinrich Hansjakob und die bäuerliche Welt im Kinzig- und Wolfstal des endenden 19. Jahrhunderts

Dieter Kauf

Heinrich Hansjakob — heute noch aktuell?

Kurt Klein

Der „Freihof“ in Haslach i. K.

Alois Krafczyk

Hansjakobs Schrift „Die Toleranz und die Intoleranz der katholischen Kirche“

Leonhard Lebmann

Hansjakob und die Salpeterer. Hansjakobs erste schriftstellerische Versuche in der historisch-wissenschaftlichen Publizistik

Thomas Lehner

Hansjakob und seine Illustratoren Liebich und Hasemann

Werner Liebich

Die Gesellschaft der Freunde Heinrich Hansjakobs

Franz Nadler

Heinrich Hansjakob und die Kapuziner

Waltraud Remusch

Die Sympathielehre und die Sympathiedoktoren in Heinrich Hansjakobs Werk

Maria Schaettgen

Heinrich Hansjakob und Romano Guardini

Werner Scheurer

Mit Hansjakob rund um Haslach

Hansjakobs Paradies Hofstetten

Ahnentafel Heinrich Hansjakobs

Werner Scheurer

Literatur über Hansjakob

Die Autoren der Festschrift

Abbildungsnachweis

Zwei Wohnstätten des alternden Heinrich Hansjakob

Ein Drei-Zimmer-Trakt in der Freiburger „Kartause“
und der Haslacher „Freihof“ als Museen

Ernst M. Wallner, Kirchzarten/Heidelberg

Wohl gehen die frühesten Spuren des Kartäuserklosters St. Johannes-Baptistenberg in Freiburg bis ins 14. Jahrhundert zurück. Doch 1782 wurde das Stift aufgehoben, und die Gebäude in der „Waldeinsamkeit“ des Dreisamts wechselten dreimal den Privatbesitzer, bis sie 1894/95 das städtische Heilig-Geist-Spital erwarb. Fortan sollten sie als Heim für Stadtarme dienen.

Heinrich Hansjakob versah sein Amt als Stadtpfarrer von St. Martin in Freiburg bereits seit 1884. Allein im Pfarrhaus am früheren Franziskaner-, jetzt Rathaus-Platz fühlte er sich durch den Stadtlärm vor allem in seiner schriftstellerischen Tätigkeit nicht selten empfindlich belästigt. Als er daher bald nach dem Ankauf der Kartause durch die Stadt Freiburg 1895 von dem mit ihm befreundeten damaligen Oberbürgermeister, Dr. Winterer, zu einer Besichtigung der neuesten Erwerbung eingeladen wurde, war er von dem ehemaligen Kloster tief beeindruckt. Die lichte Höhe und die Lage der Räume mitten im Wald ergriffen ihn „mit Macht. Als ich gar die Zimmer im östlichen Flügel betrat . . . und zu den Fenstern hinaus das Dreisamtal mit seinen herrlichen Waldbergen bis hinauf zum ‚Feldberg‘ sah, da bat ich, entzückt, meinen Begleiter, mir doch die Räume abzutreten“, schreibt der Pfarrer.

Der Stadtrat stimmte zu, und nach Abschluß der Renovierungsarbeiten bezog Hansjakob am Pfingstsonntag, dem 6. Juni 1897, sein „vollständig eingerichtetes“ Refugium, sein „Dichterheim“. Er wollte sich, wie er berich-

tet, „ein Asyl“ schaffen, in das er aus der Stadt flüchten konnte, so oft es ihm der Pfarrdienst erlaubte. U. a. hier schrieb er einen großen Teil seiner Werke. Selbst nachdem er sich 1913 auf den Haslacher „Freihof“ zurückgezogen hatte, kehrte er zwischendurch aus verschiedenen Motiven immer wieder in die Kartause zurück.

Mit einigen Ausnahmen sind die Räume heute so eingerichtet, wie sie aussahen, als Hansjakob sie bewohnte. Bloß während des Zweiten Weltkriegs wurde das Inventar zusammengedrückt und in einem einzigen Zimmer untergestellt; 1958 kam das meiste Mobiliar wieder an seinen alten Platz zurück. Heute werden die Räume nur hin und wieder zu einer Veranstaltung genutzt, oder es nächtigt ein Geistlicher, der zu Besuch weilt, im einstigen Schlafzimmer Hansjakobs. Erinnerungstätte an den Pfarrherrn und Schriftsteller ist der Drei-Zimmer-Trakt in der Freiburger Kartause — bis jetzt geblieben. Bis jetzt — weil wegen Platzmangels für das Personal und die zu betreuenden Armen, Alten und Gebrechlichen schon oft überlegt wurde, die seit 1913 „eigentlich“ unbewohnten Räume für das Heim zu nutzen.

Ursprünglich erwog Hansjakob, seinen Lebensabend in Freiburg zu beschließen. Doch überwältigten ihn, als sich sein Gesundheitszustand verschlimmerte, Wunsch und Sehnsucht, für die letzten Jahre in seine Kinzigtäler Heimat zurückzukehren, die er 1852 mit fünfzehn Jahren verlassen hatte, so sehr, daß er sich noch als 76jähriger zum Bau eines



Der „Freihof“ in Haslach i. K., Hansjakobs Alterssitz

Foto: Kunstverlag Hans Storms, M. Gladbach

Hauses in Haslach durchrang. Bereits 1910 hatte er vorsorglich ein Grundstück an der Berghalde unterhalb des „Roten Kreuzes“ im Gewann „Sähmatt“ erworben. Auf diesem Gelände erbaute ihm der Freiburger Architekt Karl Luckscheiter 1913 einen prächtig gelegenen geräumigen Alterssitz im Schwarzwaldhaus-Stil. In dem von ihm selbst sinnbildhaft so benannten „Freihof“, wo er sich nicht zuletzt von allen Bevormundungen frei fühlte, hielt er am 22. Oktober 1913 Einzug. Seine Schwester Philippine, die ihm Haushälterin und Betreuerin war, folgte nach. Er selbst entdeckte an seinem „Libdinghus“ mit dem großartigen Ausblick auf Haslach und die Schwarzwaldlandschaft selbstkritisch und vielleicht auch selbstironisch zugleich nur zwei Fehler: „Der eine ist der, daß sein Erbauer zu alt ist, und der andere, daß das Haus zu schön und zu kostspielig geworden ist für einen Bäckerbuben von Hasle.“

Nach Hansjakobs Tod am 23. Juni 1916 bewohnte seine Schwester das Haus, bis sie 1925 starb. Testamentarisch ging der Freihof in den Besitz der Vinzenterinnen oder „Barmherzigen Schwestern“ über, die ihn in ein Erholungsheim für ihre Ordensschwester umwandelten, in dem aber in den sechziger Jahren auch einige Rentnerinnen Unterkunft fanden. 1964, also fast fünfzig Jahre nach Hansjakobs Tod, erwarb die Stadt Haslach i. K. das stark renovierungsbedürftige Haus. Dank des opferfreudigen Einsatzes insbesondere von Frau Maria Schaettgen, einer Lehrerin, Enkelin von Hansjakobs Freund, dem Reichstagsabgeordneten von 1890–1903 Friedrich August Schaettgen (1846–1911), wurden die Haupträume im Erdgeschoß im wesentlichen so eingerichtet wie zu Hansjakobs Zeiten. Eine willkommene Ergänzung erfuhren sie durch Erinnerungsstücke und Archivalien aus dem ehemaligen Kapuzinerkloster-Museum in Haslach.

Um ein örtliches Kulturzentrum zu schaffen, ließ die Stadt 1984 das Obergeschoß um- und neugestalten, so daß dort das Oeuvre von Hansjakobs „Närrischem Maler“ Carl Sandhaas (1801–1859) auf Dauer ausgestellt werden konnte. 1985 folgte der Ausbau des Dachgeschosses, um hier die Gemälde des Haslacher Kunstmalers Otto Laible (1898–1962) der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Schließlich wurden dem Werk des dritten Haslacher Malkünstlers, der sich auch als Kupferstecher hervortat, Louis Blum (1822–1854), die Zimmer im Erdgeschoß, die Hansjakobs Schwester Philippine bewohnt hatte, eingeräumt. In diesen war das Hansjakob-Archiv mit Hunderten von Briefen und Originalmanuskripten untergebracht, die nunmehr in den Schränken der Hansjakobschen Wohnung aufbewahrt werden. Ungeachtet des Gastrechts, das die Haslacher Künstler hier genießen, bleibt die

Hauptbedeutung des Freihofs als Hansjakob-Erinnerungsstätte ungeschmälert.

Doch nun zu jenen Objekten, die zur näheren Lebens-, Arbeits- und Wohnumwelt des Pfarrherrn und Schriftstellers gehörten!

Über den Eindruck, den Hansjakobs Refugium bei Freiburg auf ihn selbst gemacht hatte, als er dort 1897 einzog, äußert sich der Dichter in seinem Buch „In der Karthause. Tagebuchblätter“, Stuttgart 1901, an einer Stelle: „Ich habe die Räume mit einfachen, tannenen Möbeln im Stil der ‚Tyroler Bauerngotik‘ ausstatten lassen. Da ich seit vielen Jahren Bilder sammle, fehlte es nicht an solchen, um die großen Wände zu schmücken... Meine Lieblings-Madonnenbilder, die Sixtina, die Granduca und die Maria von Sassoferato schauten von den hohen Wänden herab, als ob sie in einem Heiligtum hingen.“



Schreibtisch im Arbeitszimmer der Kartause

Foto: Inge Haas, Freiburg

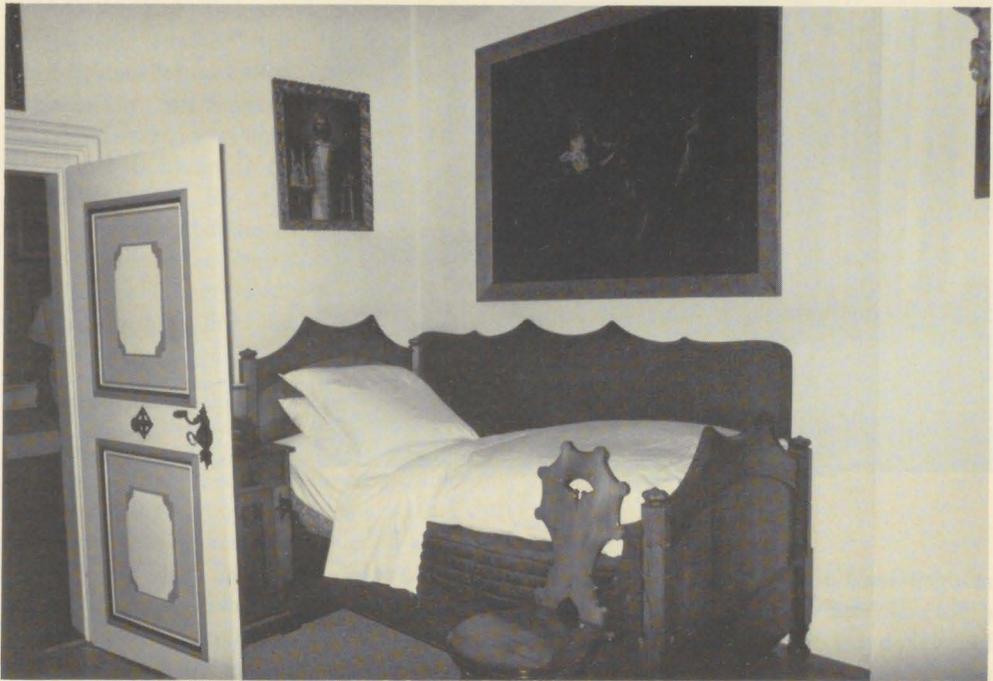


Kamin im Empfangs- und Wohnzimmer und Durchgang ins Arbeitszimmer der Kartause Foto: Inge Haas, Freiburg



Schreibtischecke im Arbeitszimmer der Kartause

Foto: Inge Haas, Freiburg



Das Ruhebett im Schlafzimmer der Kartause

Foto: Inge Haas, Freiburg

Außen an der hohen Eingangstür zum „fürstlichen“ Wohn- und Empfangszimmer des Drei-Zimmer-Trakts zeigt noch heute ein rechteckiges, an den Enden halbkreisförmig gerundetes künstlerisch gestaltetes Namensschild an, daß Heinrich Hansjakob hier einst zu Hause war. Betritt man den saalartigen Raum, fällt der Blick zur Linken auf einen breiten doppeltürigen verzierten Schrank mit einer Büste des „Schmerzensmannes“ als Aufsatz. Dicht daneben schmückt jetzt das Zimmer des Schriftstellers großer Schreibtisch, der ursprünglich im Freihof zu Haslach stand, den aber die Vinzenterinnen als testamentarische Erben Hansjakobs nach 1925 in die Kartause mitgenommen haben. Heute erhebt die Museumsleitung des Freihofs den Anspruch, den Schreibtisch wenigstens als Leihgabe zurückzuerhalten, damit er wieder seinen alten Platz in Haslach einnehme. An der Ostwand zwischen zwei hohen Fenstern, durch welche die Morgen-

sonne hereinstrahlt, lehnt ein Sofa an der Wand, vor dem ein massiver Tisch und einige Barock-Bauernstühle aufgestellt sind. Als Hauptmöbel an der Südwand weckt das Interesse eine Sitzbank mit teils tapezierter, teils geschnitzter und bemalter Rückenlehne. Umrahmt wird die Bank von massiven, rustikalen, aber kunstvoll gearbeiteten Holzstühlen. Über dem Lehnensims prangt bis an die Decke ein großformatiges Gemälde vermutlich vom Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts — entstanden wohl in der Nachfolge Caravaggios. Im Westen gilt die Aufmerksamkeit dem Kamin, der Büste auf dem Kaminsims und einem Schwarz-Weiß-Porträt Hansjakobs mit dem breitkrepigen Hut.

Durch eine symmetrisch gefällig bemalte Flügeltür gelangt man ins Arbeitszimmer. Wahrzeichen dieses Raums sind in der Südwestecke ein Schreibtisch mit einem Kruzifix darauf und an der Wand über Eck ein großfor-



*Requisiten von Hansjakob
im Flur des Freibofs*

Foto: Inge Haas, Freiburg

matiges Gemälde Jesu Christi. Über den Eindruck, den das Kruzifix an diesem Ort auf Hansjakob bei seinem Einzug in die Kartause gemacht hatte, schreibt der Pfarrer im Buch „In der Karthause“: „Das alte vergoldete Kruzifix, welches mir der greise Nachbar aus meiner Knabenzeit, der Bildhauer Glücker von Hasle, zu meiner Primizfeier gemacht und geschenkt, stund auf meinem tannenen Schreibtisch so feierlich und so strahlend, als wollt' es mit dem Gold meiner Jugendzeit die Schmerzen und Wehen des Alters verklären.“ Den Raum zieren zwei Madonnen mit dem Jesuskind: die eine steht auf dem Schreibtisch, die andere hat ihren Platz in der Südostecke neben einem Ausruhestuhl. Die Wände sind zumeist mit Bildern von Hans Thoma und mit Zeichnungen von Carl Sandhaas geschmückt.

Im Schlafzimmer schmiegt sich an die Innenwand neben dem Durchgang noch dasselbe Bett, darin Hansjakob geschlafen hat, mit dem Nachtschränkchen von damals am Kopfende. Bemerkenswert in diesem Zimmer sind zudem oberhalb der Flügeltür in den Wohn- und Empfangsraum die Porträts in Ovalformat von geistlichen Würdenträgern. Noch heute wiegen sich die Zweige der Bäume im Wind wie einst; und durch die of-

fenen Fenster vernimmt man den Gesang und das Gezwitscher der Vögel. Es bedarf keines großen Einfühlungsvermögens, um nachempfinden zu können, daß Hansjakob in der Kartause für seine schriftstellerische Tätigkeit Motivation und Muße gefunden hat.



*Kleiner Schreibtisch in Hansjakobs Bibliothek im
Freibof*

Foto: Inge Haas, Freiburg

In Haslach i. K. heißt heute die Gasse, in der der stattliche „Freihof“ steht, dem Pfarrherrn und Schriftsteller zu Ehren: Heinrich-Hansjakob-Straße. Am Eingang in den Hof des Anwesens unterrichtet eine große Tafel lapidar, aber aufschlußreich über die Geschichte der Gedenkstätte. So erreicht der Besucher nicht ganz unvorbereitet über eine Außentreppe an der linken Seite des Gebäudes den Flur, der im Hintergrund vor der Tür zur Hauskapelle nach links abbiegt, um das geräumige rechteckige Eßzimmer herumführt und schließlich wieder auf den Hauptflur stößt. Es wäre abwegig, alle Schaustücke, die im Flurumgang, aber auch in den Zimmern an Hansjakob erinnern, einzeln aufzuzählen. Doch seien die Hauptobjekte genannt.

Im Flurumgang reihen sich an den Wänden: Gemälde aus dem Privatbesitz Hansjakobs, Stiche, Skizzen, Zeichnungen aus der Le-



Die umgearbeitete Hausierkiste in Hansjakobs Bibliothek im Freihof

Foto: Inge Haas, Freiburg



Der Eingang in die Hauskapelle des Freihofs

Foto: Inge Haas, Freiburg

bensumwelt des Dichters, Wiedergaben seiner Aufenthaltsorte, Fotografien in Großformat usw. Besondere Aufmerksamkeit verdienen eine Büste aus Ton des Schriftstellers im Original von Fridolin Dietzsche, Karlsruhe, eine Vitrine mit persönlichen Requisiten, wie Hut, Brille, Rasiermesser und -pinsel, Tintenfaß, Brieftasche u.a.m., und die Figuren der klugen und der törichten Jungfrau, deren Originale sich im Freiburger Münster befinden. Die Kopien machte die Stadt Freiburg Hansjakob zum Geschenk.

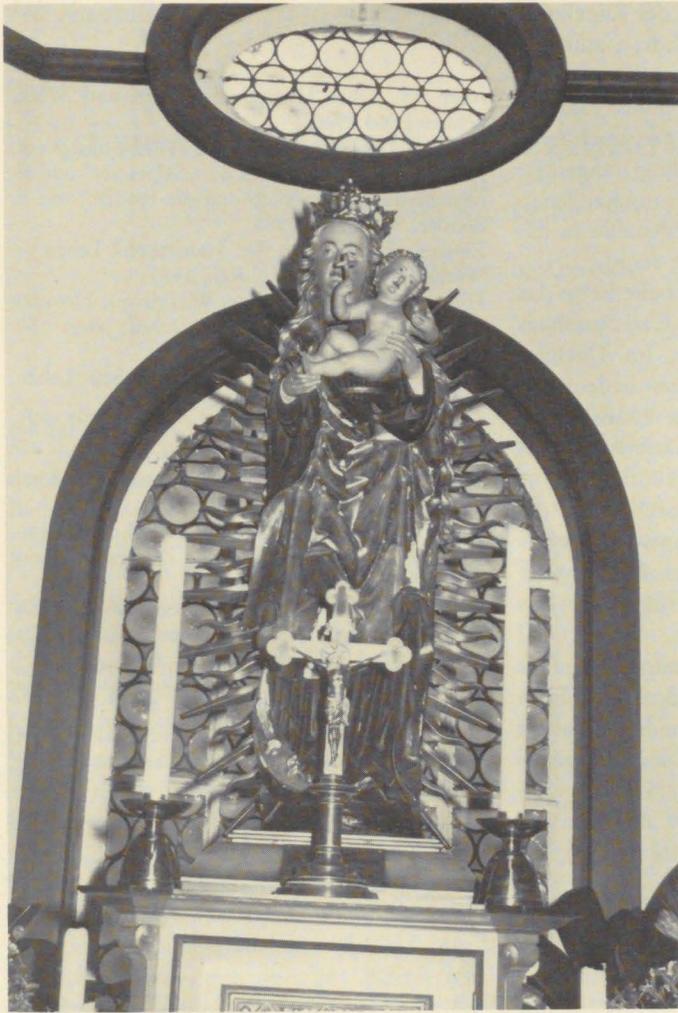
Als ersten Raum betritt man vom Eingangsflur rechts die Bibliothek mit Glasbücherschränken, mit einem kleinen Schreibtisch, den eine Bronze-Statuette des Dichters, ebenfalls von Fridolin Dietsche, schmückt, und mit der Hausierkiste seines mütterlichen Großvaters, Franz Xaver Kaltenbach, genannt der „Wälder Xaveri“, der mit Kurzwaren durch die Lande zog. Die Kiste ließ Hansjakob in ein Juwel, ein mit Zierysen beschlagenes Bücherschränkchen umarbeiten. In dem Buch „Erinnerungen einer Schwarzwälderin“, Stuttgart 1897, hat der Pfarrherr der Kiste und seinen Vorfahren mütterlicherseits ein Denkmal gesetzt. In diesem Zimmer kann man an Originaldokumenten lesen: das von Hansjakob am 15. 3. 1865 in Tübingen erworbene Dr.-Diplom und die Urkunde über die Verleihung der Ehrendoktorwürde an den Schriftsteller durch die Philosophische Fakultät der Universität Tübingen am 15. 3. 1915. Die Stammtafel der Familie Kaltenbach macht mit einem Teil von Hansjakobs Ahnen bekannt.

Im zweiten Raum rechts vom Eingangsflur, dem Wohn- und Arbeitszimmer, sind, abgesehen von einem Bücherschrank, einem Sofa mit Kissen, einer Kommode mit fünfarmigem Leuchter, dem Kachelofen, dem Kruzifix mit Rosenkranz und einer Standuhr, insbesondere bedeutsam Fotografien aus des Dichters Lebenskreis. Darunter erinnern die Abbildungen von neun Abgeordneten des Badischen Landtags von 1871—72 an die Zeit, als Hansjakob selbst Deputierter war.

Unter den urkundlichen Zeugnissen fallen auf: das Primiz-Bild, die „Erinnerung an das erste heilige Meßopfer des Pfarrers Heinrich Hansjakob den 9. August 1863 . . .“, die Bestätigung, daß der Schriftsteller am 11. Februar 1907 „als Mitglied in die privilegierte Narrenzunft zu Stockach aufgenommen“ . . . und „als Laufnarr installiert“ wurde und seine Ernennung am 18. Oktober 1912 „zum Ehrenmitgliede der Freiw. Feuerwehr Hagnau“ „in Anbetracht seines 75. Wiegenfestes“ ob „seiner Verdienste um das deutsche Volksleben“. An der Wand links vom Sofa hängen über einer Kommode Porträts der Illustratoren von Hansjakob-Büchern: Curt Liebig (1868—1937) und Wilhelm Hasemann (1850—1913). Ein Großgemälde des Freiburger Malers Adolf Schmidlin stellt Hansjakob im Alter von 75 Jahren treffsicher konturiert dar.

Zu dem bemerkenswertesten Inventar des Schlafzimmers gehören das Sterbebett, eine Reihe von Schränken, die Waschkommode mit Marmorplatte, gestickte Ansichten u.a. von der Pfarrei St. Martin und der Kartause in Freiburg. Zwei farbige Glasfenster mit den Inschriften „Ora pro nobis, Sancta dei genitrix“ und „Sancte martine, ora pro nobis“, gestaltet von Fritz Geiges 1888/89, sollen die Erinnerung an das Münster und die Martinskirche in Freiburg wachhalten. In der Mitte des Zimmers fällt der Blick auf Hansjakobs Wiege und das Modell seiner Grabkapelle mit Gruft in Hofstetten, einem Nachbardorf von Haslach.

Die Eingangspforte in die Hauskapelle ist von Elementen des Jugendstils inspiriert. Auf dem Altar thront hinter einem Kruzifix eine würdige Madonna, die Hansjakob 1901 aus der Backmulde seines väterlichen Großvaters, Toweis Hansjakob, vom Freiburger Meister Dettlinger schnitzen ließ. Darüber und über seine väterliche Ahnenreihe seit 1627 berichtet der Dichter in seinem Buch „Meine Madonna“, Stuttgart 1902. Ein farbiges Glasfenster im Hintergrund links ist Johannes dem Täufer gewidmet, das rechte ge-



*Die aus der Backmulde
Toweis Hansjakobs geschnitzte
Madonna in der Hauskapelle
des Freibofs*

Foto: Inge Haas, Freiburg

denkt der Sancta Caecilia. An der linken Seitenwand handeln zwei von Hansjakob in der Schweiz erworbene Ölbilder, vermutlich aus dem 17. Jahrhundert, von hilfreichen Taten des Dominicus und der Jungfrau Maria. Schließlich geben kolorierte Kleinbilder links und rechts von der Eingangspforte an den Seitenwänden die vierzehn Stationen wieder. Das vom Flur umgebene Eßzimmer zeichnet sich durch seine harmonische Rustikalität aus. Von den Kommoden über den Ecktisch,

das Büfett, die Standuhr und den Geschirrschrank bis zu dem großen Tisch in der Mitte mit seinen barock geformten Stühlen reiht sich das Mobiliar dicht aneinander. Im Zimmer, das Wärme und Behäbigkeit ausstrahlt, hat man den Eindruck, als sitze man in der guten Stube eines wohlhabenden Bauernhofs.

Die gegenüberliegende Küche wartet mit der ersten aus der Backmulde angefertigten Madonna auf, die Hansjakob aber nicht gefiel,

so daß er eine zweite — die in der Kapelle — schnitzen ließ. Außerdem gehören zum Inventar des Raumes alte Gebetbücher, Rosenkränze, Schriften und ein Bildnis Hansjakobs. Hier hat Frau Schaettgen auch eine umfassende Postkartensammlung angelegt; zahlreiche Ansichtskarten veranschaulichen das Umfeld, zu dem der Schriftsteller in näherer oder fernerer Beziehung stand.

Wie schon angedeutet wurde, beherbergt das Obergeschoß das Oeuvre von Carl Sandhaas mit über 100 Einzelstücken. Im Dachgeschoß ist Otto Laible mit seinen bedeutendsten Gemälden vertreten. Die Louis-Blum-Ausstellung im ehem. Hansjakob-Archiv im Parterre zählt ihrerseits etwa 100 Bilder. Seit dem Ankauf des „Freihofs“ durch die Stadt Haslach 1964 ist das Anwesen in der Tat ein hochrangiges Hansjakobmuseum und zugleich ein Kunstzentrum über das Kinzigtal hinaus geworden.

Museum und Archiv stehen heute unter der sachkundigen Betreuung und Leitung des vorzüglichen Hansjakob-Kenners Manfred Hildenbrand, Konrektor an der Haslacher Realschule, Hofstetten.

Literatur

- Auer, H., Über Hansjakobs Leben und Werk, Schussenried 1928
Bender, H., Hansjakob. Leben, Wirken und Werk. Mit einem Wiederabdruck der „Salpeterer“ und einem Beitrag „Hansjakob und die Frauen“ von E. Bender, Waldkirch 1985
Eimann, H., Kennen Sie Hansjakob? Leben — Werke — Bibliographie, Kehl 1981
Hildenbrand, M./Scheurer, W. (Hrsg.), Heinrich Hansjakob (1837—1916). Festschrift zum 150. Geburtstag, Haslach i.K. 1987
Kempf, J. K., Heinrich Hansjakob. Sein Leben, Wirken und Dichten, Stuttgart 1917
Klein, K., Heinrich Hansjakob. Ein Leben für das Volk, Kehl 1977
Schaettgen, M., Heinrich Hansjakob. Anekdoten und Erzählungen, Kehl 1977
Scherfling, K., Wo ein armer Teufel und Demokrat einst wohnte. In: Badische Zeitung, Freiburg i.Br., 15. April 1987
Stadt Haslach i.K. (Hrsg.), Volksschriftsteller Dr. Heinrich Hansjakob. Ein kurzer Abriss seines Lebens, Haslach i.K. 1984
Stintzi, M.-P., Heinrich Hansjakob. Dichter der Heimat und des Volkes, Freiburg i.Br. 1966
Vetter, W., Der Pfarrer und Schriftsteller Heinrich Hansjakob in Freiburg. In: Badische Zeitung, Freiburg i.Br., 23. März 1987

„Friedrich Weinbrenner und seine Schule“

Eine Ausstellung im Karlsruher Prinz-Max-Palais

Heinz Schmitt, Karlsruhe

Über die Bedeutung Friedrich Weinbrenners für die deutsche Baukunst des 19. Jahrhunderts und speziell über seine Bedeutung für Baden und Karlsruhe braucht man nicht mehr ausführlich zu berichten. Dies ist vielfach geschehen, und vor zehn Jahren hatte eine große Karlsruher Ausstellung das ganze Spektrum Weinbrennerscher Wirksamkeit ausgebreitet. Auch manche seiner bedeutenden Schüler wie etwa Heinrich Hübsch haben ihre Würdigung gefunden.

Wenn nun im Februar und März 1987 erneut eine Weinbrennerausstellung in Karlsruhe für angebracht gehalten wurde, so hat es damit seine besondere Bewandnis, auf die der Untertitel der Veranstaltung hinführt. Er lautet: „Zeichnungen aus dem Architekturarchiv der Universität Philadelphia (USA).“ Tatsächlich befinden sich dort 281 Blätter von Weinbrenner und einigen seiner Schüler. Sie müssen vor etwa 150 Jahren nach Amerika gelangt sein, soweit man feststellen konnte, durch Ferdinand Thierry und dessen Sohn Theodor, die um 1835 auswanderten. Dabei fällt auf, daß die Sammlung sehr viel „Gebrauchsarchitektur“ enthält, vor allem Landsitze, Gutshöfe, Ställe, Scheunen, Gartenhäuser, vieles in Fachwerk, alles Dinge, für die Weinbrenner sonst nicht sehr bekannt ist. Die Ausstellung in Karlsruhe, die eine Auswahl von 84 ausgesuchten Entwürfen zeigte, eröffnete dem Publikum damit also Einblick in eine Seite des Weinbrennerschen Schaffens, die bislang kaum gewürdigt wurde.

Hinzu kamen auch Design-Aufgaben und innenarchitektonische Arbeiten, z. B. eine Teekanne oder die Ausgestaltung von Räumen im Karlsruher Schloß.

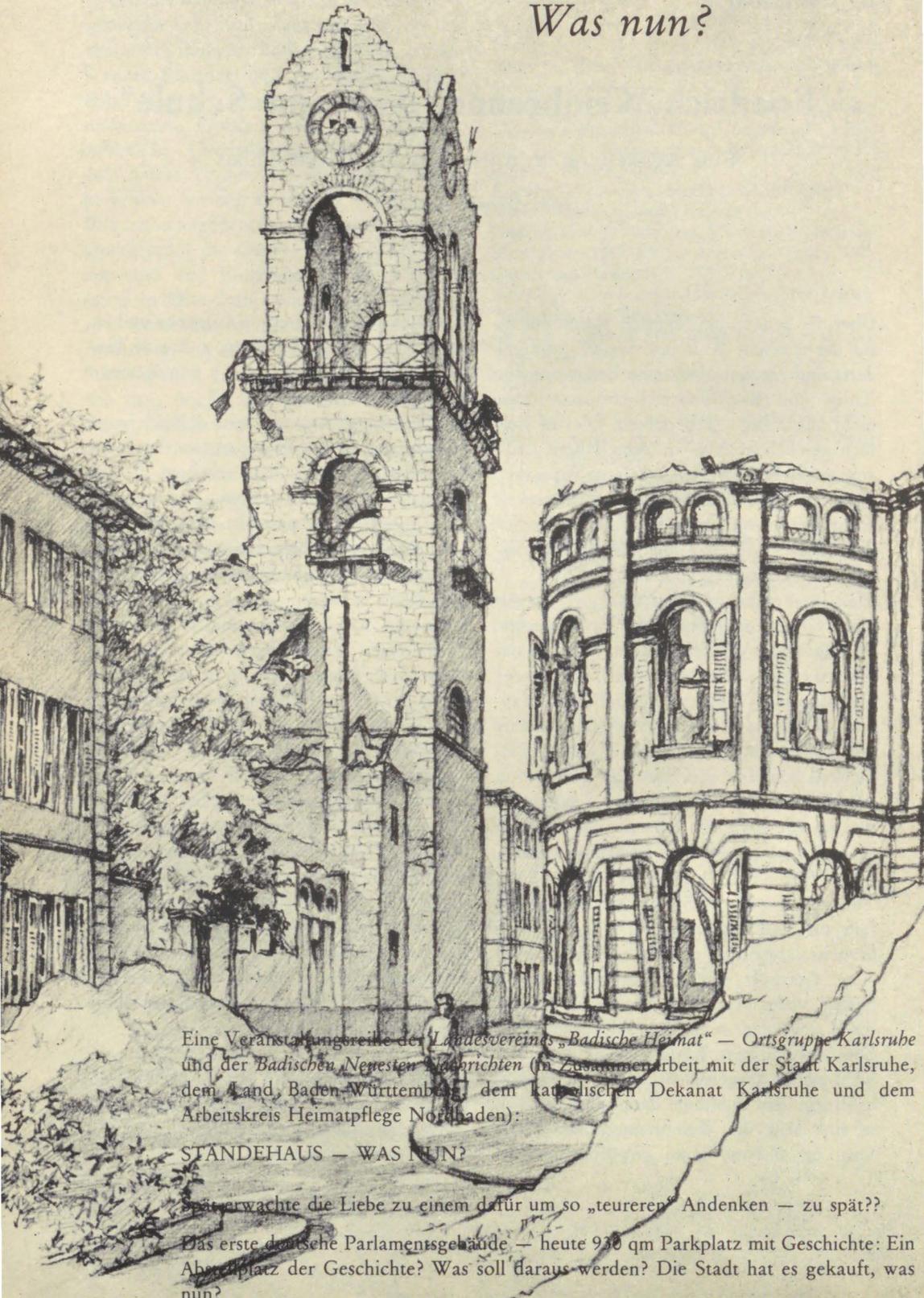
Es scheint so gewesen zu sein, daß der junge Thierry, der im Architekturbüro des Neoklassizisten John Haviland arbeitete, die aus Deutschland mitgebrachten Zeichnungen auch verwendete. Leider ist aber über die, wengleich nur indirekte Einwirkung Weinbrenners auf amerikanische Architektur bis jetzt nichts bekannt.

Jedenfalls schlummerten die nahezu 300 Zeichnungen Weinbrenners und seines Umkreises viele Jahrzehnte lang im Architekturarchiv der Universität von Pennsylvanien, bis sie vor etwa zwölf Jahren der Karlsruher Kunsthistoriker Klaus Lankheit entdeckte und darüber berichtete. Nun ist ein Teil davon auf Reisen geschickt worden. Professor David Brownlee hat sie für eine Ausstellung ausgewählt und in einem Katalog wissenschaftlich bearbeitet. Die Ausstellungsreise, die in Philadelphia begann, wird nach Karlsruhe in bedeutenden Museen der USA und Kanadas fortgesetzt. Daß Karlsruhe die erste Station sein konnte, darum hat man sich im Stadtarchiv und im Institut für Baugeschichte der Universität bemüht.

Die Presse bezeichnete die Ausstellung in Karlsruhe als „echte Entdeckung“ und „kleine kunsthistorische Sensation“. Das ist sicher richtig.

Ständehaus

Was nun?



Eine Veranstaltungsreihe des Landesvereins „Badische Heimat“ — Ortsgruppe Karlsruhe und der Badischen Neuesten Nachrichten (in Zusammenarbeit mit der Stadt Karlsruhe, dem Land Baden-Württemberg, dem katholischen Dekanat Karlsruhe und dem Arbeitskreis Heimatpflege Nordbaden):

STÄNDEHAUS — WAS NUN?

Später erwachte die Liebe zu einem dafür um so „teureren“ Andenken — zu spät??

Das erste deutsche Parlamentsgebäude. — heute 930 qm Parkplatz mit Geschichte: Ein Absperrplatz der Geschichte? Was soll daraus werden? Die Stadt hat es gekauft, was nun?

Ständehaus — Was nun?

Eröffnungsforum

Samstag, 21. November 1987, 15.30 Uhr

Dekanatszentrum St. Stephan, Ständehausstr., Karlsruhe

— Begrüßung

— Baden, seine Residenz und sein Parlament —

Ein Streifzug

— Pause —

— Podiumsdiskussion: Der Rest — 930 qm Parkplatz —

Was nun?

Möglichkeiten künftiger Nutzung

Im Foyer des Dekanatszentrums:

Einführende Ausstellung mit Karten, Modellen und Plänen,

Bildern aus verschiedenen Epochen

Einzelvorträge

Donnerstag, 17. Dezember 1987, 20.00 Uhr

Dekanatszentrum St. Stephan, Ständehausstr., Karlsruhe

Baugeschichte und Schicksal des Ständehauses

Prof. Schirmer, Uni Karlsruhe, Institut für Baugeschichte

Donnerstag, 21. Januar 1988, 20.00 Uhr

Dekanatszentrum St. Stephan, Ständehausstr., Karlsruhe

Badens Weg zur Demokratie (1818—1919)

Diskussionsabende

Donnerstag, 28. Januar 1988, 20.00 Uhr
Dekanatszentrum St. Stephan, Ständehausstr., Karlsruhe

Rekonstruiert oder zeitgenössisch?
Soll auf dem verbliebenen Ständehausareal ein pseudohistorischer
Torso oder ein Neubau mit einer der geschichtlichen Bedeutung
des Ortes gemäßen Sinngebung entstehen?

Einführung und Diskussionsleitung:
A. Udo Theobald (Badische Heimat)

Statements und Podiumsdiskussion

Donnerstag, 18. Februar 1988, 20.00 Uhr
Dekanatszentrum St. Stephan, Ständehausstr., Karlsruhe

Vom Sinn oder Unsinn historischer Museen oder Gedenkstätten

Referate und Diskussion

Schlußforum

Samstag, 5. März 1988, 9.30 Uhr
Dekanatszentrum St. Stephan, Ständehausstr., Karlsruhe

Fachgespräche zur Erarbeitung der Empfehlungen

15.30 Uhr

Öffentliche Podiumsdiskussion:

Empfehlung der Sachverständigen und Wünsche der Bürger

Buchbesprechungen

Der lange Schatten des kleinen Korporals

Der Südwesten zur Rheinbundzeit — Gedeckt und geduckt unter Adlerschwingen

Es gibt Hunderte von Veröffentlichungen, die sich mit den Aus- und Wechselwirkungen zwischen Person und Zeit Napoleons und den drei Ländern Bayern, Württemberg und Hohenzollern beschäftigen; auch die Ausstellung „Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons“ verdeutlicht mit ihren Exponaten die von ihrem Protektor bewirkten dynastischen, politischen, militärischen und wirtschaftlichen Wandlungen in den Rheinbundstaaten im Südwesten des erlöschenden Deutschen Reichs. Doch wird jeder die Flut von Büchern und Aufsätzen zu diesem Thema lesen, wird jeder interessierte Bürger unseres Bundeslandes die Ausstellung im Stuttgarter Kunstgebäude besuchen können? Schon so betrachtet muß man dankbar sein für Paul Sauers ausführliches und gründliches Werk „Napoleons Adler über Württemberg, Baden und Hohenzollern“. Sein Verfasser hat nämlich damit ein großes Stück Geschichte festgehalten, geschildert und dokumentiert, das zwar Vergangenheit ist, aber auf zahlreichen Gebieten weitergewirkt hat. Ja, man könnte behaupten und Sauers Buch als Beweisstück dazu verwenden: Der lange Schatten des kleinen Korporals reicht bis zur Gegenwart.

Allerdings betont der Verfasser zu Recht, daß auch jene Zeit, als der Stern Napoleons aufstieg, reif, ja überreif gewesen sei für eine tiefgreifende Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse, wenn auch der Wille zu Reformen, trotz der Französischen Revolution, rechts des Rheins noch wesentlich von den Regierenden und ihrer Einstellung abhing. Daß sie daher im Baden des aufgeklärten Markgrafen Karl Friedrich weiter gediehen waren als im Württemberg des absolutistischen Herzogs Friedrich. Auch die politischen und territorialen Folgen verliefen anders im bunt aufgesplitterten Baden als im zentralistisch ausgerichteten Württemberg, weshalb der Württemberger mit einer Königskrone zwar „würdiger“ von Napoleon belohnt wurde als der Kurfürst und Großherzog von Baden, der freilich dank der Gunst Napoleons sein Land enorm ausdehnen konnte; vom Bodensee bis an des Maines Strand.

Dem Lohn für die Unterwerfung unter Napoleons Willen folgte allerdings bald auch das Leid, und hierbei unterstreicht Sauer in seinem Buch nach

den zumeist bekannten militärischen Konsequenzen des Satellitentums auch die Disziplinierung und gänzliche Entmündigung — Beispiele sind der Herzog d'Enghien und seine Festnahme auf badischem Territorium (eines französischen Emigranten, den Napoleon in Vincenne erschießen ließ) und das Schicksal des Schorndorfer J. Ph. Palm — und die französischen (oder napoleonischen) Eingriffe in die innerpolitischen Verhältnisse der drei südwestdeutschen Vasallenstaaten oder, und dies nicht zuletzt, in die Familienverhältnisse ihrer Fürsten. Durch Bande napoleonischen Blutes wurde das Haus Baden an die Familie Beauharnais-Bonaparte geknüpft; weniger direkt widerfuhr es dem Haus Württemberg; das geringste „Opfer“ hatte die hohenzollernsche Fürstenfamilie zu bringen.

Doch was bedeuteten all diese Opfer gegen den Blutzoll, den die neuen Kronen von Napoleons Gnaden fordern, gegen die Hekatomben braver badischer und württembergischer Soldaten, die unter den Adlern des Kaisers dahingemäht wurden: in Österreich, in Preußen, in Spanien und erst recht in der Katastrophe des russischen Feldzugs, wo ihnen die Ehre zufiel, den Rückzug der Grande Armée und ihres Imperators zu decken!

All das liest sich in Paul Sauers Buch wohl nüchtern, präzise und immer hervorragend belegt. Und doch gibt es auch Stellen genug, wo den Leser der Hauch der Geschichte tragisch oder komisch anrührt; wo ihm der Atem sogar stockt; etwa wenn sich das kunstvoll gefügte Großherzogtum Baden nach dem Sinken von Napoleons Stern aufzulösen droht und schließlich nur deshalb Bestand hat, weil die Großmacht aus dem Osten die schützende Hand leiht und Organisationsdelikte, Landrecht und Verfassung — alles Erbschaften aus napoleonischer Zeit — sich als ein Kitt erwiesen, der bis in die fünfziger Jahre unserer Zeit hielt.

Laut Klappentext wird in Sauers Buch erstmalig der Versuch unternommen, „die tiefgreifenden Veränderungen der Napoleonzeit“ in den einstigen südwestdeutschen Rheinbundländern darzustellen. Dieser Versuch, so erscheint es uns, ist vollauf geglückt! Besser hätte der Druck des Buches ausfallen dürfen, was nicht Sache des Verfassers ist. Schriftgrad und gedrängter Satzspiegel machen die Lektüre nicht gerade zum „Augenschmaus“; doch gleichen Anhang, Register, Quellen und Literaturnachweis sowie die Bebilderung — bei der allerdings der Künstler des Gemäldes auf Seite 83/84 „Bertin“ heißen muß — diese

Mängel wieder aus. Alles in allem: Paul Sauer Werk ist eine wertvolle Bereicherung der landesgeschichtlichen Literatur! *Hans Leopold Zollner*

Paul Sauer. Napoleons Adler über Württemberg, Baden und Hohenzollern. Südwestdeutschland in der Rheinbundzeit, 332 S. mit 24 S. Abb., z. T. in Farbe, Verlag Kohlhammer, Stuttgart. 1987, 69 Mark.

Schizophrenie

Es ist nichts unbedingt Neues, wenn wir im Blick auf das Elsaß von Schizophrenie sprechen. Da kann man zum einen beim einfachen Volk auf dem Land erleben, daß auch dort das Französische sich immer mehr durchsetzt — es ist leider das hlm-Französisch, wie Weckmann es nennt, wie es in den Sozialwohnungen gesprochen wird, das in den Dörfern um ich greift und von den Großmüttern ihren Enkeln beigebracht wird. Zum anderen geht damit ein Bewußtsein einher, das Martin Allheilig so formuliert: „Aber das Elsaß, das dank der Psychoanalyse von Frédéric Hoffet befreit worden ist, hat immer weniger Angst, das zu sein, was es ist. Wenn man dann näher hinsieht, werden wir in dieser Mutation (daß das Elsässische im Poetischen sich verfeinert hat!) auch ein Zeichen von Reife erkennen“. Ist das nicht zu hoch gegriffen? Man konnte im Jahr 1986 in Karlsruhe bei einer Buchausstellung zum ersten Mal erleben, daß auch Publikationen aus dem Elsaß gezeigt wurden, man darf das in der Tat als Fortschritt bezeichnen. Die „Association Jean-Baptiste Weckerlin“ und die „Maison de la Radio“ präsentierten u. a. eine Anthologie elsässischer Gedichte unter dem Titel „Elsässisch reda“. In diesem sehr schön aufgemachten Büchlein kommen zu Wort Vertreter und Vertreterinnen aus der älteren Generation und auch aus der jetzigen. Was allen gemeinsam ist, ist ihr gefälliges und gepflegtes Elsässisch, man begegnet sogar altherrwürdigen Ausdrücken, allerschwerste geistige Gedanken werden wiedergegeben und auch die Satire kommt nicht zu kurz. Als Autoren kommen zu Wort: Engel, Finck, Gall, Kany, Leser, Mann, Matzen, Mertz, Meyer, Müller, Reff, Schittly, Sorg, Urschel, Weckmann und Winter.

Überragend sind die Karikaturen von Tomi Ungeger, die dieser zu den Texten beisteuert, einige haben schon einen klassischen Wert, u. a. jene, die die Unterschrift in verballhornisiertem Französisch trägt: „Au pay des Autruchins: Dis rien, voi rien, Entend rien, Manche bien“ (zu deutsch: Im Land der Straussen. Sagt nichts, Sieht nichts, Hört nichts, Ist gut). Der Maler Camille Claus bekennt

in einem kurzen Vorwort, daß er erst im Alter über die Entdeckung des Elsässischen zu seinem Elsäßertum gefunden hat (auch das gibt es!)

Wem darf, kann, soll man Vertrauen schenken? Werden diese Dichter auf das Volk noch den gewünschten Einfluß ausüben können? me

Reiner Hachling von Lanzener: Recht und Gericht in Baden-Baden. 64 Seiten, 9 Fotos, 10 DM, Verlag der Gesellschaft für Kulturhistorische Dokumente e. V., Postfach 2767 in 7500 Karlsruhe.

Der Verfasser leistet mit seiner neuveröffentlichten Schrift einen lesenswerten Beitrag zur Stadtgeschichte Baden-Badens. In dieser kurzgefaßten Chronik, die zu weiteren Forschungen auf diesem Gebiet anregen könnte, findet der interessierte Leser dennoch eine Fülle von juristischen Abhandlungen, die geschickt mit der kleinen und großen Weltpolitik, die Baden-Baden immer wieder berührt hat, verquickt ist. Bekannte und unbekannte Advokaten, Rechtsanwälte, Notare, Richter und Staatsanwälte des frühen bis späten 20. Jahrhunderts und bis zur jüngsten Vergangenheit werden vorgestellt. Straftaten, die Geschichte machten, sind prägnant und präzise skizziert. Natürlich darf auch der geschichtliche Ablauf von Kerkerturn bis zur Vollzugsanstalt nicht fehlen.

Illustriert ist diese Schrift mit neun sehr gelungen ausgewählten Bildern, die den Abläufen der Schilderungen Leben verleihen.

Das sehr ansprechend gebundene Heft ist für den Liebhaber der Historie Baden-Badens eine weitere Bereicherung, zumal es in einer sachlich erzählenden Form vom Autor gehalten wurde. Wie das Literaturverzeichnis zeigt, wurden umfangreiche Quellennachweise und Fundstellen herangezogen.

Der Hof Schüßler in Gottersdorf. Zur Geschichte eines großbäuerlichen Hofes auf der Walldürner Höhe. (Schriften des Odenwälder Freilandmuseums, 1). Walldürn-Gottersdorf 1987. 135 S., zahlreiche Farbtafeln sowie Abb. und Pläne im Text. 9,80 DM. (Bezug: Geschäftsstelle des Odenwälder Freilandmuseums, Rathaus Walldürn, 6968 Walldürn).

Freilandmuseen verstehen sich nicht nur als „begehbare Bilderbücher“, sondern auch als Stätten, an denen durchaus Forschung zu leisten ist. Und da die Ergebnisse dieser Forschungen der Veröffentlichung bedürfen, geben die meisten dieser Einrichtungen Schriftenreihen heraus. So nun auch das „Odenwälder Freilandmuseum“ in Walldürn-Gottersdorf, das den ersten Band seiner Pu-

blikationen konsequenterweise dem ersten dort der Öffentlichkeit zugänglich gemachten Haus widmet. „Der Hof Schüßler in Gattersdorf“ lautet der Titel des in der Druckerei Odenwälder (Buchen) hergestellten Büchleins, das auf 135 Seiten detailliert über die Geschichte und die neue Funktion des Anwesens im Freilandmuseum informiert. Der wissenschaftliche Leiter des Museums, Thomas Naumann, erläutert die früheren Besitzverhältnisse auf dem Hof, geht der Familiengeschichte der Schüßler nach und legt anschaulich auch seine Methoden der Vergangenheitsermittlung offen. Das reicht von einer Art „oral history“ bis zum trockenen Archivstudium, ergibt letztendlich ein zwar noch lückenhaftes, aber dennoch schlüssiges Bild. Die von ihm schon herausgearbeitete führende Stellung des Hofes im Dorf belegt dann auch Peter Assion mit der Auswertung zweier Rechnungsbücher, die Bürgermeister Joseph Edmund Schüßler (1836–1941) führte. Bewußt beschränkt sich Assion auf die Zeit von 1900 bis etwa 1920, macht damit aber auf imponierende Art deutlich, welche detailreiche und über die puren Angaben weit hinausreichende Aussagen eine solche Quelle erlaubt. Klug analysierend, bettet er die Einnahme- und Ausgabeposten in die damaligen wirtschaftlichen Verhältnisse ein und stellt uns den Leiter eines großbäuerlichen Betriebes als einen in der privaten Lebenshaltung bescheidenen, frommen, hinsichtlich der Entwicklungen auf dem landwirtschaftlichen Sektor jedoch geradezu welt-offenen und vor allem flexiblen Mann vor. Assions Absicht gelingt vorzüglich, nämlich die Vergegenwärtigung von „materiellen Seinsbedingungen in einer bedeutsamen Umbruchszeit“.

Während Thomas Naumann mit der Interpretation eines Inventars von 1841 dem noch ein Bild über die Vermögensverhältnisse Mitte des 19. Jahrhunderts hinzufügt, macht Berthold Frässele mit den rechtlichen und tatsächlichen Gegebenheiten bei der Hofnachfolge auf der „Walldürner Höhe“ vertraut. Klar wird dabei, daß die individuellen Lösungen Vorrang vor den gesetzlichen hatten: „Orientiert man sich an der Rechtsnachfolge im Schüßlerhof, so haben überhaupt alle gesetzlichen Vorschriften zur Hofnachfolge im Badischen Odenwald wenig Bedeutung erlangt“. Wie Frässele betont, wurde am Grundsatz der ungeteilten Hofübergabe festgehalten, Realteilung „hat es so gut wie nie gegeben“.

Barbara Kollia-Crowell und Robert Corwell legen in ihrer Übersicht zur Baugeschichte dar, daß der Hof ursprünglich (um 1725) ein zweiteiliges Gehöft mit zweistöckigem Wohnstallhaus und dazugehöriger Scheune war, der mit dem 1804 erfolgten Einzug der Schüßler eine zweite Bauphase erlebte, die ihn bis 1868 zu einem großen Haufenhof

wachsen ließ. Nennen sie schon „überraschende Funde“, so stellt schließlich Thomas Naumann die Ergebnisse der Farb- und Putzuntersuchungen vor, die bekanntlich „für nicht geringes Erstaunen“ sorgten. Die von Restaurator Hubert Vaculik entdeckten freien Wandmalereien im Obergeschoß ordnet Naumann dem Spätbarock des späten 18. Jahrhunderts zu, erklärt die figürlichen Motive und kommt zu dem Schluß, daß der so aufwendig ausgestaltete Raum entweder eine Art Hauskapelle war oder als Hinterraum für Gesellschaften eines damals an der gegenüberliegenden Flurseite befindlichen Dorfgasthauses diente.

Diese Malereien sowie die anderen im Hause angetroffenen Dekorationsbefunde waren Anlaß genug, den Hof als Dokumentationsstätte bäuerlicher Wanddekorationen einzurichten. In diesem Zusammenhang betont Naumann einerseits den damit verbundenen (und zu begrüßenden) Experimentcharakter, andererseits wollte das Freilandmuseum damit „einen kulturgeschichtlichen Beitrag zur Erinnerung an ähnliche Bauernhäuser (leisten), die ohne entsprechende Untersuchungen landauf, landab dem Bagger zum Opfer fielen ...“

Daß in dieser Region zu viele Todesurteile über Gebäude gefällt wurden, die nicht in das „festgezurrte Bild vom Haus des hinteren Odenwaldes“ paßten, meint Albrecht Bedal. Er geht Fragen der Hausforschung nach, bedauert den für den Badischen Odenwald unzureichenden Stand der „bisherigen vereinfachenden Veröffentlichungen“ und redet vor allem der Vielfalt und Differenziertheit der Hauslandschaften das Wort, fordert die Erweiterung des Blickwinkels auf Nachbarregionen und die Fortführung der im Freilandmuseum so beispielhaft exzerzierten Forschungen am Einzelobjekt. Da ist ihm in vielem recht zu geben, doch verbaut ihm die harsche Kritik an früheren Fehlleistungen den nötigen Abstand zur genauen Wertung älterer wie auch neuerer Arbeiten, die zudem seinen „neuen Ansatzpunkt“ wesentlich relativieren.

Meint er am Ende seines Aufsatzes, „nach diesen neuesten Erhebungen wird es sinnvoll sein, die bisherigen Begriffe wie ‚Odenwälder Bauernhaus‘ oder ‚Hauslandschaft des Odenwaldes‘ nicht mehr zu verwenden“, und kommt er auch zu dem Schluß, daß es keine nur auf den Odenwald bezogenen Hausformen gibt, so sei er hier an Max Walter erinnert, den er „romantischer Vorstellungen“ bezichtigt: „Ein ‚Odenwälder Bauernhaus‘, eine unserem Gebirge eigentümliche und allein zugehörige Form des Bauernhauses gibt es nicht. Im ersten Jahrgang des ‚Wartturms‘, 1926, erschien Walters Artikel über ‚Das Bauernhaus im hinteren Odenwald.“

Gerhard Layer

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Prof. Dr. Peter Assion, Universität Marburg
Bahnhofstr. 15, 3550 Marburg

Oberstudiendirektor Otmar Bischof
Eichendorfstr. 8, 6972 Tauberbischofsheim

Prof. Helmut Brosch
Professor-Albert-Straße 10, 6967 Buchen

Dr. jur. Adolf Frank, Rechtsanwalt
Pfalzgraf-Otto-Straße 10, 6950 Mosbach

Manfred Hildenbrand
Georg-Neumaier-Str. 15, 7612 Hofstetten

Helmut Lauf
Rolf-Ronecker-Str. 4, 6982 Freudenberg

Hugo Pabl
Weickstr. 14, 6972 Tauberbischofsheim

Prof. Bertold Rudolf
Friedlander Str. 3, 7500 Karlsruhe

Gym.Prof. Hans Dieter Schmidt
Am Reinhardshof 51, 6980 Wertheim

Dr. Heinz Schmitt, Direktor des Städt. Archivs
Rathaus, 7500 Karlsruhe

Hans W. Siegel
Laurentiusberg, 6972 Tauberbischofsheim

Bernhard Sprotte
Brückenstr. 30, 6983 Kreuzwertheim

Gernot Umminger
Wiesenstr. 106, 7830 Emmendingen

Prof. Dr. Ernst Wallner
Maria-Theresia-Str. 16, 7815 Kirchzarten